

Wolfgang Galinsky, 1960

OAG Kansai

1368

Da noch einige Druckfehler stehen geblieben sind, deren Entfernung das Erscheinen des Buches allzu sehr verzögert hätte, bittet die Druckerei die Leser um gütige Nachsicht.



SELIGE JUGEND IM ALTEN REICH

1878-1897

KARL VOGT

DEM GEDÄCHTNIS MEINER GELIEBTEN ELTERN  
IN DANKBARKEIT GEWIDMET  
UND FÜR MEINE LIEBEN VERWANDTEN, FREUNDE  
UND SCHULKAMERADEN  
ZUR ERINNERUNG AUFGESCHRIEBEN



Autobiographien stehen vielfach in der Gunst der Leser. Die hier wiedergegebenen Lebensereignisse sind von mir zum Teil meinen Freunden in fröhlicher Tafelrunde erzählt worden und haben zur Folge gehabt, daß mir die Niederschrift so vieler bunter Erlebnisse, die schon meine Jugend auszeichneten, nahegelegt wurde. Ich habe mich nur zögernd hierzu entschlossen, weil Erzählen und Niederschreiben nicht das Gleiche ist. Der kleine Band JUGENDERINNERUNGEN erhebt keinen Anspruch auf literarischen Wert, er enthält nur wahre Erlebnisse.

Eine besondere Schwierigkeit war für mich das Nachlassen meiner Sehkraft. Was ich erzählen wollte, mußte ich diktieren und war unfähig, das Geschriebene wieder und wieder zu lesen und durchzufeilen. Die freundlichen Leser werden deshalb um Nachsicht gebeten. Ich habe mir Nahestehenden damit eine kleine Freude machen wollen und selbst Vergnügen darin gefunden, meine Jugend noch einmal an mir vorüberziehen zu lassen. Manches mag etwas weitschweifig ausgefallen sein. Das möge man dem erzählungsfreudigen Greise zugute halten.

Ich wäre beglückt, wenn der eine oder andere an dieser ach so weit zurückliegenden Jugend, die so verschieden gegenüber der der heutigen Jugend verlief, Vergnügen fände.

*Karl Vogt*

Ninomiya, Kanagawa-ken, Japan.  
im Januar 1960.

## VORWORT

Die JUGENDERINNERUNGEN meines gleichaltrigen 81jährigen Freundes sind rein persönlich in dankbarem Gedenken an die Eltern, die Geschwister und den weiteren Kreis von Menschen, in dem KARL VOGT aufgewachsen ist.

Von außen her gesehen sind sie aber schon jetzt ein wertvolles historisches Dokument, dessen wahre Bedeutung erst zu Tage tritt, wenn die gegenwärtige Entwicklung des deutschen Volkes abgeschlossen sein wird und der Historiker dann nach lebensnahen Urkunden sucht, um den geschichtlichen Ablauf zu erklären.

Wir beide haben das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das „3. Reich“ und seinen Zusammenbruch und die Jahre bis zur Gegenwart in voller Geisteskraft erlebt, mein Freund als Auslandsdeutscher an bedeutenden Überblick gebender Stelle, ich im wesentlichen in Weimar, in dem so viele geistige Ströme zusammenfließen.

Die JUGENDERINNERUNGEN sind in der Art, wie sie entstanden sind, wertvoller als wenn sie unter soziale, kulturelle und andere Gesichtspunkte gestellt und dadurch kleine, scheinbar unbedeutende, in Wahrheit aber erst das volle Bild ergebende Ereignisse unerwähnt geblieben wären. Den zukünftigen Leser berühren die großen Zusammenhänge der Zeit mehr als der Mensch, d.h. Gesichtspunkte, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden. Schon für die heutige in kalter Atmosphäre aufgewachsene junge Generation hebt sich heraus, was die Familie durch elterliche Opferbereitschaft, Zusammenhalt der Geschwister, religiöse und künstlerische Gemeinschaft bedeutete.

Die Masse der jetzt in die Großstädte zusammengedrängten Menschen sieht, wie ein einzelner als echter Pädagoge und künstlerisch angeregter Mensch das geistige Niveau der führenden Schicht in der Keinstadt zu heben vermag, und daß dies viel intensiver wirken muß als das Vielerlei der Großstadteindrücke, von denen einer den andern aufhebt.

Der begabte Junge, der die Schule leicht bewältigt, beurteilt sie ganz anders als der durchschnittliche oder unbegabte.

In den noch gesunden Verhältnissen zeigen sich bei den Schulkameraden spontaner Wille zu wirklicher Bildung, soziales oder wirtschaftliches Emporstreben, aber auch schon die Ein-

seitigkeiten, die später die Einheit unseres Volkes sprengen sollten. Freilich läßt der kleine Auswahlkreis von Freunden und Bekannten einen systematischen Überblick nicht zu. Man muß sich der Gefahr unberechtigter Verallgemeinerung bewußt bleiben.

Die intensive musikalisch-künstlerische Entwicklung meines Freundes zeigt wie im Scheinwerferlicht alle Entwicklungsstadien und -probleme, vor denen jeder menschlich große Komponist gestanden hat. Man sieht, wieviel spezialtechnische Arbeit, aber auch welche innere Arbeit an sich selbst zum Erreichen großen Menschentums gehört. Menschen wie Beethoven sind ja für die deutsche Kultur ebenso wichtig wie die großen Dichter, die nicht unmittelbar, sondern auf dem Umwege von Begriffen auf Gemüt und Gefühl wirken.

Die wenigen Ausblicke der JUGENDERINNERUNGEN auf soziale Verhältnisse, auf Klassenvorurteile der tragenden Bildungsschicht, auf den Adel, der als Ganzes seine gesellschaftlich-sozialen Funktionen schon verloren hatte, sind wichtig, gerade weil sie nur beiläufig und ohne jede Empfindlichkeit gegeben werden.

Im Ganzen wird deutlich, auf welchen Menschen die innere Kraft und — die Schwäche unseres Volkes beruhte. Es ist bezeichnend, daß gerade die Schicht, die die sozialen Verhältnisse umstürzend geändert hat, so gut wie garnicht in den Blickpunkt der Bildungsschicht getreten war. Die Schicht, auf der unsere Kultur beruhte, war zu dünn, die Kulturbasis zu klein, der Abschluß nach oben zu groß, um die Konstanz der Kultur zu garantieren.

*Erich Kloss*

Weimar, im Januar 1960.



## SELIGE JUGEND IM ALTEN REICH

Am 23. April — dem Geburtstag Shakespeares — bin ich im Jahre 1878 zu Nienburg a.S. im damaligen Herzogtum Anhalt als 3. Kind des Rektors Adolf Vogt und seiner Ehefrau Emma geb. Wiskemann zur Welt gekommen.

Mein Eintritt in die Welt als neuer Erdenbürger muß mir sehr mißfallen haben. Ich beschrie die vier Wände, was das Zeug hielt, voll Verdruß darüber, aus dem bergenden Mutterschoß in das grausame Einzeldasein verstoßen zu sein. Ich brüllte so lange und so nachdrücklich, daß ich mir in den ersten Tagen meines Lebens einen gefährlichen Leistenbruch anschrie. Der Doktor schüttelte den Kopf und hielt mich für verloren. Aber die gute Mutter war nicht zu entmutigen. Sie brachte mich nicht nur zur Ruhe und stillte mich, sie hielt der Anweisung des Arztes gemäß 24 Stunden in bewundernswerter, nur einem Mutterherzen möglicher Standhaftigkeit und Ausdauer den Daumen auf die kranke Stelle, bis der Bruch zurückging. Der Arzt war voll des Lobes und erklärte, daß die liebe Mutter mir das Leben gerettet habe, aber es waren kritische Stunden gewesen, die den Eltern große Sorgen bereitet hatten.

Als rechtgläubiger frommer Christ hatte der Vater zu Gott gebetet und das Gelübde getan, den anscheinend wohlgeratenen Knaben — wenn er erhalten bliebe — einmal als Geistlichen dem Dienste des Herrn zu weihen. Er sah sein Gebet erhört, und die Eltern dankten Gott für meine Errettung. Ich habe später dieses Gelöbniß meines lieben Vaters nicht einlösen können. Kirchliche Strenggläubigkeit mit ihren damals von den protestantischen Pfarrern vertretenen starren dogmatischen Glaubenssätzen hat meinem innersten Wesen widersprochen. Mein Vater hat den Schmerz darüber bis in seine letzten Jahre vor seinem frühen Dahinscheiden bitter empfunden.

Die physiologische Seite dieses Erlebnisses spielte noch einmal eine Rolle, als ich mich im Alter von 22 Jahren bei den „Kaiser-Franzern“ im Süden Berlins zum ersten Mal zur militärischen Untersuchung stellte. Der Stabsarzt, vor dem ich ausbezogen stand, fragte mich:

„Haben Sie mal einen Bruch gehabt?“

„Ja“, sagte ich, „als Säugling.“

Er betastete die Leisten, ließ mich husten und sagte darauf mit militärischer Bestimmtheit: „Nein, das ist nicht wahr!“ Er dachte wohl...ich dachte auch... — er muß es ja wissen.

Mein Vater war ein kraftvoll-energischer Mann von stattlichem Wuchs, ein ausgesprochener Germane, mit rotblondem Vollbart, früh schon des Haarschmucks beraubt, mit klaren freundlich blickenden Augen, kräftiger, leicht geschwungener Nase. Aufs eifrigste dem Schuldienst ergeben, in dem er unangefochten Ansehen und Respekt genoß, aber nicht minder rege Gesang und Klavierspiel pflegend, war er dabei zugleich um Familie, Frau und Kinder liebevoll besorgt.

In jüngeren Jahren neigte er, wiewohl immer leicht versöhnt und nachsichtig in der Grundstimmung, zur Heftigkeit und aufbrausendem Jähzorn. Später — er ist leider nur wenig über 50 Jahre alt geworden — war er nur voll ruhigen Verstehens und milder Gesinnung.

Meine Mutter war neben ihm — wiewohl nicht gerade klein — eine zierliche, bewegliche Frau dunklen Typs mit leuchtenden großen stahlblauen, leicht ins Graue schimmernden Augen, dem Vater in inniger Liebe ergeben, den Kindern mütterlich weich und zärtlich zugewendet. Wie oft haben wir den Vater, wenn er des Abends die Familie in Ruhe und Behaglichkeit um den Tisch mit der traulich brennenden Lampe versammeln wollte, zu ihr sagen hören: „Nun setz dich doch mal!“, wenn die Mutter unausgesetzt noch ab und zu ging und bald dieses oder jenes im Haushalt zu schaffen hatte.

Viel Zärtlichkeit zu zeigen war in der Familie nicht üblich. Wir küßten zwar die Eltern zur „Guten Nacht“, aber ein von stiller Liebe und echt deutscher Traulichkeit erfüllter Geist waltete trotz der oft strengen und herben Art des Vaters, immer wieder ausgeglichen von der Sanftheit der Mutter, im Hause. Es gab keinen Streit, keine Gegensätze und Reibungen. Freilich duldete der Vater auch keinen Widerspruch, aber Klarheit und Gradheit strömte von ihm aus. Und dabei schwebte über dem ganzen Hausstand die Begeisterung für alles Schöne und Edle in der Welt, für Religion, Kirche, Dichtung, besonders Musik, für die auch die Mutter als tüchtige Klavierspielerin begabt war, und die Eltern erweckten in den Kindern zugleich die Liebe zur Natur, zu den Bäumen und Pflanzen, den ausgedehnten Wäldern.

Beide Eltern stammten aus dem alten Kurhessen-Lande: der Vater aus einem Lehrer- und Bauerngeschlecht aus dem Dorfe Reichenbach bei Lichtenau nahe Kassel, die Mutter aus dem Dorfe Berge bei Bischhausen, wo ihr Vater Geistlicher war und später zum „Metropolitan“ (Superintendenten) in Bischhausen aufrückte.

Vater war nach seinem Lehrer- und Rektoratsexamen auf einem längeren Kursus für Leibesübungen und zur Gesangsbildung in Berlin gewesen und hatte seinen Gesichtskreis dort mehr als üblich erweitert. Dort war er auch mit seiner wohl-durchgebildeten, strahlend hohen Tenorstimme aufgefallen, und man bot ihm sofort ein Engagement am Königlichen Opernhaus an. Er widerstand aber dieser starken Versuchung mit Rücksicht auf seine aus einer Pastorenfamilie stammende Braut, die er sich nicht gut im Umgang mit den bis zur Lockerheit freien Sänger- und Schauspielerfamilien vorstellen konnte.

Schon mit 27 Jahren wurde er als Rektor der Volksschule in das kleine Städtchen Nienburg a.S., eine Wegstunde nördlich der ehemaligen Residenzstadt Bernburg, geholt, um mit seiner fest durchgreifenden Kraft Ordnung in das reichlich verbummelte Schulwesen des Ortes zu bringen. Er führte nun meine Mutter heim, und so bin ich, wie auch meine zwei älteren Geschwister, in Nienburg geboren. Vor mir waren meinen Eltern meine Schwester Clara und mein älterer Bruder Wilhelm geschenkt worden, nach mir der jüngere Bruder Adolf. Die Kinder folgten jeweils im Abstand von 1½ Jahren. Der jüngste wurde in Oranienbaum bei Dessau, wir anderen im besagten Saalestädtchen geboren.

Ich habe an Nienburg keine eigenen Erinnerungen, da mein Vater nach vier- bis fünfjähriger Tätigkeit dort, als ich ein Jahr alt war, an die größere Bürger- und Volksschule nach Oranienbaum, einige Wegstunden südlich von Dessau, berufen wurde. Ich habe aber über das Wirken meines Vaters in Nienburg oft in der Familie erzählen gehört und war davon stark beeindruckt. Er hatte sich in schwieriger Lage durchsetzen müssen. Eine aufsässige Schifferbevölkerung, die in Leichtern und kleineren Fahrzeugen den Frachtdienst zu Wasser von der Saale nach der Elbe stromabwärts betrieb, ließ ihre Kinder häufig in der Schule fehlen. Sie mußten schon früh mit aufs Wasser gehen. Die Väter sahen den Wert einer gründlichen Volksschulbildung nicht ein. Es erschien ihnen ein ungeheuerlicher Eingriff in alte verbrieft Rechte, daß der neue Rektor ihre Kinder zu regelmäßigem

Schulbesuch, zur Anschaffung der Schulbücher und gar zu adrettem Auftreten in der Schule zwingen wollte.

Mit schweren Holzpantoffeln an den Füßen machten die Kinder einen ohrenbetäubenden Lärm in den Schulräumen. Der Vater bestand darauf, daß sie Schuhwerk trugen oder sich wenigstens möglichst geräuschlos in den Klassen bewegten. Er hatte einen schweren Stand und mußte schließlich die Ortsbehörde zu Strafmandaten gegen zahlreiche Eltern wegen Disziplinosigkeit veranlassen, was eine Zeitlang fast einen Aufstand der Arbeiter- und Schifferbevölkerung gegen ihn als den Schulleiter zur Folge hatte. Aber er fürchtete sich nicht, vertraute auf die eigene Energie und notfalls auf seine hervorragenden Körperkräfte, die er dann auch bald einmal mit nachhaltiger Wirkung zur Anwendung brachte.

Eines Nachmittags erschien bei ihm im Rektoratszimmer ein großgewachsener Schiffer, der mit heftigen Worten sich über Straf gelder wegen mangelnden Schulbesuchs und Schulbücherankaufs seiner Gören beschwerte und schließlich gewalttätig gegen den Vater werden wollte. Er hieb mehrere Male mit der Faust auf den Tisch und drohte, sich an dem Vater zu vergreifen. Aber ehe er dazu kam, wurde er von den sehr viel stärkeren und rascheren Armen meines Vaters zur Tür hinausgedrängt, wehrte sich noch oberhalb der Treppe und fand sich plötzlich zu seinem Staunen unten an der Treppe liegend wieder. „Hier steh' ich nicht wieder auf! Sie haben mir alle Knochen im Leibe zerbrochen!“ schrie und jammerte er.

„Was, Sie stehen nicht auf? Das wollen wir sehen!“ Und mit einem Ruck flog er zur Haustür hinaus. Dort nahmen ihn seine verblüfft dreinschauenden Spießgesellen in Empfang.

Dieser eine Vorfall, die Tat- und Schlagkraft des neuen Rektors, hat genügt, um Ordnung in die Bevölkerung zu bringen. Man fing an, ihn zu bewundern. Nichts imponiert den einfachen Menschen in Deutschland mehr als die Anwendung einer gehörigen Portion Kraft ohne Angstmeierei in Dingen, wo Verstand und gutes Recht sich durchsetzen müssen.

Auf der Saalebrücke, die Vater häufig bei Spaziergängen passierte, hatten sich grobschlächlige Schiffergesellen, wenn der neue Schulleiter in Sicht kam, abgewandt, ihm — mit Verlaub zu sagen — den Hintern zugekehrt und verächtlich ins Wasser gespuckt. Jetzt mit einem Male nach diesem denkwürdigen Hinauswurf standen sie Spalier am Brückengeländer, drehten sich ihm zu und zogen höflich die Schiffermützen vom Kopf. Und

so blieb es denn auch. Der Rektor hatte gesiegt, die Schule brachte Leben und Wissen ins Volk, und mit allgemeinem Bedauern sahen Bürgermeister, Schulinspektor — ein gutherziger Pastor — und die Bürgerschaft des kleinen Flußstädtchens den Neuordner ihres Schulbetriebes scheiden, als er in das Landstädtchen Oranienbaum bei Dessau versetzt wurde.

### KINDERJAHRE IN ORANIENBAUM

In dem kleinen Oranienbaum habe ich mit meinen Geschwistern eine wirklich selige Kindheit verlebt.

Oranienbaum liegt in einer ausgedehnten Ebene zwischen Mulde und Elbe, die ihre Wasser zu Überschwemmungszeiten oft über das niedrige Land ergossen und in unserem Keller das Grundwasser erklecklich ansteigen ließen. Aber wir waren den großen Flußläufen doch fern genug, hatten nur unseren Bach, der einen recht ansehnlichen Teich, den Kakauer Teich, durchströmte; und so könnte die Umgebung reizlos erscheinen, wäre der Ort nicht zur Hälfte von ausgedehnten Nadelwäldern umschlossen gewesen. Die sogenannte Oranienbaumer Heide mit ihren großen Wäldern stieß an die Gräfenhainicher Heide, und weiter ging es in immer neue Waldstücke mit schönen hohen alten Bäumen, an den Chausseen anmutig unterbrochen von grünem Laubholz, vielen Akazien, Eichen und Buchen. Die Wälder schützten den Ort gegen rauhe Nord- und Ostwinde und strömten ihren gesunden Nadelholz- und Harzduft aus. Essbare Pilzsorten der mannigfachsten Art bot der Boden und im Herbst eine Überfülle herrlicher Heidelbeeren. Noch klingt mir der Ruf der Heidelbeerverkäufer in den Ohren. Mit Handwagen zogen sie durch die Stadt und riefen: „Heelebären! Heelebären!“

Der Ort war klein genug, um Kindern allmählich einen vollen Überblick über das Städtchen und alle seine Bewohner zu ermöglichen, ein Ort auf dem Lande, dem doch etwas Städtisches für uns anhaftete, da wir mit Haus, Hof und Garten von anderen Häusern umgeben lebten, in Straßen mit kleinen Kaufläden, Werkstätten der Handwerker, Gasthöfen, Beamtenwohnungen usw. aufwuchsen, und Oranienbaum ein Amtsgericht, eine Bürgermeisterei, eine große und eine kleine Kirche besaß, seinen ländlichen Charakter aber doch nicht verleugnete. Viele Bewohner trieben Landwirtschaft, hatten Pferde oder Kühe, Schweine und Geflügel, besaßen ihre Felder in der Gemarkung des Ortes, auch zumeist einen geräumigen Garten mit Obstbäu-

men und Sträuchern. Es fehlte an nichts. Die Bevölkerung war nicht wohlhabend, aber Armut herrschte doch kaum. Es kam vor, daß vereinzelt kleinbürgerliche Familien, besonders wenn der Ernährer früh wegstarb, in Not gerieten. Mein Vater hat oft in Dessau begüterte Freunde in der Loge um kleine Geldstiftungen für solche Familien mit Erfolg gebeten und getan, was er konnte, um Elend zu lindern.

Der Boden war karg und sandig. Getreide wuchs nur kümmerlich, wogende Weizenfelder sahen wir als Kinder nicht, nur spärlichen Roggen mit vielen Kornblumen dazwischen. Dieser Bodenbeschaffenheit ist es zu danken, daß das Volk auf den Tabakbau verfiel, den ich als Kind genau kennengelernt habe. Die Stauden wurden kaum über einen Meter hoch, aber sie gaben doch, vermischt mit anderen Sorten, ein rauchbares Kraut, und geschickte Fabrikanten erweiterten allmählich ihren Betrieb, besonders nachdem auch die Zigaretten, an deren erstes Auftauchen ich mich recht deutlich entsinne, in Mode kamen. Diese Fabrikbesitzer, deren Betriebe in keinem Falle von größerer Art waren, bildeten die Elite des Ortes neben den höheren Beamten. Roenick und Maerker, besonders der erstgenannte, wurden aus diesen Kreisen intime Freunde meiner Eltern. Roenick hatte ein gut gehendes Geschäft und baute sich in meiner Kindheit bald ein herrliches Haus mit einem Balkon, auf dem im Sommer Blumentöpfe standen — ein Wunder für die kleine Stadt. Roenicks hatten nur zwei Töchter in unserem Alter, aber sehr warm sind wir mit den Mädchen nie geworden, wenn sie auch zum Umgang der Schwester gehörten.

Maerkers besaßen ein nähergelegenes zweistöckiges Haus, und bei ihnen gingen wir Buben ein und aus. Zwei Jungen, Georg in meinem Alter, Johannes in Jahren Adolf gleich, waren nebst den Söhnen des Kaufmanns Sommerlatte — Paul, der wieder mit Wilhelm, und Walter, der mit mir gleichaltrig war — unsere Kinderfreunde. Mit Georg Maerker und Walter Sommerlatte habe ich viel als Junge gespielt und mich mit ihnen herumgebalgt. Als wir reifer wurden, störte die Verschiedenheit der Geisteshaltung.

Die Kinder aus den wohlhabenden Erwerbsständen standen damals dem Leben doch etwas anders gegenüber. War Georg Maerker auch stark literarisch interessiert, als wir gründlich ins Lesen der Dichter gekommen waren, so daß wir oft mit Begeisterung unsere Eindrücke austauschten, so fehlte doch ein regerer Sinn für Musik, die viel für mich bedeutete. Walter da-

gegen war ganz nüchterner Rechner und Realist. Wir Vogts blieben als Kinder deshalb viel in der Familie und hatten genug an uns, so daß von den Freunden und ihrer Art nicht viel auf uns überging.

Wir sprachen auch ein anderes reineres Deutsch. Der Vater legte großes Gewicht auf gute Aussprache, ließ Mundartliches wohl lächelnd zu, aber wir zwitscherten doch so, wie die Alten uns vorsangen, in einem westlicheren hessischen Tonfall ohne allzu grobe Verstöße gegen die b und p oder d und t, wie sie dort ohne den singenden sächsischen Ton in einer breiten, behaglich, aber auch wieder gewöhnlich klingenden Mundart üblich waren.

Die Zierde des Ortes war ein herzogliches Schloß im üblichen Renaissancestil, ein Hauptgebäude mit langgestreckten Flügeln und mit Kavaliershäusern zu beiden Seiten, vom Schloßgraben abgetrennt gegen die Stadt und mit einem ausgedehnten reizvollen Schloßgarten, nicht zu vergleichen an Größe und Mannigfaltigkeit der Anlage mit dem beinahe weltberühmten nahegelegenen Wörlitzer Park, aber doch in sich eine mit viel Liebe und Kunst als Notstandsarbeit in der Zeit vor und nach den Freiheitskriegen vom herzoglichen Haus geschaffener Park, der sonderbarerweise der Bevölkerung auch nahegelegener Ortschaften wenig bekannt war und nicht genügend gewürdigt wurde.

Mit kunstvolle angelegten Wassergräben, dekorativen Brücken, künstlichen kleinen Hügeln, herrlichem Baumbestand, lauschigen Winkeln und mit Bänken zum Ausruhen und zu stiller Betrachtung einladend, war der Schloßgarten wie geschaffen zu beschaulichen Spaziergängen.

Ein besonderes Schmuckstück des Parks bildete ein großes, an einem breiten Gewässer liegendes chinesisches Haus. In einiger Entfernung, am Ostrande des Gartens, stand dazu eine Pagode oder besser eine Stupa-Imitation, vom Volke der Glockenturm getauft, zu dessen Fuß man durch einen höhlenartigen, kleinen, mit großen Felsbrocken eingefassten Tunnel gelangte. Waren es auch nur gutgemeinte, nach unzulänglichen Vorlagen errichtete Bauten, die den Kenner ostasiatischer Stilbauten lächeln machen mußten, so ließen sie doch eine andere bunt-fremde Welt ahnen. Wie sonderbar, daß ich so schon als Kind — nicht ahnend, daß mein Leben sich einst in Ostasien abspielen würde — Eindrücke von dieser unvorstellbar fernen und fremden Kultur erhielt, die vielleicht unbewußt den Zug in die weite große Welt in die Seele pflanzten.

Als ich mit besonderem Eifer als heranwachsender Knabe dem Zeichnen in der Natur oblag, habe ich oft gerade vor diesem zwischen hohen Bäumen emporragenden fünfstöckigen „Glockenturm“ gesessen und versucht, mit Blei- oder Buntstift und dann auch mit Wasserfarben ihn abzubilden. Ich muß hier aber schon vorgreifend einflechten, daß aus meiner einige Jahre wirklich mit Begeisterung und auch nicht ohne eine gewisse Begabung betriebenen Zeichenkunst nicht viel geworden ist. Die viel stärkere musikalische Anlage setzte sich durch und verdrängte schließlich die Neigung, es im Malen weiterzubringen, gänzlich.

Endlich ist von dem Schloßgarten noch zu sagen, daß er eine Orangerie besaß, die sich sehen lassen konnte. Von der Rückfront des Schlosses führte eine breite Freitreppe in den Park, von der aus, einen weiten Blick gewährend, ein breiter, rechts und links mit Blumenbeeten eingefasster Weg in den Schloßgarten führte. Dieser Weg wurde zu beiden Seiten in der warmen Jahreszeit mit den Orangenbäumen, die in großen bauchigen Holzkübeln standen, ausgestattet. Im Winter wurden die Bäume in ausgedehnten Gewächshäusern gepflegt. Ein Hofgärtner, ein angesehener, gebildeter Mann, war mit der Aufsicht über Orangerie und Park betraut. In der Blütezeit duftete der ganze Garten nach den wundersamen Orangenblüten, und was uns Kindern die Freude an diesen Blüten besonders erhöhte, war die Merkwürdigkeit, daß die abgefallenen Blüten eingesammelt werden durften und von den Zuckerbäckern zu höchst schmackhaften süßen Orangentafeln nach der Art der Schokoladetafeln, verarbeitet wurden, eine süße kleine Schleckerei, die aber auch von Erwachsenen gern genossen wurde.

Vor der Schloßfront lag der Marktplatz, in Kreuzform von zwei gradlinigen Straßen durchquert, die aber einen geräumigen, an den vier Ecken mit Bäumen bepflanzten Platz für die alle Vierteljahre stattfindenden Jahrmärkte freiließen. Mitten auf diesem Marktplatz stand ein großer runder steinerner Kübel mit einem in Goldbronze ausgeführten Orangenbaum, dem Wahrzeichen der Stadt, die einstmals von einem anhaltischen Herzog zu Ehren seiner aus dem Geschlecht der Oranier stammenden Gemahlin gegründet worden war.

Parallel zu der an der Schloßfront vorbeiführenden und weiter den Markt von Ost nach West überquerenden Straße verlief südlich des Marktplatzes die Försterstraße, in der ich im Hause Nr. 7 meine Kindheit verlebt habe.

Das Haus war ein stattlicher Fachwerkbau, sicherlich schon



aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als noch nicht der Steinkastenbau üblich war. Die behagliche Dachform mit Fensterluken, die sichtbaren Balkenlinien an Ost- und Westseite des oberen Stocks wiesen auf eine Zeit hin, wo die Baumeister noch mit einer edlen und großen Tradition verbunden waren. Das besondere Kennzeichen des Hauses war die Steintreppe, die von zwei Seiten mit je 7 Stufen zu einer Empore vor der zweiflügeligen Haustür führte. Die Front des Treppenaufgangs deckte ein großer Heckenrosenstrauch, der im Frühjahr mit seinen Blüten das Haus schmückte, eine Art „crimson rambler“, und der zugleich das unterhalb liegende Kellerfenster geschickt verbarg.

Das Haus muß früher wohl einmal einem wohlhabenden Landwirt gehört haben. Der sonst so sparsame Staat hatte es wahrscheinlich billig erworben.

Außer dem geräumigen Arbeitszimmer des Vaters gab es ein Esszimmer und die „gute Stube“, in der das Blüthnerklavier stand und in der Raum genug für eine größere Zahl von Gästen bei Musikabenden war. Im Obergeschoß hatten wir Kinder neben dem Schlafzimmer der Eltern ein großes Schlaf- und Spielzimmer mit einer Kammer nach der Gartenseite hin. Das Dienstmädchen hatte keine Bodenkammer, sondern eine Kammer neben der Küche.

Trat man ins Haus, so hatte man einen langen, das Haus durchziehenden Flur vor sich. Große rote Ziegelsteine mit weißen Mörtelrändern bildeten den Bodenbelag, der sonnabends mit frischem weißem Sand bestreut wurde, später ersetzt durch schönere braune, in Kreuzform aneinandergefügte Steine, die des Sandes nicht mehr bedurften.

Die Hauptsache für uns Kinder waren die Stallungen, ein Pferdestall noch mit Krippe, in der das Hühnervolk hauste, und die Wirtschaftsgebäude, darunter ein Schuppen für Holz und der Wirtschaftshof, der durch eine Mauer von dem langen, schmalen Nebenhof abgeschlossen war. An diesem floß ein Bach vorbei, eine Gefahr, aber erst recht eine Quelle von Glück für uns Kinder. Der große Hausboden war ein gegebener Spielplatz bei schlechtem Wetter.

Die Toiletten befanden sich nach damaliger Sitte auf dem Hof, daran anschließend ein Badezimmer — ein in Mittelstandswohnungen seltener Luxus! — ferner eine Kammer, von uns Kindern bezeichnenderweise Mäusekammer genannt, dann eine Waschküche mit gewaltig großem, in den gemauerten Herd eingelassenem kupfernen Waschkessel, in dem zur Freude der

Kinder im Herbst das Pflaumenmus gekocht wurde, und über der Waschküche ein Taubenschlag. Ein früherer großer Stall diente als Kohlenstall, in einem kleineren hielten wir Ziegen. Der Dünger befand sich in einer großen ausgemauerten Grube, die eine Abteilung für Asche hatte.

Der fast zwei Morgen große Garten lag von der Straße aus als ein mäßig breiter Streifen an der Rückfront der beiden Höfe. Dort waren Blumen gepflanzt. Die Westseite des Hauses deckte ein großes Weinspalier. Ihm gegenüber hatte der Vater eine starke Laube errichten lassen, durch dicke Segeltuchrollen gegen Wind geschützt und überragt von einem wundervollen hohen Fliederbaum.

An der Bachseite hatte mein Vater, der die Nebeneinnahmen aus dem Garten anscheinend grundsätzlich für Verbesserungen ausnutzte, ein Bassin für Karpfenzucht gebaut, gegen den Bach durch Eisengitter geschützt. Ein Hauptspaß war es für uns, das Wachstum der Fische und gar erst den Fischfang zu beobachten, wenn Vater im Herbst und zu Weihnachten die ersten größeren Fische für die Küche herausholte. Um das Bassin lagen die Beerenstrauchanlagen: lange Reihen von Johannisbeeren und auf Beeten verteilt, Stachelbeeren. Der Garten bot an Gemüsen (Spargel), Baum- und Beerenobst alles, was das Herz sich nur wünschen konnte, nur Birnen und Äpfel waren rar. Ein riesiger Birnbaum, der in meiner Jugend noch viele Früchte gespendet hatte, wurde vom Blitz getroffen und mußte frühzeitig fallen. Sein Holz lieferte Material für einen Zierschrank, den ein geschickter Tischler im Auftrag des Vaters anfertigte. Eine Kostbarkeit waren die an der Südseite des Hauses stehenden Pflirsiche, die in der ganzen Gegend nirgends so schön und groß reiften wie bei uns.

In diesem ausgedehnten und abwechslungsreichen Garten trieben wir uns umher, spielten, balgten uns, halfen, als wir größer waren, zunächst die Wege schön zu machen, begossen die Blumen, pflückten das Obst und jagten, wenn die Zeit der Obsternte kam, nach jedem Regen begeistert früh morgens hinaus, das Fallobst einzusammeln. Oft genug haben wir uns durch den Genuß halbreifen Obstes den Magen verdorben.

Ein Bild des Hauses hängt noch heute über meinem Bett und erneuert bei jedem Anblick den unauslöschlichen Eindruck einer sonnigen Jugend.

Ein allererster Kindheitseindruck, der in mir haften ge-

blieben ist, hat mit einer Veränderung der Umgebung zu tun. Neben den vertrauten Gesichtern der Eltern und Geschwister taucht mit einem Male die liebe Gestalt eines freundlichen weiblichen Wesens auf, das uns Kinder zu betreuen hatte. Eine andere als die liebgewohnte Hand der Mutter hob mich aus dem Bettchen und wusch mich, zog mich an. Die Eltern waren weg. Die neue Mutter besorgte uns. Etwas unerhört Neues und Einschneidendes für ein Kinderherz: es ist kein Schmerz, keine wehtuende Erinnerung, kein klagendes Sehnen nach der Mutter, das sich eingegraben und eine gleiche Stimmungslage der Seele durchs ganze Leben dem träumerischen Nachempfinden verliehen hätte. Wohl aber durchzieht mich von diesem Begebnis her, wenn ich's lebendig werden lasse, das Gefühl des staunenden Fragens, des ungewohnten, fremdartigen Zustandes, des Wissens um einen Wechsel, der unerklärbar und seltsam berührt.

Die Eltern waren zur Hochzeit des jüngsten Bruders meiner Mutter, des Oberlehrers Wilhelm Wiskemann, nach Fulda gefahren. Ich war zwei Jahre alt, und die Betreuung von Kindern und Haushalt hatte die Tante Luise Hitschhold übernommen, eine der vier unverheiratet gebliebenen Töchter des alten Lehrers und Kantors an der Schule meines Vaters. Sie mochte etwa zehn Jahre jünger sein als meine Mutter. Mit der Familie Hitschhold waren die Eltern aufs engste befreundet, und ein liebes, freundliches, kinderliebes Frauchen war die von uns nachher immer Tante Luise genannte Freundin, die uns so von unsern frühesten Kindertagen an mit Treue und Liebe umhegte und die Mutter öfters vertrat oder im Haushalt geschickt unterstützte. Mit einem sonnig-heiteren Gemüt begabt, immer voll Verständnis für all unsere kleinen Kinderspäße und Torheiten, unseren Übermut eher herausfordernd als dämpfend, braunäugig, mit gescheiteltem, welligem Haar, so steht das Bild Tante Luises vor mir, und wir sind, so lange ich in Deutschland war, immer in Verbindung geblieben. In Bernburg a.S., wohin meine Eltern später umsiedelten, hat sie durch meinen Vater als reife Frau noch eine späte Ehe mit einem verwitweten Mittelschuldirektor Doering geschlossen, der leider schon herzleidend war und nach kurzem, wenige Monate dauernden Eheglück verstarb.

Ein anderes Bild aus meinen frühesten Tagen sieht uns an Mutters Geburtstag, am 28. März, an ihr Lager treten. Sie lag im Wochenbett. Wir brachten ihr die ersten Schneeglöckchen und Krokusse aus dem Garten. Im lustigen Gänsemarsch zogen wir vor ihr auf, und ich trug auf Geheiß des Vaters, der immer

heitere Einfälle hatte, einen gestickten Pantoffel, mein Bruder den anderen, uns so in das Paar teilend, als Geburtstagsgabe, was der Mutter sichtlich großes Vergnügen bereitete. Ob es bei der Geburt der Adolf nachfolgenden kleinen Schwester Helene war, die bald darauf als Säugling starb, oder bei der Ankunft des letztgeborenen, auch nicht lebenskräftigen Brüderchens Hermann, weiß ich nicht. Ich denke aber, daß diese Szene sich wohl in meinem fünften Lebensjahr abgespielt hat, was wahrscheinlicher ist, da sich eben gerade an den letzten kleinen Sprößling und sein Verscheiden eine tiefe schreckliche Erinnerung knüpft. Ich erwachte, mit den Eltern im gleichen Schlafzimmer schlafend, an einem grauen Wintermorgen im Halbdunkel und hörte die Mutter weinen. Sie plätscherte im Waschnapf und begleitete das Wassergeräusch mit leisem Schluchzen, Stöhnen und Klagen und einem leise rinnenden Tränenstrom. Ich barg mein Gesicht in die Kissen und fühlte einen brennend heißen, aufwühlenden Schmerz meine Brust verkrampfen. Nie wieder habe ich seit jenem Wintermorgen im Dämmerlicht den Jammer eines Mutterherzens aus der ganzen Tiefe lebendiger Natur um den Verlust eines Kindes so stark mich ergreifend und erschütternd vernommen. Es war kein Aufschrei einer gegen die Vergänglichkeit unseres Daseins protestierenden Seele, nur ein stilles Weinen und Klagen in Ergebung und Demut gegenüber dem Unbegreiflichen, und war doch der tiefste Ausdruck eines wehvollen Grams, der mich erschauernd zum ersten Male das ganze Leid des Erdenlebens fühlen lehrte: in einer Mutter Klage um ihr Kind.

Weniger tief und erschreckend wirkte wenigstens gerade auf mich als den strammen gesunden Knirps ein Erlebnis, das sich, solange wir als kleine Kinder noch im Elternzimmer schliefen, häufiger wiederholte. Der Vater litt gelegentlich an Alpdruck in der Nacht und träumte dann regelmäßig, daß eine Riesenschlange sich ihm um die Brust legte und ihm schließlich mit einem Ruck ihres mächtigen Leibes die Rippen zusammenpresste. Und in diesem Schreckmoment des Traumes stieß er stets mit seiner kräftigen Stimme einen jähen Schrei aus, von dem die ganze Familie erwachte und dem regelmäßig mein empfindsamer älterer Bruder Wilhelm mit einem ähnlichen, eine Oktave höher liegenden Kinderschrei vor Schreck folgte. Zugleich aber hörten wir die beruhigende Stimme der Mutter zum Vater sagen: „Du träumst ja nur!“ — und bald herrschte wieder Ruhe und Frieden im Gemach.

Solch plötzliches heftiges Aufgeschrecktwerden wird auf das zarte Kindergemüt Wilhelms wohl früh ungünstig gewirkt haben. Er neigte viel mehr als wir anderen Kinder zur Überempfindlichkeit. Bei mir mußte es schon derber kommen, um Eindruck zu hinterlassen, wie es z.B. eine unheilvolle Verfolgung durch Hornissen war, die wir als Kinder erlebten. Auch diese kleine Begebenheit fällt in meine sehr frühe Kinderzeit. Wir waren am Ausfluß des nach unserem Oranienbaum fließenden Baches aus dem Kakauer Teich und spielten dort an einem kleinen Grashang, als sich plötzlich ein großes Geschrei erhob. Irgendjemand mußte ein Hornissennest aufgestöbert haben, dessen Insassen sich voll Wut auf die Kinderköpfe stürzten. Wir flogen auseinander wie eine Schar aufgeschreckter Vögel und schlugen wie wild mit den Armen um uns, die bösartigen Insekten abzuwehren. Meine Brüder und ich wurden wohl nicht von ihnen überfallen, aber Schwester Clara trotz ihres vollen schönen Haares heftig am Kopf gestochen. Ich sehe uns noch, wie wir wie vom Teufel gehetzt in der milden Nachmittagssonne davonstürzten. Flink und kräftig genug waren ja die kleinen Beine, die fleißig im Spiel und auf Spaziergängen geregt wurden.

Auf einem Streifzug im nahegelegenen Tannenforst spielten wir Kinder einst an einem Sommernachmittag an einem freien Sandplatz, als ein Bote der Eltern kam, wir sollten sofort nach Hause kommen: der Erbprinz des Landes käme in die Stadt. Wir wurden zu Haus rasch in unseren Sonntagsstaat, neue dunkelblaue Höschen und Jäckchen aus Samt, gesteckt und defilierten dann als die Kleinsten der Kleinen, noch nicht zur Schule gehörig, am Schluß der vom Vater vor dem Prinzen, der schlank und rank in Uniform auf der Freitreppe des Schlosses stand, vorbeigeführten ganzen Schule hinterdrein. Wie alle Schulkinder schwenkten auch wir Fähnchen in den deutschen oder anhaltischen Farben, grün-weiß. Die Schwester war wohl schon unter ihren Schulmädchen eingereiht. Wir drei Brüder als samt-nes Kleeblatt erregten die Aufmerksamkeit des Prinzen, und der Vater war stolz darauf, die niedlichen Kleinen als die seinen dem Prinzen vorstellen zu können. Dieser Erbprinz war lange Zeit Gegenstand der Schwärmerei sowohl des Ortes als auch des ganzen Ländchens wegen seines ritterlichen Wesens und seiner Leutseligkeit. Er erlag früh der Schwindsucht in Cannes, wo er Heilung gesucht hatte. Sein Tod muß ungefähr in die Zeit nahe vor oder nach dem großen deutschen Trauerjahr 1888 gefallen sein und mehrte noch das vielwöchentliche Trauergeläut der

Kirchenglocken in unserem Städtchen aus diesem besonderen Anlaß.

Ich war ein fröhlicher kleiner Junge, übersprudelnd von Lebenslust, immer voll kleiner lustiger Einfälle, zu Neckereien und Späßen aufgelegt. Über alles und jedes wußte ich zu lachen, ob es nun spaßhafte Wortwitze waren, die mich ergötzten oder dieser oder jener Gegenstand, den ich komisch oder zu belachen fand, oder Personen, deren Haltung, Gangweise, Sprechart und Äußerungen mich zur Nachahmung und zum Lachen reizten. Dazu tollte ich den ganzen Tag in Haus und Garten herum, stöberte alle Winkel der weiten Räume durch, des großen Dachbodens über dem oberen Stock, suchte Sperlingsnester an den Dachbalken, kroch in den zahlreichen Stallungen des Hofes und auf dem geheimnisvollen dunklen Heuboden über ihnen herum, fürchtete mich auch nicht vor dem „schwarzen Mann“, der darin hausen sollte, von dem das plauderhafte, Kinder so gern in Angst und Schrecken versetzende Hausmädchen schwatzte, trietzte das Hühnervolk und jagte es, wenn die Abendsonne voll in die Fenster der oberen Nordwestkammer fiel, mit einem wilde Lichtkreise werfenden Spiegel vor der Zeit ins Bett und wollte mich halbtot lachen, wenn die Mutter sich wunderte, daß die ganze Hühnerschar schon vor der gewöhnlichen Stunde schlafen gegangen war. Meine Eltern erzählten mir, wie ich als winziger Bub bei dem ersten großen Hagelschlag, den ich erlebte, vor Begeisterung mich nicht zu lassen wußte, und während alles vor den harten großen Eisstücken, die vom Himmel sausten, flüchtete, hinaus ins Freie rannte und jauchzend vor Freude herumspringend und die Hände gen Himmel gestreckt das Ereignis als einen großen Spaß genoß. Immer zu kindlichen Spielen geneigt, Jungenstreiche im Kopf, wurde den ganzen Tag herumgejagt („gejochert“, wie sie in der Mundart sagten). Ich war der Schrecken des Schuldieners Kraetsch, der bei uns gärtnerete und dem ich über die frischangelegten Blumen- und Gemüsebeete sprang, wohl auch manchmal daneben hüpfte, was ihn zu dem Ausruf brachte: „Et muss allens rujenieret sin!“ Ja, er hatte seine liebe Not mit uns, war aber gutmütig und kinderlieb genug, uns nicht zu verschüchtern, wenn er sich über unsere Ausgelassenheit ärgerte. Mein jüngerer Bruder machte das wilde Treiben, das zumeist von mir ausging, als echter Spielkamerad mit, aber der ältere, Wilhelm, war ein gut Teil artiger, sittsam und still. Ich war der stämmigste und stärkste von uns drei Buben, darum in der Familie der „Dicke“ genannt. Adolf war als Zwilling zur

Welt gekommen, und es hing ihm lange eine gewisse Schwäche an. Der Zwillingbruder war als Säugling gestorben.

Meine größere Robustheit äußerte sich auch in Kraftausprüchen. So ging ich einst als Büblein mit Wilhelm im Garten spazieren und sagte zu ihm im Drange sich regender Lebensgeister: „Du, Willem, wir werden mal Männer!“, worauf der zarte Bruder erwiderte: „Das kann man nich weissen, vielleicht werden wir auch Frauen!“ Kinderworte, die die Eltern uns später lachend wiedererzählt haben. Ich war „strambulsterig“, Wilhelm früh schon nachdenklich, einfühlsam und weichen Gemüts. Ich nahm die Welt wie sie war, genoß die sonnigen Tage der Kindheit in vollen Zügen, prügelte mich mit Adolf oder kleinen Freunden der Nachbarschaft und maß die Kräfte. So war ich der „wilde Karl“, der „Unband“ der Familie, der immer herumtollte, an Bäumen und Spalieren in die Höhe kletterte, „heckerte“, wie wir dort sagten und oft der Mutter Müh und Arbeit mit zer-rissenen Höschen machte. Ohne kleine Verletzungen, Unfälle und Schmerzen ging es dabei nicht ab, aber darüber zu jammern und zu weinen: das war nicht anständig und gehörte sich nicht.

Schon früh erlitt ich durch mein Ungestüm einen ernsteren Unfall. Tante Minna, die einzige unverheiratete Schwester der Mutter — neben drei anderen verheirateten —, die Jahrzehnte in England als Gouvernante in vornehmen Häusern gewirkt hatte, war meine Patentante und besuchte uns. Ich muß wohl gegen zwei Jahre alt gewesen sein. Sie führte mich die große Stein-treppe hinunter, die in den Hof führte, ich riß mich los, eilte die Stufen hinab und stürzte dabei so unglücklich, daß ich mit dem Kopf auf die Steine schlug und über der linken Schläfe ein großes Loch hatte, das der herbeigerufene Doktor mit mehreren Stichen zusammenflicken mußte. Die Narben habe ich zeitlebens behalten.

Eine andere Quelle des Unheils für uns Kinder, soviel Freude wir auch wieder davon hatten, war der Bach, der an Hof und Garten vorbeifloß. Aus einem niedrigen schmalen Stallgebäude führten Stufen zu einer großen Steinplatte, von der aus Wäsche gespült und Töpfe gereinigt wurden, gegen den Bach durch eine schwere Tür abgeschlossen. Diese Tür schlug beim Winde regelmäßig zu, und wenn wir Kinder auf dem großen Stein hockten und im Wasser planschten, Kähne fahren ließen und uns vergnügten, kam es nicht selten vor, daß die Tür uns einen gewaltigen Stoß von hinten versetzte und wir, pardauz, im Wasser lagen. Der Bach war nur wenige Fuß tief, der Schrecken aber meist groß genug; und wieder herauskommen und auf die Steinplatte

zurückkriechen: das war für einen Knirps schon eine Leistung. So kam es, daß wir Kinder eins nach dem andern, auch die Schwester Clara, bei solcher Wasserfahrt nach dem gegenüberliegenden Ufer des langsam dahinströmenden Bachs steuerten und von der hilfreichen Frau Reinknecht, unserer Nachbarin, die auf das Geschrei hin aus ihrem Garten herbeieilte, aus dem Wasser gezogen wurden. An deren Uferseite führte eine richtige kleine Treppe vom Bach in die Höhe, die leichter zu bewältigen war. Dann führte uns die gute Frau durch ihren Garten um ihr Haus über die Straße zurück, und wir standen naß wie die Padden dann meist schreiend im Hausflur und wurden von der Mutter — nicht gestraft oder ausgescholten — sondern lieb und sorgsam entkleidet und zunächst mit Fliedertee oder einem andern Tränklein ins Bett gebracht.

Natürlich hatte der Vater für einen Haken an der Unheilstür zum Bach gesorgt, aber weder das Mädchen noch die Kinder dachten daran, ihn einzuhängen.

Eines Tages hatten wir wunderschönes Holz mit dicker Baumrinde bekommen, Fichten oder Kiefern werden es gewesen sein. Die dicke Rinde war wie geschaffen, daraus kleine Gegenstände zu schnippen, besonders in Kahnform auszubohren. Ich schnitzte mit einem spitzen Taschenmesser weidlich an einem solchen Stück Rinde, als mir das Messer plötzlich in das Ende des linken Daumennagels fuhr. Der Finger begann heftig zu bluten, und ich eilte zum Bach, ihn zu kühlen und ausbluten zu lassen. Aber das Blut strömte und der Nagel hing fast ganz herunter. Mit einem kräftigen Ruck dachte ich ihn abzureißen, aber das ging auch wieder nicht. Die Schmerzen dabei und der Blutverlust müssen mich wohl halb ohnmächtig gemacht haben, denn ich wurde plötzlich von den Eltern geholt. Die brave Frau Reinknecht hatte mein Erbleichen von gegenüber gesehen, mich angerufen, ohne eine Antwort zu bekommen und erschrocken die Eltern benachrichtigt. Ich wurde auf ein Stühlchen gesetzt, und der Vater schnitt mir, ohne daß ich dabei mit der Wimper zuckte, den herunterhängenden Nagel samt dem noch daran befindlichen Fleisch mit einer Schere weg. Der Schaden war bald geheilt und hinterließ bei mir ob der Anerkennung für Tapferkeit, die ich fand, ein kleines Gefühl von Stolz und Mannhaftigkeit: „— wir werden mal Männer!“

Aber ein anderes Ereignis, das meinem Stolz und meinem Ehrgefühl einen erheblichen Stoß versetzte und, da es nicht wie meine mutwilligen Bubenstreiche nur die Haut ritzte, sondern



ins Herz griff und zum erstenmal über alle Glückseligkeit eines urgesunden frohen Jungenlebens den Schleier der Trauer und Schwermut legte, ist in der Seele haften geblieben und hat wohl erzieherisch gewirkt, aber einen schmerzlichen Nachhall hinterlassen.

Mein fünfter Geburtstag war gekommen, die Natur war erwacht, die Bäume blühten, zu der Pracht des Frühlings draußen kamen die Blumen auf dem Geburtstagstisch, den mir die lieben Eltern mit kleinen Gaben rüsteten; und eine für uns damals besondere Gabe waren zwei Schokoladetafeln, von denen aber nur sparsam ab und zu ein Stückchen abgebrochen und mit den Geschwistern genossen wurde. Aber es mundete doch so köstlich und war doch auch mein Eigen: ich brach mir heimlich, wenn auch mit etwas schlechtem Gewissen, zwei Riegel ab und verzehrte sie eines Nachmittags allein. Am andern Tag war Sonntag, der Vater wollte in die Kirche gehen, da gab es vorher ein Hallo im Hause. Die Schwester hatte entdeckt, daß an der Tafel ein Teil fehlte. War ich nicht gleich dabei, als es aufkam oder wie war es, daß sich alles so unglücklich entwickelte? Der Vater fragte uns alle einzeln der Reihe nach: „Hast du die Schokolade gegessen?“ im strengen Ton, und ich wiederholte das „Nein“ der andern. Er geriet außer sich und schrie uns an: „So habe ich einen Lügner im Haus! Wenn ich von der Kirche komme, will ich wissen, wer es gewesen ist“. — Ich ging in dem Hof und verbrachte eine Stunde in schwerer Herzensnot, rang die Hände vor Zerknirschung und Selbstvorwürfen, daß ich nicht gleich die Wahrheit gesagt hatte. Auf dem frischgeharkten Boden, der in freien Flächen immer für den Sonntag schön gemacht wurde, ging ich verzweifelt auf und ab. Als der Vater zurückkam, bekannte ich mich schuldig. „Du bist also der Lügner gewesen...“, so sagte er. Durch den Kirchgang wohl milder gestimmt, ließ er den Stock, den ich erwartet hatte, in der Ecke stehen. Aber als wir uns zu Tisch setzten und ich wie üblich an seiner Seite gewissermaßen den Ehrenplatz als der immer fröhliche Bub einnehmen wollte, stieß er mich zurück: „Mit einem Lügner sitze ich nicht mehr zusammen!“ Ich mußte den Platz mit meinem jüngeren Bruder tauschen und weinte bitterlich.

Eine Tracht Prügel, auf die ich gefaßt war, hätte ich als eine gerechte Buße hingenommen; daß der Vater mich von sich wies und mir damit seine besondere Zuneigung entzog, war hart. Das Leben schritt über den kleinen Vorfall hinweg, meine Geschwister wußten später gar nichts mehr davon, aber in meinem Herzen

blieb der Stachel. Die voll Unbefangenheit einer im Grunde durch die liebevolle Führung zur Lauterkeit und Wahrhaftigkeit erzogenen Kinderseele, die nur vorübergehend eingeschüchtert sich versteckt hatte, war getrübt, der Frohsinn gestört und der Vater, den ich fröhlich als Kameraden und älteren Bruder angesehen hatte, zum strengen Gebieter geworden, dem ich mich nur scheu zu nähern wagte.

### SCHULJAHRE IN ORANIENBAUM

Als ich im Alter von sechs Jahren zur Schule kommen sollte, ging der Scharlach unter den Kindern des Orts um. Auch wir Kinder wurden davon befallen, ich anscheinend später als die Geschwister und vielleicht auch heftiger. Anstatt mit den kleinen Altersgenossen und Genossinnen den ersten Schultag anzutreten, von den Eltern zur Schule begleitet und dort von dem Lehrer der Unterstufe mit einer Zuckertüte begrüßt zu werden, lag ich wochenlang isoliert von den Geschwistern im Bett und war sehr traurig darüber, ausgeschlossen zu sein. Die Schule hatte ja für mich keine Schrecken, Schwester Clara und Bruder Wilhelm besuchten sie schon, und durch die Stellung des Vaters hatte sie immer im Mittelpunkt des Familienlebens gestanden, so daß mir der Eintritt in die Schule nicht als ein unvermeidliches Übel, sondern eher als eine große Freude und erwünschte Gelegenheit, mit andern Kindern zu spielen und sich zu messen, erschien. Der Scharlach, der damals so oft Kinder dahinraffte und wohl auch in dieser Zeit in nicht ganz leichter Form auftrat, muß mich aber stark gepackt haben, denn ich erinnere mich daran, daß ich in den Genesungswochen, in denen ich freilich übermütig wie immer die Schwester, wenn sie einmal verstohlen zum Zimmer hereinschaute, rasch an ihren beiden langen Zöpfen zupfte, doch nachhaltig weiche rührselige Stimmungen empfand.

Am Morgen meines Geburtstages erhielt ich noch im Bett liegend die kleinen Liebesgaben, alle für den Schulbedarf bestimmt, Schiefertafel, Griffel und einen wunderschönen kleinen Tornister, der mich gewaltig erfreute, aber zugleich auch traurig stimmte, daß ich ihn nicht sofort stolz auf dem Rücken tragen und damit zur Schule pilgern konnte.

Nach überstandenem Fieber, während dessen mich die Mutter zärtlich pflegte, als ich mit frischen Sinnen im Genesungszustand im Bett lag, fühlte ich zum erstenmal mit inbrünstigem Staunen alle Wonnen des erwachenden Frühlings in der Natur. Ich lag in dem großen Ostzimmer des oberen Stocks, gegenüber meinem

Bett stand die Kammertür offen, und durch das offenstehende Fenster hindurch sah ich die über die Hofgebäude hinwegragenden in voller Lenzespracht blühenden Obstbäume. Sonne lag über dem mit jungem Grün der eben entfalteten Blätter vermischten weißen Blütenmeer, die Vögel zwitcharten, ein Klingen und Singen in der Luft drang herein, in tiefen Atemzügen sog ich den belebenden Hauch ein. Friedliche Stille ringsum. Ein reges Keimen, Blühen, Wachsen und Werden, das mir zartsüße Bedrängnisse in die Brust jagte, mich mit stillen Wonnen erfüllte und doch zugleich wehmütige Rührung erregte. Es war, als wenn mit einem Zauberschlag die ganze Welt verwandelt wäre. Die Allgewalt des frohen Blühens und Werdens feuerte zu freudigem Mitgehen und Vorwärtstreben an, aber das nicht sofort Mitspringen- und Tanzenkönnen hielt den Jubel nieder. Die Gegensätze der Welt, der Dualismus des Seins, die Welt der Gefühle in Schmerz und Lust geteilt: das war wohl, was bei dem berausenden Anblick der Blütenbäume mir in die Seele drang und jene mein Wesen ergreifende, aus Lust und Leid wundersam gemischte Stimmung später oft wachrief: unverlierbarer Gewinn einer Kinderkrankheit, die das Bewußtsein weitete.

Bald waren alle wehmütigen Tage des Abgesperrtseins und verzögerten Schuleintritts vergessen. Es kam der Tag, wo mich die Mutter zur Schule brachte. Die Klasse war versammelt und betrachtete neugierig den verspäteten ABC-Schützen, der nun mit ihnen lernen sollte, und der Lehrer überreichte mir die ersehnte Zuckertüte, die den Beginn des bitteren Lernzwanges nach der seligen Freiheit der Kinderjahre versüßen sollte. Es fiel mir nicht schwer, mich an Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen, und das Erlernen von Lesen und Schreiben war mir ein Spaß. Ich war für mich allein schon ziemlich weit in dieser Kunst gediehen. Ich hatte die Schule ja ersehnt, und bald war ich daran gewöhnt, mit den Geschwistern, den Ranzen auf dem Rücken, allmorgendlich in früher Sommerstunde den Schulweg von etwa 8 Minuten zu wandern. Bisweilen ging es im Laufschrift. Nichts fürchterlicher als zu spät zu kommen und etwa noch draußen vor der Schule schon die Schulglocke, die immer kurz vor Beginn des Unterrichts geläutet wurde, zu vernehmen. Pünktlichkeit für alle Schüler und Schülerinnen war oberstes Gesetz, und es setzte gleich was, wenn einer zu spät kam. „Unse Seher (Uhr) junk falsch!“, sagte mancher kleine Bengel, der sich verspätet hatte, und er witschte durch, aber wenn es zu oft vorkam, gab

es Klappe oder eine Tachtel. Man war schnell bei der Hand, widerspenstige, faule oder bummelige Knaben körperlich zu züchtigen, der Rohrstock, der „gelbe Onkel“, stand immer bereit im Schulschrank, wurde aber doch nur ausnahmsweise gebraucht und dann nur mit Maßen. Den Wert einer etwas herben Erziehung habe ich durchaus anerkennen gelernt. Jungen müssen in bestimmten Entwicklungsjahren derbe angefaßt werden, soll aus ihnen was Rechtes werden, und oft wirkt auf einen irgendwie störrischen oder verkrampften Knabensinn eine ordentliche Prügelsuppe heilsam und erlösend. Die Engländer wissen, warum sie in ihren Knabenanstalten den Stock nicht missen wollen. Zu welchen Auswüchsen und eigensinniger Launenhaftigkeit das Nichtschlage-Prinzip der Japaner in ihrer Erziehung der männlichen Jugend führt, liegt klar vor Augen. Japanische Erzieher lassen sich gereizt zu Wutausbrüchen und heftigen oft grausamen Strafen, Schlägen ins Gesicht u. dergl. hinreißen, die Anwendung des Stocks als eine überlegte und zweckvoll angewandte Maßnahme ist ihnen unbekannt.

Nur einmal ist es mir passiert, daß ich als kleiner Bub selbst solche Prügel vor der ganzen Klasse bekommen habe und das noch dazu eigentlich recht unschuldig. Die ausgebrochene Lese-wut, mit der ich nach fertig erlernter Lesekunst über alle Bücher herfiel, war daran schuld. Es war wohl in der 2. oder 3. Schulklasse, daß mir mein Freund und Schulkamerad, neben dem ich auf der Schulbank saß, Walter Sommerlatte, ein paar kleine Bücher in die Hand drückte, die er unter dem Schulpult auf dem für die Schulbücher bestimmten Platz gefunden hatte. Er teilte mir davon die Hälfte zu. Die Klasse war zuvor von einem älteren Jahrgang benutzt worden, und irgendein Junge hatte die Bücher, die ich rasch als zur Bücherei der Schulbibliothek gehörig erkannte, vergessen. Es waren kleine schwarz gebundene Bändchen mit gelben Zetteln und der Nummer auf dem Rücken, Erzählungen von Franz Hoffmann, Oskar Hoecker, Johanna Spyri und ähnliche Jugendschriften, wie sie damals im Schwange waren. Ich nahm sie mit nach Hause und las sie rasch durch. Es waren wohl nicht die ersten solcher Bücher, die ich mitbrachte, so daß dies nicht weiter auffiel, aber das dicke Ende folgte. Der Schüler, der sie entliehen hatte, vermißte die Bücher, und es wurde bald festgestellt, wer sie entführt hatte. Im Elternhaus wurde davon gar keine Begebenheit gemacht. Ich schilderte, wie das gekommen war und war mir in aller Harmlosigkeit auch gar nicht bewußt, unrecht getan zu haben, da es sich doch um die selbst-

verständlich zurückzugebenden Leihbücher handelte. Daß wir dem anderen, der sie entliehen hatte, und der rückgabepflichtig war, eine unangenehme Stunde bereitet hatten, soweit konnte ich noch gar nicht denken! Mein Vater mußte aber wohl doch mit dem Klassenlehrer für richtig befunden haben, uns beiden kleinen Sündern die unrechtmäßige Wegnahme der Bücher recht nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen, obwohl ich selbst, wenn Walter sie mir nicht in die Hand gedrückt hätte, sie kaum genommen haben würde. Auch wollte der Vater der Schule beweisen, daß er seinen Jungen und den Sohn eines angesehenen, ihm befreundeten Kaufmanns nichts der gerechten Strafe entzogen wissen wollte. Und so wurden wir beide eines Tages vor das Katheder gerufen, ich mußte mich bücken, das Höschen wurde straff gezogen und -plautz-! hatte ich ein paar derbe Hiebe mit dem Rohrstock weg, die ich ohne mit der Wimper zu zucken hinnahm. Ich verbiß den Schmerz und ging gelassen mit dem Gefühl, dir geschieht ganz recht, warum warst du auch so dumm und hast dich von Walter zu dem dummen Streich verführen lassen, zu meinem Platz, während dieser bei Beginn der Exekution vor Angst einen See vor dem Katheder machte, ein gellendes Gebrüll bei Empfang der Hiebe ausstieß und dann wie ein Sperber, heulend und mit beiden Händen auf dem schmerzenden Hinterteil, zu seiner Schulbank zurückschoß.

Übrigens wurden die kleinen Mädchen, mit denen wir zusammen in der Klasse saßen, schonhafter behandelt. Sie erhielten höchstens mal einen Hieb über den Rücken. Und wir fragten nicht nach den Gründen dieser Unterschiedlichkeit. Die Mädchen waren doch schwach und zart und solche Erklärung genügte. Die Mädchen saßen in den Klassenzimmern immer der Kavaliersitte gemäß rechts auf den Schulbänken, von uns, die wir die linke Hälfte der Klasse einnahmen, durch einen Gang getrennt.

Diese gemeinsame Erziehung hat meinem Gefühl nach nie zu den geringsten Problemen geführt, sie erschien uns allen als das natürlichste und einfachste Ding der Welt. Wir gehörten doch alle den Elternhäusern mit ihrem Bestand an Jungens und Mädels, und wenn wir doch im Hause immer zusammen waren, warum sollte es in der Schule anders sein? Es fehlte ja auch in der Kinderseele jedes Gefühl vom Unterschied und Gegensatz der Geschlechter. Höchstens dachten wir eben, die Mädchen müßten feiner, zarter, schonhafter angefaßt werden, und selten keimte ein Empfinden von ursprünglicher Verschiedenheit des Wesens. Kam es aber vor, daß die Mädchen in der Klasse sich durch ihr

keckeren, sichereren Auswendiglernen auszeichneten, so wirkte das bestimmt als ein höchst fördersamer Ansporn und Antrieb für die Knaben, es ihnen gleich zu tun und ebenso schnell bei Fragen an die ganze Klasse den Zeigefinger zu erheben und „anzuzeigen“, daß man die Antwort parat habe, wie dies die Mädchen konnten. So führte die gemeinsame Erziehung zu einem nicht gerade brennenden Wetteifer, der aber doch wohltuend wirkte.

Die ersten Zeiten auf der Schule verflossen still wie im Traum. Gut vorbereitet, mit einem guten Gedächtnis, war mir alles ein Spiel, das Hantieren mit der Schiefertafel, die Anfangsgründe der Schreib- und Lesekunst, das Wiedererzählen von Geschichten und dergl. Es war eine kleine gesittete Kindergesellschaft, die da in der Bürgerschule zusammen aufwuchs. Im gleichen Gebäude, aber gänzlich getrennt von unseren Klassen, war die Volksschule für die Kinder ärmerer Familien untergebracht. Ein Gegensatz hat aber nicht bestanden, das gleiche Schulgebäude und der Geist meines Vaters und seiner Lehrer wirkten ausgleichend genug.

Merkwürdigerweise sind es aus diesen allerersten Schuljahren die eigentümlichen Gerüche, die die Kinderschar ausströmte, aber auch die von Schiefertafel, Schwamm und Klassenstaub, die mir im Gedächtnis geblieben sind. Vielleicht war die körperliche Sauberkeit der damaligen Zeit nicht allzu groß, wiewohl die Bürgerkinder gut gehalten wurden. Badezimmer in den Häusern waren eine Seltenheit. Die Lehrer achteten streng darauf, daß die Kinder mit blanken Händen erschienen, die übrigens anfänglich auf dem Tisch gefaltet, später zusammengelegt oben gehalten werden mußten.

Ohne besondere Anstrengung gelang es mir, meist den obersten oder wenigstens den zweiten Platz unter den Klassenjungen einzunehmen. Bei jedem Quartalszeugnis wurde nach der Zahl der Nummern für die einzelnen Fächer der Klassenplatz bestimmt. Aber es zeigte sich doch bald, ich meine etwa im 2. oder 3. Schuljahr, bei mir eine Schwäche, die meine Leistungen herabsetzen mußte: das war ein besonderes Manko im Kopfrechnen. Ich entsinne mich, daß ich in bestimmten Rechenstunden mit der Klasse nicht mitkam. Ich hatte den Übergang vom konkreten zum abstrakten Zahlenbegriff irgendwie nicht mitgemacht und mir beim Rechnen im Kopf — wahrscheinlich war es das Dividieren — mit reger Phantasie ein sonderbar mystisches eigenes System zusammengereimt... Ich habe nur noch eine

verschwommene Vorstellung von den gewissermaßen körperlichen Zahlengebilden, die ich mir vorstellte und war ganz erstaunt, daß meine Antworten gänzlich daneben hauten und ein großes Kopfschütteln bei dem betreffenden Lehrer verursachten. Er mußte wohl bald dem Vater von diesen sonderbaren Rechnereien seines Karl erzählt haben, denn ich wanderte eines Nachmittags zum Lehrer Graf, der als Junggeselle am Marktplatz in einer Giebelstube hauste und erhielt dort einen gründlichen Nachhilfeunterricht im Rechnen. Das war aber nur eine kurze Zeit nötig, dann war die Klammer um das Köpfchen gelockert und es zeigte sich, daß ich nun dahinter gekommen war, was die Zahlen eigentlich meinten. Von Hause aus fleißig und ehrgeizig, übte ich mich selbst, so daß ich bald im Gleichtakt mit den andern im Rechnen marschierte und sogar auch darin meinen „Mann“ stand. Aber irgendwie muß doch in der Anlage ein Minus oder eine Überwucherung der vorhandenen Durchschnittsanlage durch Phantasie bestanden haben, denn Jahre später brach mit viel größerem Nachdruck ein Rückstand des mathematischen Verständnisses aus, der mir viel Kummer im letzten Gymnasialjahr bereiten sollte.

Der Unterricht in der Schule begann allmorgendlich mit einem Gebet und dem Singen eines Chorals, den der Lehrer meist auf der Geige begleitete. Am schönsten aber war es doch für mich, als ich ein Ohr dafür hatte, wenn ich meinen Vater aus der ersten Klasse zu dem Choral der Mädchen- und Knabenstimmen mit seiner hellen klaren Tenorstimme singen hörte, wie sein wundersamer Gesang mit den hellen Tönen hoch über den andern Stimmen zu schweben schien, sie in Terzen und Sexten und Übergangstönen, künstlerisch geübt, verschönte. Dann ergriff mich die Allgewalt der Musik, die so früh mein Wesen aus der vielen Hausmusik, die wir zu hören bekamen, mit Entzücken erfüllte und machte mich zugleich stolz auf die unbezweifelbare Überlegenheit des Vaters und die führende Stellung, die er auch in dieser Hinsicht in der Schule einnahm. Die Musik war es auch, die mich mit den ersten Vorgefühlen einer Andacht bewegte und mehr als die eigentlichen Vorstellungen und ersten Begriffe von Gott und Jesus Christus, die ehrfürchtig, aber verschwommen und ahnungsvoll hingenommen wurden, eine religiöse Grundstimmung in mir schuf.

Der Religionsunterricht stand dabei mit der biblischen Geschichte, den Sprüchen, die wir brav und in ausgedehntem Maße auswendig lernen mußten, den Gesangbuchliedern und später

dem Katechismus im Mittelpunkt der Schulbildung. Die bildungsreichen Geschichten des Alten Testaments, in sorgsamer Auswahl, waren mir bald alle geläufig und wurden gern und genau nacherzählt, wozu wir als Bildungstoff für das freie Sprechen gehörig angehalten wurden. Dann kam das Neue Testament mit der herzbewegenden Leidensgeschichte des Heilands. Unendlich vieles lernte ich davon auswendig. Ich konnte bald die ganze Bergpredigt hersagen, und wenn auch vieles vom Verstande noch nicht aufgenommen wurde, waren die Worte der Lutherschen Sprache doch voll Klang und Poesie und zauberhafter Wucht und setzten sich in der Seele fest, um einen Bestand für das Leben zu geben. Als ich später auf das Gymnasium kam, waren meine Bibelfestigkeit, die Kenntnis vieler Choräle, Sprüche, des ganzen Lutherschen Katechismus, der Reihenfolge aller Bücher der Bibel, einschließlich der großen und kleinen Propheten, immer größer als die der Schüler, die nur die Vorschule des Gymnasiums durchgemacht hatten, und von ihr kam eine gewisse Unbefangenheit in der Handhabung der Sprache und ein Streben, mich poetisch und bilderreich auszudrücken.

Daß ich mich gerade im Religionsunterricht auszeichnete, bewirkte auch der Geist unseres Hauses. Die Mutter aus dem alten Theologengeschlecht stammend, der Vater strenggläubig und voller Ehrfurcht den höchsten Fragen gegenüber, pflanzten frühzeitig in unser Herz eine einfache strenge Gläubigkeit, ohne doch in dogmatischer Starrheit Lehrsätze vorzuhalten und Zweifelsfragen aufzuwerfen. Gott war der Allschöpfer und Allhalter, aus dessen Hand wir Menschen stammten und dem wir alles, unser Leben und unser Brot, zu danken hatten. Der Heiland war mehr der Menschen- und Kinderfreund, der die Herzen an sich zog, als der Erlöser von einer unvermeidlichen uns angebornen Sündhaftigkeit, die uns nicht ins Bewußtsein gedrängt wurde. Dem allgegenwärtigen Geist Gottes, der immer nur der „liebe Gott“ für uns war, mußten wir verantwortlich bleiben für all unser Tun und Treiben, auch für unsere Gedanken, denn er sieht das Herz an, und so uns hüten vor Falschheit, Lüge und Heuchelei. Wahrhaftigkeit ohne Schöntun, Sichverstellen, Schmeichelei, übertriebene Lob- und Tadelrede strahlte von den Eltern auf unser Kinderherz aus. Starke Gefühle zu zeigen, das lag nicht in ihrem Wesen. Aber umso eindrucksvoller war es, wenn wir sahen, wie sich die Eltern an großen Dingen, an Dichterwerken, Musik und der Schönheit der Natur, den Wäl-



dern, Blumen, dem Garten und schönen Bildern begeisterten und auf die waltende Hand Gottes in allen Dingen aufmerksam machten. Zu beten war früheste Kindergewohnheit. Die Mutter betete vor dem Schlafengehen mit jedem einzelnen ein kleines Nachtgebet wie: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein.“ Später betete jeder für sich still das Vaterunser. Bei Tisch hatte der Vater anstatt des sonst üblichen „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast“ das sehr viel bedeutsamere Gebet eingeführt (aus dem Psalm 145): „Aller Augen warten auf Dich, und Du gibst ihnen ihre Speise zu Seiner Zeit. Du tust Deine Hand auf und erfüllst alles, was lebet, mit Wohlgefallen.“

Der Kirchgang tat bald ein übriges, mich religiös zu stimmen. Die Eltern gingen fast regelmäßig zum Gottesdienst, oft freilich der Vater allein, der seinen besonderen Platz im Hauptschiff der Kirche einnahm, wenn die Mutter in Haus und Küche übermäßig beschäftigt war. Wir Kinder wurden erst allmählich, als wir reifer waren, mit in die Kirche genommen, aber ohne Zwang auch in diesem Punkte, denn uns zu irgendwelchen Beschäftigungen oder Leistungen unmittelbar zu zwingen, widersprach den Erziehungsgrundsätzen und der Anlage des Vaters, der hohes Verständnis für die selbständige Entwicklung und ein Sichausbilden der inneren Neigungen seiner Kinder in der Familie und der Schule besaß. Aber es zog mich doch vieles von selbst in die Kirche. Mehr als die Predigt, der bei langausgesponnenen Reden das Kinderköpfchen doch nicht aufmerksam folgen mochte, war es die Orgel, das Präludieren, der Choral, der Wechselgesang zwischen Gemeinde und den zwar nicht gesungenen, aber gesprochenen Worten des Geistlichen in der Liturgie, was mich fabelhaft anzog; und wie schön war dann der Abgesang, wenn die Orgel am Schluß nach den Segensworten des Pfarrers die aus der Kirche wallende Gemeinde mit ihren Jubelklängen in dröhnendem Fortissimo begleitete. Es waren keine Meister des Orgelspiels, aber ehrsame tüchtige Kantoren, die auf der Orgelbank zu sitzen pflegten, um an höheren Festtagen edle Musikstücke von den großen Meistern vorzutragen.

Das Gelöbnis des Vaters, daß ich selbst einmal Pfarrer werden sollte, stand mir vor Augen, und es erschien mir als ein durchaus begehrenswerter Beruf, Gott und der Kirche zu dienen. Als kleiner Bub stellte ich mich oft zu Haus auf den Stuhl und begann in kindlicher Weise mit Bibelsprüchen und Redewendungen, die ich dem Pfarrer abgelauscht hatte, zu predigen und

Gott zu loben und zu rühmen und die Hörer aufzufordern, mit mir in den Jubelgesang auf seine Allmacht einzustimmen. Daß die Pfarrer aus Moral predigten und ihre Kirchenbesucher zu einem rechtschaffenen Wandel mit Buß- und Donnerreden unter Hinweis auf das Jüngste Gericht zu führen suchten, war mir noch nicht bewußt, auch entsprach diese Art der pfarrherrlichen Erziehungsreden nicht der Natur wahrhaft gebildeter Geistlicher, die ich dort im Städtchen Oranienbaum kennengelernt habe. Daß solche Versuche, wie sie in Dorfgemeinden üblich sind, bei uns belächelt wurden, beweist mir, daß der Vater uns erzählte, wie ein Kaplan, als der zweite Geistliche der Kirche, der wenig geschickt im Predigen war, in einem Nachmittagsgottesdienst die Undankbarkeit der Menschen gegen Gott mit den Worten geißelte „...und so'n Hund, dankbar ist er, aber der Mensch... usw“, was er mehrfach wiederholte.

Es war ein gesunder, wenig Fragwürdiges enthaltender einfacher Gottesbegriff, den Eltern und Schule vertraten, und der wie ein kräftiger Wein ins Gemüt drang und das Leben im Banne einer gottergebenen Duldung unter göttlichem, alles beherrschendem Willen hielt, unter dem natürlichen Gesetz, daß gottgefälliges Leben Belohnung, Böses und Schlechtes auf Erden und im Himmel Bestrafung finden werde. Zum Erfühlen der Gottesnähe aber gehörte bei mir von vornherein die Klangwelt der Kirchen- und Choralmusik, die voller und deutlicher als Worte es vermocht hätten, das Wesen der Religiosität ins Feierlich-Erhabene erhob und die Seele in ein Schweben und Fliegen über alle Hindernisse versetzte, in phantasiereiches Verfolgen der Wolkenzüge am Himmel und des bunten Farbenspiels der luftigen Gebilde im Abendrot, das mir immer wie Musik am Himmel vorbeizog; und oft glaubte ich dazu Engelsgestalten lobsingend zu hören.

Aber nicht nur die religiös-musikalisch gefärbten Bilder waren es, aus denen das Gemüt Nahrung sog, bald wirkte auch die Märchen- und Sagenwelt fruchtbar auf die Phantasie. Beide Eltern, aus dem alten Hessenland stammend, in dem bekanntlich die Gebrüder Grimm ihren reichen Schatz an Hausmärchen für das deutsche Volk gesammelt haben, waren vorzügliche Märchenerzähler. Noch ehe wir sie selbst lesen konnten, waren die Märchengestalten in uns lebendig. Oft saßen wir in den langen deutschen Dämmerstunden zu Füßen der mit Handarbeiten beschäftigten Mutter und lauschten ihren Erzählungen. Jedes von uns Kindern hatte sein Lieblingsstück. Schneewittchen und

Rotkäppchen waren uns vertraute Gestalten, besonders oft mußte die Mutter die Geschichte vom Hühnchen und Hähnchen mir erzählen, wie das Hähnchen sich grämt, als das Hühnchen am verschluckten Knochen gestorben war und begraben wird. Als ich dann ans Lesen kam, wurden solche Bücher verschlungen und wieder und wieder gelesen.

Hat das unserer geistigen Entwicklung geschadet, wie armselige Pedanten heute die Welt glauben lassen wollen? O, nein, das Gegenteil ist der Fall. Denn ohne die geistige Allnährmutter Phantasie, ohne lebendige Einbildungskraft wird nichts Neues erdacht, erfunden, geschaffen. Der Übergang vom träumerischen Spiel mit den Wundern, Zauber- und Fabelwesen der Märchen und Sagen vollzieht sich im Kindeshirn zur Erfassung der kausalen Lebenszusammenhänge unmerklich von selbst mit dem Wachstum. Aber aus dem Märchen wird die Fähigkeit genährt, die Phantasie spielen zu lassen, Vorstellungen weiterzuspinnen und Eindrücke zu sammeln, aus dem Unterbewußtsein Wachträume zu erzeugen. Wer möchte diesen Untergrund für das spätere Leben missen, wo Einfälle zu haben, das Nochnichtdagewesene zu schaffen, den Dingen eine neue Seite abzugewinnen, die Hebel für das eigene selbständige Denken und Fühlen abgeben?

Von den Märchen aus stürzte ich mich als Junge mit Begeisterung in die Sagenwelt. Mein Vater hatte uns ein gewichtiges Werk über die ganze reiche griechische Sagen- und Götterwelt geschenkt. Ich wußte bald gründlichst Bescheid in diesen Dingen, von dem „Goldenen Zeitalter“ der Götter, den Zentauren und Lapithen, den Heldenfiguren Herakles, Perseus, Jason, König Ödipus angefangen bis zum Trojanischen Krieg und den Irrfahrten des Odysseus. Wunderschöne Abbildungen zierten das Buch, vielfach mit Reproduktionen griechischer Bauten, Szenen des trojanischen Krieges mit Nachbildungen in schwarz-rot von griechischen Tongefäßen mit ihren Darstellungen der Götter, Helden und ihrer Kämpfe. Das waren Bilder, die für das Leben im Gedächtnis blieben.

Die römischen Sagen aus der Königszeit, die Äneis, Vergils Erzählungen und dergl. boten zwar auch Stoff genug zum Nachsinnen, sie waren aber doch nicht so reizvoll wie die der Griechen, und im übrigen spürte ich unklar, daß die ganze Götterwelt der Römer mit ihren latinisierten Namen und Sagen nichts anderes war als ein Abkömmling der griechischen Mythen. Die Beschäftigung mit dem alten Rom bot aber den Vorzug, daß sie rascher zur

eigentlichen Geschichte führte. Beim wiederholten Lesen eines gut geschriebenen größeren Werks ging mir bald die Größe der Entstehung des römischen Reiches auf, und von da weiter kam ich endlich auch zu uns selbst, zu den Germanen und ihrer so ganz andersgearteten Welt- und Göttervorstellung. Anfänglich wollte mir ein für die Jugend geschriebenes Buch über die altgermanischen Götter Wotan, Baldur und Loki, Walhall und die Götterdämmerung wenig eingehen. Aber als dann die Heldensagen kamen, Wieland der Schmied, Hildebrand und Hadubrand und gar die Nibelungen mit Siegfried, Brünhild und Kriemhild, dem grimmigen Hagen, und die ungeheure dramatische Wucht des ganzen Nibelungen-Epos in die Seele drang, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Hier waren Gestalten von unserm Fleisch und Blut, Siegfried, der strahlende Held mit dem Kinderherzen, unschuldig-schuldig, seine grausame Ermordung durch den finsternen und doch in seiner Treue zu Gunther und Brünhild die Schatten seines Wesens auflichtende Held Hagen. Die Treue der Nibelungen, die herrlichen Brüder Gernot und Giselher, der Spielmann Volker und endlich der herzbewegende Zwiespalt Rüdigers von Bechlarn um Freundestreue und Treue als Gefolgsmann: das alles, die verzehrende Racheblut der Kriemhild, die ihr eigenes Geschlecht den Feinden germanischen Bluts, den Hunnen und Etzel opfert und in ihrem unersättlichen Rachedurst ausrotten läßt: welch ein Bild von Größe, Kraft, Heldenhaftigkeit, Treue zu sich selbst und zu Bluts- und Eidesbanden, das deutsche Wesen in den ewigen Gegensätzen seiner schroffen granitharten Charaktere in aller seiner Leidenschaft und Stärke dem Untergang geweiht durch seine Maßlosigkeit... das alles dämmerte unklar in mir und bewegte mich immer wieder tief, viel nachhaltiger als die Helden Homers mit ihrem unmittelbar vom Eigenwillen der Götter bestimmten Schicksal.

Es war vom etwa 9. oder 10. Lebensjahr an, daß der Lesehunger nach allem griff, was mir unter die Finger kam. Die sehr umfangreiche Bücherei des Vaters, der wir ohne väterliches Verbot alles uns Fesselnde entnehmen konnten—er hatte wohl das einfache Vertrauen zu seinen Jungen, daß sie immer das ihnen abgemessene Buch herausgreifen würden und besaß ja auch nur Werke, die bildend und fördernd wirken konnten—diese Bücherei bot dem Lesehunger die mannigfaltigste anregende Kost. Abgesehen von Lehrbüchern, Geschichtswerken, Nachschlagebüchern für den Unterricht, vielen Religion und Kirche behandelnden Werken standen vollzählig die Klassiker neben Shakespeare, eine

reichhaltige Romanbibliothek in billigen lila gebundenen Bänden, vielleicht von Engelhorn oder einem ähnlichen Verlage herausgegeben. Das vorherrschende stoffliche Interesse suchte jugenhaft nach Geschichten mit viel Handlung, Begebenheiten, dramatischem Geschehen, und was ich in dieser Hinsicht in kleinen Erzählungen und Romanen der Weltliteratur, für die ich noch nicht reif war, nicht finden konnte, das brachten mir nun die Dichter und ihre Dramen. Ich weiß, daß ich als Elfjähriger schon durch das Schicksal der „Jungfrau von Orleans“ und die Schönheit der Schillerschen Sprache zu Tränen der Rührung bewegt wurde, und mit heißem Kopf las ich die dem Knabensinn zugänglichen „Räuber“, „Wilhelm Tell“, „Kabale und Liebe“, den „Wallenstein“, von Goethe „Goetz“ und „Egmont“, von Shakespeare „König Lear“, „Hamlet“, „Othello“ u. dergl. Daß uns Indianer- und andere Räubergeschichten in dieser Epoche der Kindheit fernblieben, das Interesse, der Trieb zum Erleben, zu spannender Handlung vorzugsweise durch das Lesen großer edler Werke gestillt wurde, war gewiß ein großes Glück. Es schärfte früh das Unterscheidungsvermögen.

Die Gegenwart wurde uns nahegebracht durch die „Journale“, die im Lesezirkel durch die an unser Haus stoßende Druckerei von Kirsten von Haus zu Haus wanderten, immer für eine Woche in den Familien bleiben durften und dann ausgewechselt wurden. Da kamen „Gartenlaube“ und „Daheim“, die uns immer weidlich erheiternden „Fliegenden Blätter“, die „Leipziger Illustrierte“, die Romanzeitschrift mit Romanen in Fortsetzung und anderes mehr zu uns ins Haus, und wir Kinder suchten natürlich die Hefte mit Abbildungen heraus und genossen sie mit Freuden. Außerdem hatte mein Vater mehrere alte Jahrgänge der „Gartenlaube“ und des „Daheim“ sowie, was uns besondere Freude bereitete, die „Fliegenden Blätter“ in großen Bänden gesammelt, und zu ihnen kehrten wir immer zurück. Da waren noch viel heitere Szenen des Krieges von anno 70, der großen Bismarckzeit, der Kleinbürgerwelt von damals abgebildet und humorvoll behandelt.

Von Gedichten waren es die Balladen, die mich am meisten anzogen oder andere ähnliche gemütvollere Dichtungen, wie sie in den Lesebüchern der Schule standen, und die man heute vergeblich z.B. in der großen Echtermeyerschen Gedichtsammlung sucht: „Das Lied vom braven Mann“, „O, lieb so lang du lieben kannst“, „Die alte Waschfrau“, „Johann, der muntre Seifensieder“, „Der siebzigste Geburtstag“: „Auf die Postille gebückt...“ oder

„Die Fahne der 61er: Vor Dijon war's, doch eh' ich's euch erzähle, rück einer mir die Binde doch zurecht“... Mit dem schnellen Gedächtnis der Jugend wurden unzählige Gedichte auswendig gelernt. Darüber kam die Lyrik zu kurz, deren Schönheit meinem Wesen erst allmählich, nämlich durch den Einfluß der Musik und durch die Lieder meines Vaters aufgehen sollte.

Vielleicht hätte mich diese zwar nicht einseitige aber doch stark ins Literarische führende und die humanistische Bildung des Gymnasiums vorbereitende Selbstbildung durch Lektüre ins Gefühlvolle, Allzuweiche und Stimmungsmäßige abgleiten lassen, wäre nicht daneben die Schule getreten mit ihren ernstesten Anforderungen an den Verstand. Das Rechnen, die Grundlagen der Naturgeschichte und erste Begriffe der Physik, der Erdkunde u. dergl. wirkten ausgleichend und legten der überwältigenden Phantasie Zügel an. Und zum Bücherwurm war ich ja nicht geboren. Ich war auch der gesunde kräftige Bengel, der sich leidenschaftlich gern körperlich rührte, herumliefe, spielte, sprang und an Leibesübungen den größten Gefallen fand. Das Turnen stand auf unserer Schule freilich nicht auf besonderer Höhe. Geräteturnen wurde wenig geübt, zog mich aber auch nicht an, während ich immer ein tüchtiger Springer war und im raschen Lauf und Haschespiel und ähnlichen viel rasche Bewegung fordernden Spielen meinesgleichen suchte. Die große Frühstückspause nach den ersten beiden Stunden des Vormittags war ausgefüllt mit wildem Herumtoben. Oft habe ich im Sommer nach dieser freien Viertelstunde in der Klasse noch während der ganzen nächsten Stunde mit hochrotem Gesicht und fast atemlos auf meiner Bank gesessen, ehe ich mich wieder beruhigen konnte und Rügen der Lehrer ob meiner Wildheit zu hören bekam.

Aber auch die Schule selbst gab uns Kindern und zumal mir und dem Drang sich jugenhaft zu bewähren an Schulfesten Gelegenheit, dem Spieltrieb zu huldigen. Kaisers Geburtstag und der Geburtstag des Herzogs, unseres Landesvaters, wurden festlich begangen. Die Schule veranstaltete immer einen Aktus mit Gesang und Vorträgen, und dann folgten gelegentlich Aufführungen, Turn- und Reigenübungen im Freien. Der Lehrer Knabe, ein kräftiger schwarzhaariger Mann mit dunklen Augen, verstand es großartig uns zu drillen, und oft haben wir unter seiner Leitung mit Fähnchen in der Hand bunte und schwierige Reigen vorgeführt, wo es galt, gewaltig aufzupassen, um alle die verschlungenen sich zu Kreisen, Figuren und Linien umbildenden

Bewegungen richtig mitzumachen. Der schönste Tag im Jahr war für uns Schüler der Sedantag, der kurzerhand einfach das „Kinderfest“ getauft wurde. Da zog nach der Schulfeier früh-nachmittags die ganze Schule in geschlossener Abteilung unter Musik zum Schützenplatz, einem großen Waldstück nahe dem Schloßgarten. Unser ganzer Stolz als Buben war es, mit schwarz-weiß-roten Schärpen um den Leib oder von der rechten Schulter aus quer über die Brust geknüpft und mit kleinen Armbrüsten auf der linken Schulter zum Festplatz zu marschieren, um uns den Eltern als wackere Jungen zu zeigen. Auf dem Festplatz war ein besonderer Stand zum Adlerabschießen für jede Klasse eingerichtet. Von einem Gestell zum Auflegen der Armbrust galt es nach dem in einem Pfosten etwa 10 bis 12 Schritt entfernt aufgehängten schwarzen Adler zu schießen, der dort mit Szepter, Reichsapfel und Krone mit seinen zwei ausgebreiteten Fittichen prangte. Es war gar nicht leicht, mit den schweren Bolzen aus Blei, die natürlich sofort nach Verlassen des Laufs stark nach unten sanken, einen Treffer zu erzielen. Aber wir waren nicht ohne Übung und hatten uns zu Haus schon mannigfach für diese Aufgabe durch fleißiges Hantieren mit der Armbrust geschult. Wer einen der Hauptteile des Vogels abschoß, bekam einen Preis, und König wurde, wer zum Schluß den Rumpf des Vogels zur Strecke brachte. Die Lehrer halfen uns dabei, das kleine Gewehr richtig aufzulegen und entsprechend den Zielpunkt nach oben zu verlegen. Einmal nur ist es vorgekommen, daß Bruder Wilhelm und ich zugleich in meiner Klasse als Schützenkönig mit einem großen Eichenblätterkranz stolz nach Hause geleitet worden waren, worauf der Vater uns am nächsten Morgen mit dem Gruss ergötzte: „Nun, wie haben die Majestäten heut Nacht geschlafen?“—Nach dem Adlerabschießen wurde dann noch im Freien gespielt. Zelte waren aufgeschlagen, wo Erfrischungen, Kuchen und köstliche Süßigkeiten, Schokolade und manchmal gar auch Speiseeis und die ersten Frühbirnen und anderes Obst mit der ganzen unverdorbenen Genußfreudigkeit an diesen in unserer Kinderzeit so durchaus seltenen Leckerbissen von gebe-freudigen Eltern gespendet wurden.

Die Mädchen hatten sich natürlich nicht an dem uns Jungen vorbehaltenen Sport des Adlerschießens beteiligt. Sie trieben ihre eigenen Spiele mit besonderer Preisverteilung und vereinigten sich erst mit uns, wenn der zweite Teil des Festes um die vielen Zelte herum begann. Da wurde dann auch in kindlicher Weise getanzt, aber damals schon fand ich kein Vergnügen daran,

sondern betrieb lieber wildere Spiele.

In ähnlicher Weise, nur daß dann die Erwachsenen die eigentlichen Festteilnehmer waren und wir Kinder nur die Zuschauer, spielten sich einige Wochen später einmal im Jahre die Schützenfeste ab. Da schossen die alten Soldaten aus dem Kriegerverein oder sonstwie Jagdfreunde und Mitglieder der Schützengilde mit wundersamen alten Schießprügeln und groben Geschossen aus dem Schützenhaus unter gewaltigem Büchsendonner und einem mächtigen Pulverqualm und -geruch, liegend aufgelegt, nach einem aber himmelhoch und angemessen entfernt angepflockten großen Adler. Mit Kling und Klang-Blaskapelle zog Alt und Jung mit den Schützen auf den Platz und gaffte dann stundenlang zu, wenn die oft nur nach langen Pausen, während die Schützen sich gehörig an den immer wieder bündelweise im Schützenhaus verschwindenden Bierhumpen gestärkt hatten, die einzelnen Schüsse fielen, und die größeren Treffer, die recht selten waren, mit einem Tusch der Kapelle begrüßt wurden. An solchem großen Tag waren außer den von den Gastwirten aufgeschlagenen großen Zelten eine Menge Schaubuden und Kramläden mit Blumen, Spielzeug, Schießbuden und oft auch ein Karussell anzutreffen, so daß die Zuschauer mit ihren Familien auf ihre Rechnung kamen. Der Turnverein mit seinen jungen kräftigen Männern zeigte seine Künste im Geräteturnen, und wir Kinder jagten umher und fanden in allen Winkeln und auch hinter den Buden der Freiluftläden viele Dinge, die unsere Neugierde reizten und zu allerhand Späßen verführten. Wenn wir uns hungrig und durstig gespielt hatten, eilten wir zurück zu dem Zelt, wo, wie wir wußten, die Eltern waren oder wenigstens die Mutter mit ihren Freundinnen saß und uns immer wieder unseren Appetit an den auf dem Buffet des Zeltes aufgebauten Spritzkuchen, dem herrlichen Bienenstich, Windbeuteln, Pfannkuchen und bisweilen gar mit dem heißbegehrten Eiscreme zu stillen wußte.

Auf dem ganzen Festplatz herrschte ein fröhliches Getümmel, eine heitere, sich an einfachen und harmlosen Dingen erfreuende Stimmung. Ich entsinne mich keines einzigen unwürdigen oder unliebsamen Vorfalls zwischen den besseren und kleineren Bürgersleuten des Städtchens, die fast ausnahmslos an solchen Festen teilnahmen. Auch anstößige Betrunkenheit oder Raufereien, wie sie die streitlustigen Bayern bei jedem Volksfest auszukämpfen pflegen, habe ich nie erlebt. Und doch war der Sinn für kräftige Festfreude ausgeprägt: die Schützen waren nicht mit einem einzigen Festtag abzuspeisen, es folgte noch ein Nachmittag und



nach einer Woche das endgültige „Abschießen“, wo dann gewöhnlich ein bloßer Stern oder ein zweiter kleinerer Adler aufs Korn genommen wurde. In all das frohe Treiben auf dem Festplatz donnerten mit ihren im Walde doppelt mächtig hallenden Schüssen die Schützen dazwischen, und den Beschluß des Festes bildete ein Umzug durch die Stadt mit dem neuen Schützenkönig an der Spitze, oder es wurde gar ein nächtlicher Fackelzug vor der Bürgermeisterei oder dem Schlosse veranstaltet, der uns Kinder höchlichst entzückte.

Wir selbst haben erst in den letzten Jahren der Schule am Vorabend des Sedantages ähnliche nächtliche Umzüge mit Lampons veranstaltet, die zu unserem Kummer nur zu leicht in Flammen aufgingen, oder deren Kerzen nicht ausreichen wollten. Alles das waren herrliche Tage für die Kinder, und mit welcher Freude wir diesen Herbsttagen entgegensahen, wie wir sie mit Frohsinn zu genießen wußten: da läßt sich schwer mit Worten sagen. Was solche Festtage zu ganz großen Glückserlebnissen für den Kindersinn machte, war der Geist einer keine Unterschiede zwischen Arm und Reich, Alt und Jung, besser oder schlechter Gekleideten kennenden gemütvollen Eintracht. Man lebte und genoß in der Freude, eins zu sein mit den vielen gut bekannten Landsleuten.

So waren das echte unverfälschte Volksfeste, die die Bewohner dieses Städtchens, selbstverständlich auch unter Teilnahme mancher Freunde aus den benachbarten Dörfern, zu feiern wußten. Ich habe sie in ähnlicher Weise nicht wieder erlebt. Die nationalsozialistischen zusammengetriebenen Herdenfeste verblissen dagegen zu Karikaturen solcher wahren Volksfeste: denn nur was aus der Volksseele ursprünglich erwachsen ist, hat Wert und Bestand.

Kleineren Stils, aber für uns Kinder, weil mit Schulferien verbunden, gleichfalls ersehnte Festtage bildeten die regelmäßig auf dem Marktplatz der Stadt abgehaltenen Jahrmärkte. Der Jahrmarkt fand immer Montags statt. Das Signal für den Beginn solcher Tage war regelmäßig ein mächtiges Schweinegequieke am frühen Morgen, von dem wir geweckt wurden. Die Bauern der umliegenden Ortschaften trieben ihre Schweine oder sonstiges Vieh zum Markt. Bis zum Mittag war Viehmarkt, bei dem Kinder nicht erwünscht waren, aber am Nachmittag begann der Jahrmarktstrubel für uns. Ein Karussell war aufgeschlagen und überflutete mit seiner Orgel den ganzen Markt mit den schönen Weisen: „Ich bete an die Macht der Liebe“ und ebenso häufig

mit dem Strauss'schen Walzer der schönen blauen Donau. Die paar Groschen, die wir zum Spendieren mitbekamen, wurden sorgsam zwischen Karussell—wir Jungen auf den Pferdchen, die Mädchen in den Bänken sitzend—und den verschiedenen Schau-buden der Zelten mit Süßigkeiten verteilt. Neben kleinen Menagerien mit Affen und anderem Viehzeug war es oft ein Panorama, dessen schauerlich schöne Bilder uns mächtig anzogen. Da saß man in einem runden Zelt und rutschte von Sitz zu Sitz und betrachtete durch Guckkästen die grellbunten mit Scheinwerfern beleuchteten Bilder: Theaterbrände, fürchterlich blutrünstige Hinrichtungen von Raubmördern, Naturkatastrophen, aber dazwischen auch anmutigere Bilder mit den Prachtschlössern des verschwenderischen Königs Ludwig II. von Bayern und anderes mehr. In anderen Buden gab es billige Massenwaren zum Verkauf, Kattunstoffe, kleine Eisenwaren, Töpfe und Geschirr. Wir Kinder marschierten aber zu den Buden mit eßbaren und süßen Sachen: Geräucherte Bücklinge gab es neben Zuckersachen, schwarze Hampelmänner aus einem klebrigen gummiartigen süßen Gemisch, an denen man den ganzen Tag saugen konnte. Überall ein buntes vergnügtes Treiben, besonders wenn der Abend kam und die Zelte und Buden mit Petroleumlampen, Laternen und offenen Flammen magisch beleuchtet waren und alles im Licht- und Schattenspiel ein unwirkliches zauberhaftes Aussehen gewann. Das waren immer köstliche Stunden für erlebnishungrige Kindergemüter.

Am nächsten Tag war der ganze Spuk verschwunden und es herrschte wieder das gleichförmige ruhige geschäftige Leben des Städtchens. Eine Eisenbahn gab es noch nicht. Man konnte zweimal am Tage mit einer Thurn und Taxisschen gelben Postkutsche nach Dessau fahren. Die Post nahm es genauer mit ihren auf Heller und Pfennig der Kilometer-Entfernung gemäß ausgerechneten Preisen als die Eisenbahn, die nach oben abrundete. Die Fahrt nach dem rund 12 km entfernten Dessau kostete genau eine Mark und vier Pfennige. Ein Postillon mit Federhut und einem Horn, das er bei der Ankunft und Abfahrt blies, lenkte die zwei wackeren Postpferde. An einem dunklen kalten Wintermorgen hat der Vater mich einmal als etwa neunjährigen Buben zu dieser Frühpost gebracht mit einem Brief an den ihm bekannten Dessauer Zahnarzt Hirschfeld. Ich hatte so wütende Schmerzen an einem Backenzahn, daß die Hausmittel nichts mehr halfen. Mit dicker Backe fuhr ich zum ersten Mal allein zur Hauptstadt und war dort schon um 8 Uhr an der Poststation,

noch eine ganze Stunde herumsitzend, bis ich den Zahnarzt aufsuchen konnte. Der Mann war freundlich und vertrauenerweckend, las den Brief des alten Herrn und fand dann, daß der Zahn mit einer Fistel behaftet sei, weswegen er ihn ziehen mußte. Gründliche Behandlung und Plombierung zur Rettung kranker Zähne war damals noch kaum Mode, vielleicht ging es in meinem Falle auch nicht anders. Ich weiß es nicht. Jedenfalls verlor ich den ersten Backenzahn durch diesen raschen Eingriff. Ich hielt wacker aus und kam schmerzerlöst mit der Nachmittagspost wieder im Elternhause an.

Das war eine kleine Gesundheitsstörung gewesen, die rasch völlig vergessen war bis auf die denkwürdige Postfahrt am Wintermorgen. Nach dem Scharlach habe ich in der Jugend nie eine ernstliche Erkrankung gehabt. Ich wuchs mich zu einem kräftigen Bengel aus und litt auch nicht an Anfälligkeiten wie meine Brüder. Aber eine Erscheinung entwickelte sich bei mir allein, als ich etwa 9 oder 10 Jahre alt war, die das Wohlbehagen empfindlich störte. Ich saß eines Tages auf der Schwelle unserer Haustür oberhalb der Steintreppe zum Hof und bemerkte plötzlich, wie alle Gegenstände um mich herum zu tanzen, zu schwingen begannen. Es flimmerte mir vor den Augen, und wie ich mich auch anstrengte, ich konnte kein Bild mehr ruhig und deutlich erkennen. Ich schloß, ohne jemandem etwas zu sagen, die Augen und wartete ab, stützte den Kopf in beide Hände und empfand dann mit einem Male einen jähen furchtbaren Kopfschmerz. Ich konnte wieder sehen, aber die Augen waren müde, der Kopf so schwer und wie von Hämmern geschlagen. Ich saß weiter ganz still und hielt den Kopf trübselig in den Händen, bis die Mutter auf mein seltsames Benehmen aufmerksam wurde, mich anrief und zu Tode erschrak, als sie mein leichenblasses Gesicht sah. Ich wurde ins Bett gesteckt, bis sich nach Stunden der schwere Druck krampfartig in Erbrechen löste, womit dann wie mit einem Zauberschlag der Anfall wich. Das war meine erste Migräne, die mich bis zum 21. Lebensjahr anfänglich häufiger, später abklingend in Pausen von einem Vierteljahr bis schließlich einem halben Jahr gequält hat. In der Schule und dann nachher auf dem Gymnasium kannten meine Mitschüler diese plötzlichen ohne jede vorherige Warnung bei mir einsetzenden Zustände genau. Ich wurde regelmäßig nach Hause geschickt. Ein Mitschüler mußte mich begleiten. „Du, Karl, wenn Du das nächste Mal wieder Deine Migräne hast, dann gehe ich aber mit!“ Sie drängelten sich um die Ehre dieses

Sanitätsdienstes, nicht etwa aus Mitleid, sondern nach Jungenart, sich eine freie Stunde zu verschaffen oder den Rest des Vormittags vom Unterricht zu drücken. Ich habe keinen Altersgenossen oder überhaupt irgendeinen Bekannten getroffen, der vom gleichen Leiden befallen war. Es soll ja vorzugsweise ein Frauenleiden sein. Aber auch von Frauen, die an Migräne litten, habe ich niemals einen ähnlichen Krankheitsverlauf schildern hören, wie er bei mir regelmäßig mit Augenflimmern begann, in wütendes Kopfweg über den ganzen Schädel übergang und sich nach wenigen Stunden in erlösendem Erbrechen auswirkte. Sollte ich doch ein Gran mehr „W“s im Blute haben als andere Vertreter meines Geschlechts? (Vergl. Weiningers Lehre von der Bisexualität der Organismen und den „W“ und „M“, weiblichen und männlichen Elementen, im einzelnen Menschen). Sehr bezeichnend für die damalige Medizin war es, daß mir kein Doktor helfen konnte. Erst als ich gegen 20 Jahren alt war, tauchte als erstes brauchbares Kopfwegmittel „Phenacetin“ auf, mit dem ich dann noch einige Male die Anfälle mildern konnte oder gar coupieren.

Nach dieser Abschweifung zur Kindheit und den Schuljahren in Oranienbaum zurück, die ungestört und im schönen gleichmäßigen Strom verliefen. Jahr für Jahr rückte ich als erster oder zweiter der Klasse, immer am Schluß des Schuljahres mit einer Prämie in Gestalt eines guten Buches belohnt, in die nächste höhere Klasse auf. Es war ein Glück für uns, daß doch in dieser unserer Jugendzeit Schule und Haus und besonders der sehr kräftige Vater neben der Geistesbildung schon großen Wert auf körperliche Strammheit und Abhärtung legten.

In seelische Hinsicht ließen die Eltern keine Angstmeierei oder Furcht aufkommen. Was uns Kinder oft in unserm stillfröhlichen Leben aufschreckte, waren die schweren Gewitter, die in der Sommerzeit regelmäßig über die Stadt zogen und oft stundenlang darüber stehen blieben. Die Leute sagten, die Gewitter könnten nicht über die beiden Flußläufe von Mulde und Elbe hinwegfinden, und vielleicht stak eine richtige Beobachtung dahinter. Wenn es dann nachts unheimlich zu donnern begann, brachten die Eltern uns in das untere Stockwerk, und wir mußten brav das Vorüberziehen der schweren Schläge abwarten. Die Eltern selbst waren aber dabei so ruhig und gefaßt, daß ich niemals in eine besondere Aufregung versetzt wurde. Das Schlimmste war freilich, daß der Blitz oft zu regelmäßig bei fast allen schweren Gewittern einschlug. Der Herzog soll damals das

denkwürdige Wort vom „Verschönerungsverein in Oranienbaum“ gesprochen haben, wenn es mal wieder bei uns im Ort brannte. Das tat es auch ohne Gewitter oft genug. Dann hörten wir Kinder, plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt, zuerst ein wildes Roßgetrappel vor unserem Hause und lautes Schreien zum Anfeuern der Pferde, die zum Spritzenhause nahe der Brücke über den Bach seitwärts getrieben wurden. Dort standen die Spritzen und Leitern und lagen auf Wagen bäuchige Wasserfässer, die in fliegender Hast und sausendem Galopp zur Feuerstelle befördert wurden... Zwischen all dem Lärm erscholl das aufregende Blasen der Feuerwehr-Trompeten... Es war immer ein Höllenlärm. Wer zuerst mit seinen Gäulen zur Stelle war, wurde prämiert. Dank dieser wirklich äußerst rührigen, raschen und durchgreifenden Ortsfeuerwehr wurden ausgedehnte Brände vermieden, aber wir zitterten doch oft, wenn wir den Himmel ein paar Straßen von uns entfernt sich blutigrot färben sahen und das Krachen und Knacken zusammenbrechender Giebel vernahmen.

Einmal wäre auch unser geliebtes Vaterhaus fast ein Raub der Flammen geworden infolge einer umgestürzten Petroleumlampe, die das Dienstmädchen in Abwesenheit der Eltern hatte fallen lassen. Schon hatten die Gardinen Feuer gefangen. Wir Kinder schliefen oben und ahnten nichts von dem Unheil, als mit einem Male hilfsbereite Männer, die das Flackern des Lichts an den unteren Fenstern gesehen hatten, ins Haus stürzten und mit wuchtiger Faust die brennenden Stoffe und Gegenstände anpackten und den Brand mit Wasserstiefeln niedertrampelten, das Umsichgreifen des Feuers verhütend. Die Eltern erschrakten zu Tode, als sie davon hörten und aus dem befreundeten Hause, wo sie weilten, herbeigeeilt kamen. Wir Kinder erfuhren erst hinterher von der Gefahr, der wir glücklich entronnen waren.

Bald aber klang wieder das beruhigende Pfeifen des Nachtmitt Horn und Speiß, sondern mit einer Querpfeife ausgerüstet war.

Wir wurden auch körperlich nicht verzärtelt: einen Wintermantel habe ich erst als 16 oder 17 jähriger Schüler kennengelernt, und Unterzeug gab es auch nicht. Der Vater machte oft mit uns ausgedehnte Wanderungen und ließ uns viel in der Gegend herumstreifen. Der Kakauer Teich bot Gelegenheit, auch schon recht früh das Schwimmen zu erlernen. Unser Turnlehrer Knabe übernahm den Unterricht. Er ging derb und schonungslos dabei mit uns um. Das Wasser des Teiches war für uns kleine

Kerle recht tief und meist auch empfindlich kühl. Aber schon an der Angel mußten wir ohne Furcht ins kalte Element springen lernen, und dann kamen wir an die straffe und schließlich lockere Leine, während der Lehrer uns von einer Schwimmbücke aus am Strick hielt und begleitete, bis endlich das Freischwimmen gelang und wir uns an jedem schönen Sommertag im Wasser nach Herzenslust tummeln konnten. Kein größerer Schmerz, als wenn der Vater das Wetter für das Baden als zu ungünstig erklärte und die Freunde vergeblich auf uns warteten.

Wir hatten einen neuen Aufpasser im Haus. Das war unser Vetter Adolf Vogt, der als 13jähriger Junge vom Vater zur Miterziehung ins Haus genommen worden war. Er war der älteste Sohn des älteren Bruders meines Vaters, des Onkels Adam, Förster seines Zeichens im Heimatdorf des Vaters, in Reichenbach. Er sollte eine bessere Ausbildung genießen als er sie im Dorfe erlangen konnte. Außerdem hatte der Onkel Adam wie die andern Onkel (mein Vater hatte 3 Brüder) Kinder in Hülle und Fülle und entbehrte den Jungen daher wohl nicht allzu sehr. Ich weiß noch, wie der im Gegensatz zu uns dunkelhaarige und schwarzzügige hübsche Junge, so viel größer und erfahrener als wir, mit einem Segeltuchköfferchen und einem großen grünen Reisesack bei uns anlangte. Wir schlossen uns bald alle herzlich an ihn an. Er wurde unser älterer Bruder und ist brüderlich mit uns verbunden geblieben. Er besuchte die Schule des Vaters neben einigem Privatunterricht, den der Vater ihm erteilte, nur noch ein Jahr lang und trat darauf als Lehrling beim Buchdrucker und Nachbarn Kirsten ein, wo er eine gewissenhafte und strenge Lehrzeit von drei Jahren durchmachen mußte. Die Druckerei gab eine kleine Wochenzeitung „das Oranienbaumer Wochenblatt“ heraus, und oft sahen wir den Vetter mit einer großen schwarzen Mappe unterm Arm beim Austragen der Zeitung helfen. Er war später in der großen Schulze'schen sehr bekannten Verlagsdruckerei in Graefenhainichen, wo er sich als Kenner fremder Sprachen bald als Setzer und Korrektor auszeichnete, war dann in Dessau und gründete schließlich mit großem Fleiß und Geschick eine eigene Druckerei nahe seiner engsten Heimat in Lichtenau bei Kassel, die er zu hoher Blüte brachte.

Nun hatten wir zwei Adolfs im Hause und nannten sie zum Unterschied den „großen“ und den „kleinen“ Adolf. Großer Adolf und kleiner Adolf mit dem Akzent auf dem „dolf“—so erscholl der Ruf durch Haus und Garten, wenn wir einen von ihnen herbei-

wünschten. Der Vater nannte den Vetter oft unseren „Trompeter“, wenn er nach seiner Gewohnheit abends von der Druckerei in den Hausflur trat unter starkem Schneuzen und Blasen der Nase oder unseren „Wolkenschieber“, da er von seinen Botengängen für den Meister uns gern seine Wettervoraussagen machte.

Er war ein stiller, fleißiger, ruhiger Junge, ergötzte sich an unseren Jungenstreichen und nahm als Glied der Familie an allen häuslichen Dingen teil, nur in einer Hinsicht nicht: zum Klavierunterricht war es für ihn vielleicht schon zu spät, er mußte andere Gegenstände betreiben und nachholen, aber musikempfänglich war er, und die viele Hausmusik bei uns zog ihn mit in ihren uns so innig umschließenden Bannkreis.

Musik war es, die unser Haus mit dem ihr eigenen Geist erfüllte. Sie war die holde Begleiterin und Gefährtin der ersten Kindheit, entzückte unsere Herzen, wenn der Vater von der Mutter begleitet oder zu eigener Klavierbegleitung mit seiner auf künstlerischer Höhe stehenden herrlichen Tenorstimme sang. Und das geschah alltäglich, nie im tötenden Übermaß, immer gerade so viel und so anhaltend, daß es Freude erweckte und die Sehnsucht nach mehr wachhielt. Wie entscheidend neben der Erbanlage der Einfluß von außen her wirkt, ist mir in meiner eigenen musikalischen Entwicklung bewußt geworden. Ohne die lange vor Beginn musikalischen Unterrichts schon tief ins Unterbewußtsein gesenkte Hörfähigkeit und Aufgeschlossenheit für musikalische Eindrücke edler Art durch die Klänge, die im Hause lebten, wäre mir niemals die ganze Tonwelt in den Werken der Meister als so selbstverständlich einfach und klar aufgegangen und das Verständnis für Musik, Rhythmik und namentlich Harmonie ohne mühsames Nachtasten mit Begriffen, Lehrsätzen und Regeln spontan in mich hineingeraten. Als ich über die ersten Jahre des mechanischen Erlernens des Klavierspiels hinaus war, regte sich schon die eigene Phantasie im Nachschaffen des Gehörten zu eigenen Klängen, zur Findung harmonischer Wohlklänge, zur Verdichtung des im inneren Ohr schlummernden Tonempfindens zu selbständigen kleinen Tonbildern. Die Zusammenklänge waren es besonders, die mich immer wieder zum eigenen Suchen bestimmten. Aber ganz einfach war der Weg zur Lösung innerer Flügel von der Bindung durch die technische Handhabung des Instrumentes doch nicht.

Die gute Mutter übernahm den ersten Klavierunterricht. Der Vater mit seiner Ungeduld hatte schon beim Unterricht unserer Schwester Clara und dann bei Wilhelm gelernt, daß die Mutter

die bessere und geeignetere Anfänger-Lehrerin war. Neben ihren vielen Arbeiten im Haus saß die Mutter dann mit rührender Geduld nachmittags nach dem Mittagbrot eine Stunde neben jedem von uns, lehrte die ersten Fingerübungen, die Noten und taktierte mit singender Stimme dazu, wenn die ersten Stückchen gespielt werden konnten. Ich fing etwa im 7. Lebensjahr, als ich gerade auch in die Schule gekommen war, mit diesem Musikunterricht an. Vieles ging leicht vonstatten, das Notenlernen, auch den Diskant- und Baßschlüssel unabhängig voneinander zusammenzulesen. Schwierig war es für das Kinderhirn, lange bevor wir im Rechnen so weit waren, die Takteinteilung zu begreifen, ganze, halbe, viertel Noten usw. durch zugesetzte Punkte zu halbieren und den halben Wert dazuzuaddieren, also die Buchrechnung zu verstehen, das ging nicht glatt. Aber das rhythmische Gefühl half die fehlende Verstandesunterlage zu ersetzen und so langsam in die Rhythmik der im Grunde nur in die Grundzahl 2 oder 3 zerlegten Tongruppierung einzudringen. Ich brauchte nicht ans Klavier getrieben zu werden, und die jeweiligen Übungsaufgaben habe ich auch immer gern fleißig geübt. In den ersten ein bis zwei Jahren des Anfängertums aber habe ich wohl auch oft gestöhnt, wenn die immer auf Pünktlichkeit haltende Mutter mich bei schönstem Sonnenschein nach Tisch vor die Urbach'sche Klavierschule setzte. Als dann aber kleine Stücke kamen, nicht mehr so viele Tonleitern geübt wurden, Volkslieder, kleine Bruchstücke aus Sonatinen, Arien, Choräle u. dergl. hinzukamen, war der Trieb zur Musik stärker als das, was sonst den Knaben reizte. Da fing es an, daß ich den aufgenommenen Melodien und Harmonien nachspürte, Übergänge suchte, Akkorde bildete, — und ich weiß noch, welch unsägliche Freude jeder neuempfundene Zusammenklang mir ins Herz goß.

Auch gewisse Gesangstöne des Vaters, seine meisterliche Fähigkeit, vom gedeckten Ton auch in hoher Lage zum offenen, doch immer noch bei aller Stimmgewalt edelklingenden Brustton überzugehen, das durchschauerte mich mit Wonne. Ich lauschte begierig, um mit immer offenerem Ohr das Geheimnis des schönen Vortrags zu verstehen. Das spielte sich aber im Stillen in mir ab, während mein Bruder Wilhelm in seiner sehr hohen Musikalität bei gewissen Liedern des Vaters vor Freude außer sich geriet. So brauchte der Vater nur die Arie anzufangen: „O Seligkeit, ich faß dich kaum“ aus der Weber'schen „Euryanthe“, so war das Söhnchen schon auf den Beinen und tanzte dabei immer wieder vor Entzücken im Zimmer herum.



Mit Wilhelm begann ich dann früh vierhändig zu spielen, das war eine gute Schulung. Wir haben uns manchmal geärgert und einer hat den anderen beschuldigt, aus dem Takt geraten zu sein. Zuerst waren es die einfachen zur Übung vierhändig geschriebenen Stücke der Klavierschule, dann kleine Clementi-Sonaten und ähnliches. Später vertrugen wir uns gut und haben alle großen Meisterwerke, die Symphonien der Klassiker zu vier Händen in unvergeßlichen Stunden des Entzückens studiert.

Adolf, der jüngste von uns, zeigte keine große Neigung zum Klavierspiel und entschloß sich für die Geige. Es gab auch in dem kleinen Oranienbaum einen rechtschaffenen Violinspieler, der seinen Unterricht übernahm, und bald mußte er unser Klavierspiel mit der Geige unterstützen. Viel ließ sich bei dem Geigenlehrer des Orts nicht erreichen. Er hat dann in Dessau als Gymnasiast bei einem tüchtigen Geiger der Dessauer Oper sich weitergebildet und auch später immer wieder ernste Geigenstudien betrieben. Wir haben wundervolle Stunden gemeinsamen Musizierens erlebt, bei meinem Auslandsleben als reifer Mensch nur zu selten.

Gab die Mutter uns den Klavierunterricht und auch sonst noch gelegentlich anderen Kindern, so beschränkte der Vater sich darauf, Gesangsstunden zu geben. Es fanden sich immer Damen, die von seiner Gesangkunst profitieren wollten, aber auch männliche Sänger. Große Stimmbegabung konnten wir neben seiner eigenen überragenden Stimme nicht feststellen. Aber er nahm uns Kinder im Singen vor und gab doch sehr praktische Winke, die Stimme frei tönen zu lassen. Ich hatte von uns Kindern die hellste und höchste Sopranstimme und überwand bald, vom Vater ermutigt, die Sangesscheu. An einem der Familienabende, die der Vater als Winterunterhaltung im Saal des Gasthauses „Zum Goldnen Horn“ am Marktplatz veranstaltete, wo er selbst sang, seinen Lehrergesangsverein vorführte, kleine Szenen von Schülern aufführen ließ u. dergl., sind wir drei Brüder einmal als Sänger öffentlich aufgetreten, vom Vater auf dem Klavier begleitet und haben ein schönes sentimentales Liedchen vom „treuen Mutterherzen“ vorgetragen, ich in der 1., Adolf in der 2. und Wilhelm in der 3. Stimme. Noch nach Jahren haben die damals anwesenden Mütter gerührt von diesem Gesang gesprochen. Ich weiß, daß ich völlig unbefangen, klangvoll und frei sang... es muß wirklich gut gelungen gewesen sein, denn ich wurde in der Schule von Lehrern und Mitschülern gelobt und bewundert und habe hiernach häufig meine Stimme als Solosän-

gerknabe erschallen lassen müssen. Ein oder zwei Jahre vor dem Stimmwechsel muß sie am rundesten und schönsten gewesen sein. Später in der Pension in Dessau mußte ich oft singen, wurde die „Oranienbaumer Nachtigall“ genannt und hatte eine große Leichtigkeit der Bewegung auch in der Höhe. Ich habe z.B. als Sopran die große Arie der Agathe aus dem „Freischütz“: „Wie nahte mir der Schlummer“ mit den Koloraturen am Schluß und dem hohen „h“ mühelos singen können.

Es fügte sich gut, daß ich über die Anfangsmühen des Klavierspiels hinweg war, als die Schule und die Vorbereitung auf den Übergang zum Gymnasium andere große Anforderungen stellten. So war die musikalische Betätigung eher ein allgemeiner Ansporn, Erholung und zugleich Kraftquelle, sich auch allgemein mit Fleiß daran zu bilden. Früh ermutigte der Vater mich dazu, ihn im Gesang zu begleiten. Ich habe viel dadurch gelernt: die unbedingte Beherrschung des ganzen Tonstücks, um frei dem Sänger folgen zu können, war Voraussetzung, und das Verständnis hierfür fiel mir zu. Vater und Sohn waren gleichmäßig stolz darauf, als ich zum ersten Male—ich meine, es wird wohl in meinem 10. Lebensjahr gewesen sein—bei irgendeiner öffentlichen Veranstaltung als sein Begleiter am Klavier auftrat. Natürlich wählte er zunächst einfache mir zugängliche Gesänge, volksliedmäßige oder populäre Lieder von damals, so z.B. von Franz Abt oder Koschat oder „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“, das sehr beliebte „An der Weser“ und anderes, aber doch auch bald ernste Sachen, Arien aus allen größeren Opern, Oratorien und dann viele Lieder von Schubert, Schumann, Franz, Jensen, Brahms usw., für die ich bis an sein Lebensende bei seinem Auftreten in Konzerten und bei festlichen Anlässen der ihm liebste und anschiemigste, ihm ganz folgende Begleiter gewesen bin. Ich lernte die Lied- und Opernliteratur, die er in vielen Bänden besaß, auf diese Weise in frühen Jahren gründlich kennen und lieben, und was Wunder, daß ich von da an eine besondere Vorliebe für die poetischromantische Schule, die Oper und schließlich Wagner und das Musikdrama für's Leben gewann.

Daß ich, wenn ich von der hohen Stimmbegabung meines Vaters spreche, nicht pietätvoll übertreibe und ins „Schwögen“ ver falle, dafür dienen einige kurze Worte als Beweis. Der Vater hatte, wie schon erwähnt, seine Gesangsausbildung in Berlin genossen. Da er seinem Lehrer—einem Professor, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere—als besondere Begabung auffiel, wurde er eines Tages dem Intendanten der Berliner

Königlichen Oper zum Vorsingen vorgestellt. Er sang den „Freischütz“ und erhielt auf der Stelle ein Angebot, der Oper als Heldentenor beizutreten. Er hat sich nicht dazu entschließen können es anzunehmen. Er war damals mit einem Pfarrerstöch-terlein verlobt — meiner Mutter — und wohl nicht nur von der Seite und von seinen Schwiegereltern, bei ihm selbst regte sich der Widerstand gegen eine reine Künstlerlaufbahn ob ihrer wirtschaftlichen Unsicherheit und ob seiner eigenen Empfindsamkeit, die ihn den ständigen Kampf um den Lorbeer des auftretenden Künstlers bei der sprichwörtlichen Mißgunst, dem Neid der Mitbewerber und der leicht zu verstimmenden Tageskritik in seiner ehrlichen Gradheit scheuen ließ. „Die Kunst, die nach Brot ging“, schien ihm nicht das Richtige, ein Grundsatz, den er mir später, als alles in mir zur Musik drängte, immer vorgehalten und mich damit von eigener musikalischer Laufbahn abgeschreckt hat. Welchen Kurs hätte mein Lebensfahrzeug genommen, wäre der Vater ein gefeierter Bühnensänger geworden?

Als ich als Quartaner des Dessauer Gymnasiums zum ersten Mal den „Fidelio“ in der Oper hörte, wußte ich, was für ein Sänger der Vater war. Bis dahin konnte ich nicht messen und vergleichen. Da stand ein Tenor dritten Grades mit kleiner wenig Wohlklang besitzender Stimme auf der Bühne und strengte sich krampfhaft in der großen Arie Florestans am Anfang des zweiten Aktes an, die schwierigen hohen Töne herauszubringen, eine Arie, zu der ich oft den Vater begleitet hatte. Das konnten wir also daheim so viel besser.

Des Vaters Wunsch war es, seinen Söhnen die von ihm selbst bitter vermißte akademische Bildung mitzugeben, sie das Gymnasium und die Universität besuchen zu lassen. Nach seinem besonderen Gelöbnis sollte ich, wie erzählt, einmal Pfarrer werden. Mein Bruder Wilhelm war als der älteste von uns der erste, dessen Vorbereitung zum Gymnasium in Angriff genommen werden mußte. In dem Wunsche, die Knaben so lange wie möglich im Elternhause zu behalten, auch in der Überzeugung, daß die Bürgerschule unter seiner eigenen Leitung ihnen eine bessere Ausbildung mitgab als es die erste Vorschul- und die Sexta-Quinta-Klassen des Gymnasiums in den allgemeinen Fächern vermochten, wurde es bei uns drei Brüdern zur Regel gemacht, daß wir privat für die Quartareife daheim vorbereitet würden.

Die Eltern haben anfänglich geschwankt, ob sie Wilhelm nicht an einem Gymnasium im Hessischen, ich glaube Marburg,

zum jüngeren Bruder der Mutter, Wilhelm Wiskemann, der dort Oberlehrer war, bringen sollten, der ihn gern in Pension nehmen wollte. Es waren schon die an dortiger Schule eingeführten Lehrbücher der Unterklassen angeschafft worden, dann aber trat irgendein Hemmnis ein. Ich glaube, der Onkel wurde versetzt und die Aufnahme eines Neffen in sein Haus erschwert: kurz, es wurde nichts aus dem Plan, und so fiel dann doch die Wahl auf das nahegelegene Dessau und sein Gymnasium. Im andern Falle wären wir Jungen wohl alle in das Stammland unserer Eltern heimgekehrt, und unser Schicksal hätte eine andere Wendung genommen. Die Stammesunterschiede im Wesen und in der Lebensauffassung waren für die Eltern im Anhaltlande doch immer fühlbar geblieben. Meine Mutter pflegte oft von den Anhaltern zu sagen: „So flach wie ihr Land ist ihre Gesinnung“. Wir Kinder konnten das kaum nachempfinden. Wir glichen Anlageunterschiede, soweit sie bestanden, durch unser Hineinwachsen in die Bevölkerung und Landschaft aus.

Der Vater gab Wilhelm und dann nacheinander mir und später Adolf den Anfangsunterricht, wie er für die Quinta eingeführt war, selbst. Er hatte sich im Französischen in seiner Berliner Zeit entsprechend geschult und unterrichtete gelegentlich hierin auch eine sich freiwillig dazu meldende Schülerzahl. Latein beherrschte er nicht, aber ein Glücksumstand war es, daß ein vortrefflicher Lateinlehrer an seiner Schule war, der Lehrer Probst, ein tüchtiger energischer junger Mann, der selbst auf einem Gymnasium Latein bis zur Einjährigenprüfung, also der Obersekunda, gelernt hatte und sich darin weiter auf dem Laufenden hielt. In Aufeinanderfolge unseres Alters hat er uns drei Brüder sehr schön privatim im Lateinischen bis zur Quarta vorgebildet.

Kurz bevor Wilhelm das Vaterhaus verließ trat ein Ereignis ein, das tiefen Eindruck auf uns alle machte. Der Vater kam eines Abends noch in unser Schlafgemach und sagte: „Kaiser Wilhelm ist gestorben!“ Tiefes Erschrecken—und daß der Vater uns damit aus dem ersten Schlaf weckte,—wie furchtbar mußte der Verlust für uns alle sein! Aber die Nachricht war verfrüht, am nächsten Morgen konnten wir wieder Hoffnung schöpfen. Doch gleich darauf kam die endgültige Kunde: „Kaiser Wilhelm ist heute Morgen, am 9. März 1888, verschieden“. Wie groß die Trauer der Eltern und der ganzen Bevölkerung war, fühle ich noch genau. Das gütige Antlitz des alten Kaisers war uns Kindern aus tausend Abbildungen bekannt. Alles, was wir von der

Gegenwart vernommen hatten, führte immer wieder zu ihm hin.

Zu der allgemeinen innigen Anteilnahme des Volkes kam die große Sorge um den schwer kranken Kronprinzen. Ich erinnere mich noch deutlich an ein Bild, wie er Bismarck, der ihm nach San Remo entgegengefahren war, dort auf dem Bahnhof umarmte, um von ihm auf den verwaisten Kaiserthron geleitet zu werden. . . Die herrliche Rede Bismarcks auf den alten Kaiser im Reichstag, worin er die Worte vom „hochgespannten Pflichtgefühl“ des heimgegangenen Herrschers sprach, hat uns der Vater vorgelesen.

Kaum waren die Trauerwochen, erfüllt vom Läuten der Kirchenglocken, vorbei, da folgte schon nach drei kurzen Monaten die neue Landestrauer um Kaiser Friedrich. Begriff ich auch noch wenig von der tragischen Bedeutung dieses raschen Thronwechsels, so ist mir doch noch gegenwärtig, wie Eltern und Lehrer uns von der Leidenszeit des Kronprinzen und seiner kurzen Herrschaft erzählt haben und wie tief das ganze Volk am Geschick des Kaiserhauses teilnahm.

Es kam die Zeit, wo Wilhelm—es war zu Ostern 1888—das Vaterhaus unter Tränen der Mutter verlassen und, trotz der Nähe der Hauptstadt Dessau, für uns „in die Fremde“ wandern mußte. Aber die Eltern wußten ihn wohlbehütet. Der alte Kantor Hitschhold von der Volksschule meines Vaters war kurz zuvor nach Erreichung des 76. Lebensjahres (so lange blieben die rüstigen Lehrer damals im Dienst!) in den Ruhestand getreten. Ich entsinne mich, wie die Schule aus diesem Anlaß Groschen- und 5 Pfg.-weise sammelte, ich selbst die Kinder meiner Klasse zu Beiträgen aufforderte, um den scheidenden alten Lehrer einen bequemen Großvaterstuhl zu schenken. Hitschholds waren, was für den Lebenstrieb der alten Leute sprach, mit der ganzen Familie nach Dessau übergesiedelt, um noch etwas von ihrem Lebensabend zu genießen. Ein großer Verlust für Vater und Mutter und auch für uns Kinder. Wie oft hatten wir den Geburtstag der Tante Luise, der ältesten Kantorstochter, im Februar in der behaglichen Kantorswohnung mit furchtbar viel köstlichem Kuchen und herrlicher Schokolade gefeiert. Tante Auguste, die 2. Kantorstochter, ein behaglich rundliches Wesen voll Lustigkeit und Humor, stand uns fast ebenso nahe wie Tante Luise, während die jüngste der unverheirateten Haustöchter, Anna, damals schon kränklich und sonderbar war.

Hitschholds hatten sich liebend gern bereit gefunden, das stille zarte „Wilhelmche“ bei sich aufzunehmen, und das geschah dann auch, nachdem er eine private Vorprüfung bei Dr. Wittig,

dem Ordinarius der Quarta des humanistischen Gymnasiums— Dessau hatte im gleichen Gebäude auch ein Realgymnasium— ebenso wie nachher die Aufnahmeprüfung vor Schulbeginn mit Glanz absolviert hatte.

Das Leben in Haus und Schule wurde nach Wilhelms Weggang nach Dessau für mich im ganzen etwas ernster. Denn nun fing ich selbst mit dem Lateinischen an, das mir übrigens— wie in der Jugend alle Sprachen—leicht fiel und unsägliche Freude machte.

Dessau war nahe genug, daß der Bruder alle paar Wochen einmal Sonnabend nachmittags nach der großen Fußwanderung durch die Oranienbaumer Heide bis zum Sonntag Abend zu uns kam. Eine Botenfrau, die regelmäßig Sachen vom Lande auf den Markt nach Dessau brachte,—hauptsächlich Obst und Gemüse—vermittelte in den Zwischenzeiten den Verkehr, so daß der Bruder immer Kleinigkeiten aus unserm Garten nebst Briefen der Eltern erhalten konnte. Besagte Botenfrau hat auch oft Erträgnisse unseres eigenen Gartens, die in guten Jahren im Überfluß reiften, auf dem Markt in Dessau für den Vater verkauft, namentlich im Herbst seine vielbegehrten großen Pflirsiche.

In der Schule kam Wilhelm spielend voran. Bei Hitschholds wurde er über die Maßen geliebt und verzärtelt und in jeder Hinsicht gut gepflegt. Es war eine kleine Etagenwohnung nahe der Georgenkirche in der Georgenstraße, wo er sein eigenes kleines Zimmer in der Familie bewohnte. Ich habe die Wohnung oft gesehen und wurde selbst einmal—wohl probeweise, um zu sondieren, ob der „wilde Karl“ sich in die beengten Lebensverhältnisse der sehr alten Leute schicken würde, wenn er selbst auch nach Dessau käme—in Wilhelms großen Ferien für einige Tage eingeladen, und ich habe mich mit den Tanten großartig amüsiert, die schönsten Ausflüge zu den Schlössern und Parks und in die weiten Wiesen und wunderschönen Laubwäldungen in der Umgebung Dessaus nahe der Mulde und Elbe gemacht.

An einem Geburtstag Wilhelms, dem 25. September, war es, daß wir alle aus Oranienbaum in einem schönen großen Landauer nach Dessau fuhren, um den Tag festlich mit ihm bei Hitschholds zu feiern. Das Unglück wollte es, daß Bruder Wilhelm, um uns entgegenzugehen, einen Abkürzungsweg durch einen Schloßpark an der Mulde eingeschlagen hatte und uns, die wir gerade zu der Zeit auf der Landstraße in Dessau einfuhren, verpaßte, dann aber noch eine ganze Stunde weiter wanderte, immer in der Hoffnung, den Wagen mit den Eltern und Geschwistern zu treffen und

endlich sehr spät und weinend bei Hitschholds, wo wir schon stundenlang saßen, wieder anlangte. Umarmungen und der Geburtstagstisch mit Blumen und kleinen Liebesgaben von zu Haus machten aber bald alles wieder gut. Seine Feinfühligkeit hat diesen Schmerz um das Verfehlen und die verspätete Geburtstagsfeier nicht vergessen.

Bald kamen die Herbstferien und dann Weihnachten, und überhaupt gab es ja Ferien genug, wo die Familie sich wieder vollzählig in Liebe im Elternhaus vereinte. Sie wurde nun durch die Freude von uns allen beisammen zu sein, noch inniger wahrgenommen als früher und das Zusammengehörigkeitsgefühl bewußter.

Meine eigene Ausbildung und Vorbereitung für das Gymnasium ging rüstig und gleichmäßig vorwärts, und ich sah der Zeit, wo ich selbst mich quartareif erweisen mußte, ohne Bangen entgegen. Ich mußte dazu noch ganz gehörig voran: Lehrer Probst stellte hohe Anforderungen, er brachte mich im Lateinischen viel weiter als nötig war, aber es machte Spaß! In Vaters Schule war ich inzwischen in die erste Klasse aufgestiegen, nahm also am Unterricht der 13-14 Jährigen teil und war daher in allen Fächern: Deutsch, dem Schreiben deutscher Aufsätze und in Rechnen, Religion, Geschichte usw. stark über die Leistungen von Quartanern hinausgewachsen. Die beiden letzten Jahre in Oranienbaum waren so ganz der ernsten Schularbeit, dem Französischen und Latein gewidmet, ohne daß ich mich dabei anzustrengen brauchte, da mir alles ein Spiel war, so daß ich das Fehlen der frühen Kindheitsfreunde Sommerlatte und Maerker wenig entbehrte. Beide waren schon in die Sexta des Gymnasiums, Sommerlatte aufs Realgymnasium Dessau, Maerker auf ein vielgerühmtes Gymnasium in der „Großstadt“ Halle a.S. abgewandert. Wir verkehrten noch in den Ferien miteinander, aber das alte Kinderband hielt nicht lange, wir entwuchsen uns gegenseitig doch merklich, wenn ich auch mit Georg Maerker einen gewissen knabenhaften Briefverkehr unterhielt und mit ihm bei kleineren Theateraufführungen in den Ferien in Oranienbaum zusammenwirkte. Wir haben mit viel Vergnügen kleine Stücke eingeübt und aufgeführt: den „Nachtwächter“ von Koerner, das „Fastnachtsspiel vom Pater Brey“ von Goethe, wobei Wilhelm im langen Bratenrock des Vaters den würdigen Pater mimte, und anderes mehr. Den Stoffen nach müssen wir schon literarischen Ehrgeiz gehabt haben unser Publikum zu bilden, das in Oranienbaum durch die bisweilen für ein paar Wochen gastierenden

Wandertruppentheater nicht verwöhnt war. Es waren gut gemeinte Darstellungen, aber doch „Schmierer“ und Kitsch, was sie brachten. Singspiele als Vorläufer der Operetten—wie „Anna, zu dir ist mein liebster Gang“, dann „Mein Leopold“ und ähnliche Titel sind mir in Erinnerung geblieben, und ein paar Stücke verschollenen Namens habe ich als 11-12 Jähriger mit ansehen dürfen. Das hohe Pathos, die theatralischen Gesten, die seltsamen Kostüme und die häufigen Bühnendesarten, daß der Vorhang falsch fiel, Kulissen umstürzten oder Gegenstände nicht zur Hand waren, die der Schauspieler brauchte, das reizte die Lachlust, und die dabei entstehende Komik war für uns die Hauptsache.

Die ersten Kindheitsfreunde wurden ersetzt: ich fand Umgang mit den anderen Jungen, so dem Sohne des Schneidermeisters Kalina, einem lieben rotblonden Jungen, und dann wuchs eine besonders lange im Leben anhaltende Freundschaft mit dem ältesten Sohne des Müllers Wilhelm Scheer. Der jüngere Bruder, Robert Scheer, gehörte auch zu unserm Verkehr. Er sollte aber die Windmühle seines Vaters erben, und wir kamen außer Fühlung. Wilhelm Scheer dagegen war ein besonders gescheiter, äußerst strebsamer Junge, der von der Schule meines Vaters aus später das Lehrerseminar in Koethen besuchte, Volksschullehrer im Harz wurde, speziell durch seine Freundschaft mit uns drei Brüdern Vogt aber den Ehrgeiz entwickelte, zu studieren und sich auf eigene Faust in Berlin, während ich dort studierte, auf die Universitäts-Reifeprüfung, das versäumte Abiturientenexamen, vorbereitete, das er als „Extraneer“ glänzend bestand. Seine heftiges Drängen aus der Heimat fort nach höherer Bildung hing zusammen mit einem schweren Schlag, den seine Familie erlitten hatte. Sein Vater war infolge Denunziation wegen einer fast zehn Jahre zurückliegenden Brandstiftung an seiner Mühle als Betrüger der Versicherungsgesellschaft entlarvt und mit schwerem Zuchthaus bestraft worden. Scheer litt unsäglich darunter, fand aber bei uns wärmste Teilnahme und moralische Stütze. Nach einem damaligen intimen Freundschaftsverkehr hat er sich uns aber infolge einer merkwürdigen Charakterentwicklung im späteren Leben völlig entfremdet. Er machte einen doppelten Doktor, den der Philologie und Jura, geriet ins politische Fahrwasser, wo er sich mit großer Bauernschlauheit der linken demokratischen Richtung anschloß und bald zum Geheimen Regierungsrat und Oberschulrat emporkam. Ein ödes in ihm ausbrechendes Strebertum, eine nach Gunst, Vorteil und Bereicherung zielende Einstellung, gepaart



mit Geiz und tyrannischer Haltung auch seiner eigenen späteren Familie gegenüber, hat ihn die Hilfe des Vaters und häufige Stützung und Förderung aller seiner kühnen Jugendpläne durch uns Brüder völlig vergessen lassen, eine herbe Lebensenttäuschung für unsere andersartige Veranlagung.

Aus dem nahen im Preußischen liegenden Dorfe Goltewitz gesellte sich ein anderer Freund zu uns, Wilhelm Allner, ein Bauernsohn, in dem es sich gewaltig nach Wissen und Emporkommen regte, ein herzensguter tüchtiger Junge, der mit mir nach kurzem Besuch der Schule meines Vaters auf die Quarta des Dessauer Gymnasiums kam. Oft sind wir zusammen den gleichen Weg von Dessau heimwärts durch die Heide gewandert. Er entwickelte damals schon erstaunliche Träume, die ihn in die Ferne, zur See, in fremde Länder zogen. Ich weiß noch, welches Erstaunen bei Lehrern und Mitschülern ausbrach, als der gute Allner in der Untersekunda auf die Frage, was die einzelnen Jungen werden wollten, die kühne Antwort gab; „Ich gehe zur brasilianischen Kriegsmarine.“ Er hatte wohl von Revolutionen und Kämpfen in dem unruhigen Südamerika gelesen und seine Phantasie daran entzündet. Nach Brasilien ist er zwar nicht, aber nach dem Einjährigen tatsächlich zur See gegangen, trat als Schiffsjunge bei der Handelsmarine ein und erzählte uns später viele aufregende Erlebnisse, die er an Bord eines Segelschiffes auf einjähriger Weltreise gehabt hatte, den Homer und Vergil getreulich in der Tasche tragend. Hiernach habe ich ihn aus den Augen verloren und kenne sein weiteres Schicksal nicht.

Dies sind nur wenige Beispiele von der tüchtigen Knabenschar, die sich da in und bei dem Städtchen Oranienbaum in jener Zeit zusammenfand, mit viel Streben und heißem Bemühen, etwas Tüchtiges im Leben zu leisten, und manche, deren Lebensweg ich nicht verfolgt habe, werden zu Stellung und Ansehen gelangt sein. Es war die Zeit der großartigen Entwicklung des neuen Deutschen Reiches, voll Zuversicht, Ruhe, Vertrauen auf eine gleichmäßig fortschreitende Entwicklung auf allen Gebieten zur Höhe, die jedem ernstesten Willen und jeder Begabung den Weg frei machte. Der gesicherte innere und äußere Frieden, die alles vorsehende weise und starke Hand des großen Kanzlers, der Schutz und Schirm des Reichs gewährleistete jedem einzelnen seine Zukunft. Unter diesem Signum stand unsere ganze Jugend. Das gab auch der eigenen Kindheit und Jugend die ungetrübte Ruhe, den felsenfesten Glauben an die eigene und die deutsche

Zukunft.

Große und berühmte Geister sind in meiner Kindheit nicht in das glückumspinnene, der Familie, der Schularbeit, der Kunst geweihte Elternhaus gekommen. Aber es fehlte doch nicht an kräftigen Anregungen von außen. Der Vater hatte viele hervorragende Freunde aus seiner Zugehörigkeit zur Loge in Dessau gewonnen, war als Sänger gesucht und kannte die Großen der Oper, den damaligen bedeutenden ersten Kapellmeister August Klughardt und später besonders gut den 2. Kapellmeister Nier. Ein Oberförster Eberhard in Wittenberg war sein Freund, auch ein dortiger Fabrikbesitzer. Beide Familien wurden von uns als Kinder auf langen schönen Wagenfahrten besucht und kamen auch zu uns. Einer der Eberhard-Jungens, die viel kleiner als wir waren, machte uns bei solchem Besuch in Oranienbaum viel Spaß durch Heimweh, das er, sich selbst „Witte“ nennend, in den weinerlichen Worten kundtat: „Witte will heim, Witte will heim!“

Ein großes Erlebnis war es, als eines Tages eine herzogliche Kutsche mit Lakai vor unserem Haus vorfuhr und den Vater zum Singen vor einer älteren Prinzessin des herzoglichen Hauses in dem nahen Goerlitzer Schloß einlud. Er erntete reichen Beifall und erhielt zum Dank eine lange in unserer „guten Stube“ aufbewahrte höchst unpraktische riesige Notenmappe mit Eichenholzdeckeln und eisernem Zierat.

Der steife Amtsrichter des Ortes hielt sich vom Umgang mit der Bürgerschaft fern, war aber freundlich zum Vater, während seine Frau mit dem „Äppelgesicht“ und ihrer Krähstimme, mit der sie ihren Buben Karl als „Kachel“ über die Straße weg heimzurufen pflegte, Stoff zum Lachen für uns Kinder gab.

Auch der Bürgermeister Ruedeger lebte in Würde und Abgesondertheit sein besonderes Leben, hatte aber eine liebe Tochter in meinem Alter, Agnes Ruedeger, eins der wenigen Mädchen, die mir aus dem Ort in meiner Kindheit nahegetreten sind und als ein besonders kluges, klarblickendes, heiteres Mädchen in Erinnerung ist.

Meines Vaters großer Sinn für Geselligkeit und heiteres Beisammensein im Freundes- und Familienkreis fand ausreichend Gelegenheit behaglichen Umgang zu pflegen. Ich habe schon die Freunde Roenick und Maerker erwähnt, daneben die Lehrer und auch solche von den benachbarten Dörfern, die Mitglieder seines mit Eifer und großem Erfolg geleiteten Lehrergesangsvereins waren.

Die Dörfer hatten befremdliche Namen, die auf die frühere Wendenzeit zurückzuführen waren, so das schon erwähnte Kakau, dann gab es ein Naterkau (Worte, deren Sinn die Bevölkerung nicht verstand und mundartlich umbildete: das letztgenannte z.B. in „Gnadeke“ und Kakau in „Kaake“) usw.

Eine beliebte Erscheinung war der Arzt des Ortes Dr. Koerner, ein Duzfreund meines Vaters, der unsere Kinderkrankheiten behandelt hat und viel im Hause der Eltern zu Gast war. Daß er sein ganzes Leben lang sich mit Stottern herumschlagen mußte, war für uns Kinder ein großartiger Spaß. Er hatte oft die größte Mühe, gewisse Worte herauszubringen, bis sich seine Zunge dann schlagartig im Ausstoßen des gesuchten Wortes löste. So wollte er einmal meinem mit Erkältung zu Bett liegenden Vater ein Mittel empfehlen, es war „Ipecacuana“. Auf einem Bein um das Bett herumhüpfend brachte er nur: „ip-, ip ,ip,“ heraus, bis endlich das ganze Wort unter lautem Gelächter des Vaters wie das ausgespuckte Gewölle eines Raubvogels in einem Klacks ausbrach.

In einem sogenannten „Kränzchen“ vereinigten sich bestimmte zur engeren Freundschaft des Hauses gehörige Familien, deren meiste ich erwähnt habe, um im Winter regelmäßig kleine Abendzusammenkünfte abzuhalten, was reihum ging. Wir Kinder wurden dann immer früh zu Bett geschickt, freuten uns aber, wenn wir oben in unseren Betten die Stimme des Vaters in Liedervorträgen, manchmal auch vierhändiges Spiel der Eltern mitanhören konnten. Die Hochzeitsmusik von Jensen — vierhändige Originalkomposition — eine sehr melodienreiche und bedeutende Suite, die Vater und Mutter eifrig eingeübt hatten, ist mir lebendig im Ohr geblieben. Ich habe sie so hoch geschätzt, daß ich sie Jahrzehnte später — nach dem gleichen Notenheft, nach dem meine Eltern gespielt hatten, — für mein im Kriegsgefangenenlager zu Kurume in Japan (1915-1920) geleitetes Orchester instrumentierte und zum Vortrag brachte.

An solchen Abenden ging es gut bürgerlich bescheiden her: das waren keine rauschenden Dinners, die da gegeben wurden, mit belegten Buttersemmeln, einem Glas Bier für die Herren und Kaffee und Kuchen für die Damen wurden die Gäste frugal gespeist und getränkt, aber ein Fest für uns Kinder, wenn wir am nächsten Tag die übriggebliebenen Semmeln verzehren durften, die ebenso wie übriggebliebene Vesperbrote von väterlichen Fahrten nach Dessau unter dem spaßhaften Namen „Hasenbrötchen“ gingen.

Zu dem Kränzchenkreis gehörig und meinen Eltern nach und nach besonders nahestehend war die Familie des Pfarrers Heinzelmann, der, als ich etwa 6 oder 7 Jahre alt war, von Coswig kommend, in unserem Städtchen die Stelle des ersten Geistlichen einnahm. Er war ein gelehrtes Haus voll schalkhaften Humors, freundlichen Wesens, baumlang und hager, mit einer goldumränderten Brille auf der Nase, ein tüchtiger Prediger voll Klarheit und Geist, seine junge Gattin eine kleine resolute Frau mit behender Zunge. Mit ihnen hausten beständig eine etwas vertrocknete ältere Schwester der Frau und ihre fast blinde Mutter, die nahe verwandt mit der Familie des Pfarrers auch Heinzelmann hießen und auch aus geistlichem Hause stammten. Zwei liebe Mädchen, die ältere Käthe in meinem, die jüngere Elisabeth im Alter Adolfs, dazu ein sehr viel jüngerer Bruder, Gerhard, der zu klein war, als daß wir als Kinder schon befreundet gewesen wären, waren die Kinder des Hauses. Ein später Nachkömmling Wolfgang, ein besonders begabter hübscher Junge, ist im frühen Knabenalter am perniziösen Scharlachfieber den Eltern genommen worden. Gerhard ist ein großer Kanzelredner, später Professor an der Universität Basel, dann in Halle a.S., auch einmal Rektor der Universität gewesen. Vater und Sohn erhielten beide den Dr. theol. h.c. verliehen.

Mit den beiden Mädchen, Käthe, die so hübsche große leuchtende Augen hatte, dazu ein sinnigfrommes Gemüt und der leicht stotternden jüngeren Schwester Elisabeth, die mehr als Käthe ein Weltkind, ein Racker war, haben wir viel verkehrt, aber doch nicht so, daß sich darin etwa keimende Neigungen äußerten, wenigstens nicht bemerkbar, obwohl Wilhelm später Käthe als Gattin heimführte. Ich war für meine Person jedenfalls so ganz und gar nur Knabe auf meine derben Knabenfreuden, die wilden Spiele und Jungenkämpfe aus, und dann auf meine eigenen Zwecke, das Bücherlesen und Musizieren eingestellt, daß ich deswegen mit dem anderen Geschlecht kaum zu näheren Freundschaften kam. Ich freute mich wohl an den kleinen rotbäckigen Gestalten, ihren bunten Kleidchen und heiterem sinnigen Wesen, aber die Mädels waren ja meist zu bescheiden und artig, gingen nicht aus sich heraus und waren für unsere Streifzüge und Balgereien nicht zu gebrauchen.

Schwester Clara mußte natürlich alles mögliche Jungenhafte mitmachen und wurde oft geneckt, besonders von mir „Unband“. Sie war aber auch nicht „wild“, ein gutes und sehr hübsches Kind mit langen Zöpfen und besonders schönem Haar, und irgendwie

wurden wir Buben gebremst: die Mädchen müssen sich sitzsamer verhalten, bedürfen der Schonung und Ritterlichkeit durch die wilden Buben. Vielleicht war es für uns wie für Clara selbst ein Unglück, daß gerade für ihr Alter — sie war 3 Jahre älter als ich — kein gleichgestimmtes Mädchen in befreundeten Familien da war. Möglicherweise hat sich damals schon langsam die Wurzel ihrer anfänglich als ängstliche Menschenscheu, dann als Sonderbarkeit, Nervenschwäche und einer gewissen Sehnsucht nach vertrauten Menschen, die in kranke Geistesstörung ausmündete, in ihr gebildet. Als Kinder waren wir mit der Schwester treu verbunden. Auch Clara hat alle unsere kleinen Hauspflichten erfüllt, im Garten als heranwachsendes Kind wacker mitgeholfen und, wie sie einmal vor einem Frühjahrsfeste sagte: sich „zu Schanden“ gearbeitet. Sie mußte früh der immer überanstrengten Mutter im Haushalt helfen, lernte kochen, nähen, sticken und stricken und wurde von den Eltern nach Abgang von der Schule, die sie, wie wir alle, leicht und mühelos passierte, zur Tante Minna, der „Engländerin“, die zu der Zeit ein „Boarding House“ in Wiesbaden für ihre vielen englischen Freunde unterhielt, zur weiteren Ausbildung auch im Englischen in Pension geschickt, leider nur für ein Jahr. Tante und Nichte konnten sich nicht ganz ineinander schicken. Clara geriet ins bleichsüchtige Alter und war mit ihrer einsetzenden Nervenschwäche für die energische sich selbst aufopfernde Pensionsmutter wohl eine Last.

Tante Minna war meine Patentante. Wenn sie nach Oranienbaum kam, was während meiner Kindheit ein paarmal geschah, drang immer ein Hauch der großen Welt ins Haus. Ihre Weltgewandtheit, das etwas anglisierte Wesen, ihre Erzählungen vom Ausland und gar die besondere Kleidung, die Schleppe, die sie des Abends zu ihrem Abendkleide trug, das waren Dinge, die wir bestaunten. Ein einziges Mal hat sie bei solchem Besuch auch die Großmutter Wiskemann mitgebracht, ein feines kleines Frauchen, die ein paar Wochen bei uns blieb. Ich habe sie dann nicht wiedergesehen. Im Jahre 1888 starb sie zum großen Schmerz meiner Mutter, die ich noch weinend vor dem Kochherd stehen sehe, als das Telegramm von der schweren Erkrankung ihrer Mutter anlangte, dem rasch die Todesanzeige folgte. Die Eltern reisten beide zur Beisetzung nach Wiesbaden. Meine anderen Großeltern habe ich nicht kennengelernt, sie waren früh verstorben.

Tante Minna war als ledige selbständige Dame auch die

einzig von den Tanten mütterlicherseits, die uns im Anhaltlande besuchte. Die beiden anderen Schwestern der Mutter, Tante Julie in Frankfurt a.M., Dettering heißend, war zwar die 2. Patin von mir (verheiratet mit einem Postbeamten — ich habe sie erst auf meiner ersten Ausreise nach Japan im Februar 1903 kennengelernt), und ganz fern geblieben ist uns die Tante Emilie Gaskard, mit einem Papierfabrikanten in Eberstadt bei Darmstadt verehelicht. Unsere Vettern und Basen aus diesen Ehen sind uns zum Teil nach und nach bekannt geworden, aber das verwandtschaftliche Band genügte nicht, über Trennendes hinwegzufinden.

Anders stand es mit den Familien der Brüder meiner Mutter, dem schon genannten jüngeren Bruder, dem Onkel Wilhelm Wiskemann, der ein vorzüglicher Violinspieler war und dem älteren Bruder August Wiskemann, der jahrzehntelang als Direktor des Corbacher Gymnasiums im Waldeckschen gewirkt hat. Dieser wiederum war ein sehr tüchtiger Klavierspieler. Beide Onkel haben sich über meine Musikbegabung gefreut. Sie besuchten uns freilich nur selten, aber wir kamen später doch in nahe Berührung, auch mit den Kindern. Das alles fällt aber in eine sehr viel spätere Zeit und sei hier nur gestreift.

Es gibt Jungen, die schon im frühen Alter innige Beziehungen zu kleinen Mädchen haben, mit ihnen scherzen und kosen und irgendwie von der dunklen Vorahnung der schicksalsmäßigen Geschlechtertrennung, der in ihr keimenden gegenseitigen Anziehungskraft berührt werden. Als von den Kameraden die ersten geheimen Fäden zu Mädchen gesponnen wurden, sie anfangen, Herzen mit Anfangsbuchstaben in die Bänke und Bäume zu schnitzen, habe ich mich immer weidlich darüber „gehört“ und manches, weil's im Schwange war, nachgeahmt, wiewohl es mir selbst fremd war und närrisch vorkam. Zum Eigenbewußtsein über das, was sich in uns „tat“, und endlich im Innern mächtig umtrieb, gelangte ich erst viel später. Aber ein Früherlebnis der Jugendzeit in Oranienbaum, ein sonderbar duftiges Märchengebilde von ersten zarten, aufwühlenden Empfindungen hat vielleicht mit dem Wunder der Erstberührung meinen Weg in eine gewisse tief sehnsüchtige Seelenverfassung gedrängt, zum herzlichen Umfängen der ganzen Natur in einer Alliebe, einem Sichverströmen in das vollkommene Einswerden mit den Wundern göttlicher Schönheit in der lebendigen Welt.

Denn meine erste Liebe — war ein Baum. Auf der Bleiche unseres Gartens stand er neben den andern auch in die Breite

gewachsenen Bäumen da als der schönste, schlank aufstrebende Stamm eines Pflaumenbaums und blühte mit der in zwei starken Ästen sich verzweigenden Krone geradewegs zum Himmel empor. An einem Maimorgen stand ich als kleiner Knabe an seinem Fuße. Sonnenglanz lag über der grünen Wiese, spiegelte sich in den Tautropfen der Gräser und goß ein Meer von Licht über den schimmernden Blütenschnee. Meine Augen weiteten sich im glänzenden Lichte des Morgens. Ein Sirren und Surren wogte in den Zweigen des Baumes, zitternde Lust glomm im leisen Wehen erquickenden Morgenwindes in seinen Blüten, wie ein weißer Nebelschleier wiegte sich der Blütenschäum — Entzücken schwoll in meiner Brust. Ich blickte empor und sah durch den Blütendunst und die lenzjungen grünen Blättlein in ein wunderbares nie geschautes Tiefblau des Himmels, in das der Blütenbaum mit Allgewalt zu wachsen, sich zu recken und in selige Ferne emporzustreben schien. Staunend nahm ich das Wunder des zur Höhe drängenden Baumes wahr, der Blütenschleier bewegte sich aufwärts, dem Himmel sich als Opfergabe anbietend: ...da überwältigte mich der gleiche Trieb nach oben, in die Unendlichkeit der Himmelsbläue zu entschweben: ich umfaßte seinen Stamm, schwang mich hinauf und hing mit beiden Händen an den sich hierzu anbietenden Ästen, sah empor zu finden, was den Baum nach oben gelockt. Aus schneeigem Weiß leuchtete die tiefe Bläue des Himmels in der Nähe noch einmal so stark, und plötzlich schien mir die Blütenkrone zu winken, sich zärtlich zu mir zu neigen und in aufwärtswehender Bewegung ihres Schleiers meine Blicke nach oben zu locken. Ich folgte der Aufforderung und sah: da wurde lebendige Form, was vor meinen Augen schwebte,—in wallendem Gewande mit weißen Bändern geschmückt wirrte ein feenhaftes Wesen um mich, dichter wuchsen seine Formen, bis sich ein unschuldsvoll anmutig lächelndes Engels-Mädchen-Antlitz mit zwei großen schimmernden Blütenaugen erkennen ließ. Wie im Traume wollte ich ihm näherkommen — da entwich liebeich grüßend das Engelsbild — und war meinen Blicken entschwunden. — Lange verhielt ich traumbefangen in süßer Seligkeit. Wie neugeboren schaute ich in den weißen Flor, nun ich seinen Engel gesehen, — hielt den Baum umschlungen, streichelte ihn und fühlte mit atemberaubender Lust Wonneschauer in nie gekannter Süße mich durchfließen und schütteln. War die Allgewalt des Lenzdrängens von dem in Blüte stehenden Baum in mich übergeflossen und ahnte ich das geheimnisvolle Gesetz alles Werdens, daß auch ich ein Teil von

dem war und in mir trug, was meinen Baum erfüllte und zur Höhe zwang? In einem dunklen Liebesdrang, Glückseligkeit im Herzen, umfaßte ich ihn, wieder auf der Erde, immer von neuem. Seine Blütenzweige raunten, flüsterten, hielten Zwiesprache mit mir und liebkosten mich, als freue er sich seines Herzensbundes mit mir, seines von mir empfangenen Weckrufes an die schlummernde göttliche Gemeinschaft... und wie in brennender Sehnsucht weitete sich die Brust, einmal so zu blühen und zu wachsen in die Unendlichkeit hineinzureichen wie mein Feenbaum...

Noch oft stand ich hiernach unter seinen schirmenden Zweigen. Ich barg das süße Geheimnis, das Liebesband mit dem Baum in meinem Herzen, und so oft ich ihm nahte, war es ein heimliches Grüßen wie zwischen zwei vertrauten Liebenden, und dankbar lächelte ich ihm stets nach längerer Trennung zu. Aber nie wieder senkte er das pochende Ungestüm wie an jenem unvergeßlichen Maimorgen in mein Blut. Es war ein stillberuhigtes Kind, das sich wie in Mutters Liebesarmen barg, wenn ich mich später wieder zur Blütezeit an ihm emporrankte, mit ihm nur uns verständliche geheimnisvolle Worte tauschte, mit ihm teilend den Rausch des Blütenzaubers, des Sonnenglanzes und der Lenzessehnsucht...

Aus Träumereien der Kindheit und dem Gefühl kräftiger Lebenssicherheit, wonach das Leben als ein ins Unendliche reichender golddurchwirkter Teppich zum rüstigen Vorwärtsschreiten ohne Fährnisse erschien, riß mich das Erlebnis des Todes. Zwar hatte ich das große Trauerjahr 1888, als kleines Kind der Mutter Klage um ihr jüngstes Kind und schon ihren Schmerz um den Verlust der Großmutter erlebt, er hatte mein Herz mit ihrem Weh erfüllt, ohne jedoch zu ahnen, was der Tod sei, und ohne mit ihm selbst in unmittelbare Berührung zu kommen.

Eines Tages starb nach kurzer Krankheit in der Nachbarschaft ein holdes Mägdlein von neun oder zehn Jahren aus meiner Klasse. Ich trat bei dessen Mutter ein, um mich nach dem Befinden zu erkundigen. Da führte die Frau mich in ein niedriges weißgetünchtes Schlafgemach. Hier lag das Kind entschlafen im weißen Sterbehemdchen mit elfenbeinbleichem Gesicht, ein Blumenkränzlein auf dem Kopf, Blumen auf dem Bett, und in der Hand hielt es festumschlossen eine große Puppe. Die Mutter schluchzte: es sei eben gestorben. Ich war ratlos: „Erwacht sie nie wieder? Sie schläft doch nur?“ „O nein, sie wacht nimmer auf!“ — Das holde Kind soll in alle Ewigkeit weiterschummern? Die Augen nicht wieder der heiteren Welt



zukehren? — War das der Tod? So mußte er ja für den Frühabberufenen ein furchtbares Unglück sein. Aber lagen nicht völliger Friede und Seligkeit im Antlitz des still für ewig schlummernden Kindes? War diese göttliche Ruhe, dieser ewige Friede nicht doch das höhere Gut als das rauschende wilde Leben? Grübelnd, sinnend kehrte ich heim und erzählte der Mutter, daß das Kind gestorben sei und wie ein Engel schön und friedlich schlafe. Die Mutter war entsetzt als ich erzählte, daß ich es gesehen habe: das Kind war an Diphterie gestorben. Ihre Angst ob der Ansteckungsgefahr unterdrückte meine Rätselfragen über den Sinn des Sterbens.

Dann starb sehr bald danach noch im blühenden Mannesalter ein Lehrer meiner Klasse, der Kantor Menze. Ich hatte den kleinen dünnen Mann mit seinem rostigen Backenbart und gutmütigen Gesicht gern gehabt. Die Familie, in der zwei größere Töchter waren, stand uns nahe. Sein Todesleiden, seine Hoffnungslosigkeit, als es ans Sterben ging und er, noch mit der Hand auf die untergehende Sonne im leuchtenden Abendrot weisend, andeutete, daß er wie sie zur Rüste ginge... das schnitt mir ins Herz. Die Schule sang vor seiner Tür, als der Sarg zum Kirchhof getragen wurde, den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten...“ Die Klänge und die ergreifende Trauerstimmung, die uns alle befiel, sind in mir haften geblieben. Ich war noch zu klein, um mit zum Friedhof zu ziehen und saß am Abend lange auf der Schwelle der Hoftreppe und sah in stiller Wehmut den rosigen Wolken am Abendhimmel zu, wie sie sich plötzlich dunkler färbten und in der langsam verglimmenden Dämmerung eines deutschen Sommerabends ihren goldenen Schein verloren. Ein Freund wohnte nun jenseits unserer Welt in jenem vom ewigen Licht erhellten Himmel und war bei Gott in sicherer Hut.

Das letzte Halbjahr vor dem Eintritt ins Dessauer Gymnasium war angebrochen. Wie bei Wilhelm brachte mich der Vater zu Dr. Wittig zur privaten Vorprüfung, um Winke zu erhalten, wo es etwa noch Lücken in meinem Wissen für den Eintritt in die Quarta gäbe. Es ging aber gut, im Lateinischen besonders war ich firm. Ein Korb Pfirsiche aus unserem Garten belohnte die Mühe des jungen Oberlehrers. — Eines Tages am Schluß der nächsten Osterferien saß ich, vom Vater begleitet, in einer Klasse des Gymnasiums zur Aufnahmeprüfung mit wenigen gleich mir auswärts vorgebildeten Jungen. Ich war ruhig, meiner Sache gewiß und verpaßte in keinem Fach eine Frage. Ein kleiner anderer Junge neben mir, der aber auch gut abschnitt, weinte

unausgesetzt vor Aufregung. Warum jammerte er nur? Ich verstand es nicht. . . Es war Emil Toelpe, der Sohn eines Sanitätsrats in Coswig, mit dem mich von diesem Tage ab Mitgefühl und später intime Freundschaft verband. Der Vater war stolz auf meine Leistungen, und so kam dann der Abschied vom Elternhaus. Die Mutter entließ mich mit Tränen. Ich kam mit Wilhelm in die Knabenpension des Amtanwalts Doering. Die alten Hirschholds hatten doch die Unruhe, die der „wilde“ Karl in ihr Großelternleben gebracht hätte, gescheut. Ein neuer einschneidender Lebensabschnitt begann.

### GYMNASIALJAHRE IN DESSAU (1890-94)

Unser Pensionsvater Doering war ein kleines schon recht ergrautes Männchen mit bläulicher Brille und einem kleinen weißen Schnurrbart nebst einer „Fliege“ auf dem Kinn. Daß er selbst mit uns Jungen nicht viel im Sinn, auch wegen seines Berufs als Amtsanwalt an den Schöffengerichten des Dessauer Bezirks kaum Zeit und Kraft gehabt hat, sich um uns zu kümmern, hatten wir rasch wegbekommen. Die Leitung des Pensionsunternehmens lag ganz in den Händen seiner sehr tüchtigen, resoluten und auch mütterlich für die ihr anvertrauten Jungen sorgenden Frau. Mittelgroß, offensichtlich auch an Jahren jünger als er, machte sie mit ihrem durch die gebogene Nase sehr energisch wirkenden Gesicht einen würdigen Eindruck. Sie wurde von uns von vornherein als die entscheidende Instanz, die klar zu bestimmen und natürlichen Gehorsam einzuflößen wußte, anerkannt. Sie war eine geborene v.d. Heyde, stammte aus dem nahrhaften Ostfriesland, und ihre Herkunft kam der von ihr geführten Küche zugute. Wir haben es gut bei ihr gehabt. Es wurde auf Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit geachtet. Sie war eine gebildete Dame, die viel Verständnis für anderes als nur die Hauswirtschaft besaß, unterstützte durch kleine Ermunterungen meinen Musiktrieb und ließ uns im übrigen, solange wir im Haus keinen Unfug anrichteten, unseren eigenen Beschäftigungen und Spielen nachgehen. Damit es aber nicht an einer Aufsicht über die Zöglinge bei ihren Schularbeiten fehlte, war ein etwa 20 jähriger junger Mann, der als sog. „Supernumerar“ den Vorbereitungsdienst für die Verwaltungslaufbahn in der Anhaltischen Regierung als Kanzlist oder Rendant durchmachte, Wedlich mit Namen, angestellt, der aber mehr als unser Mitpensionär galt, und da alle Knaben der Pension ohne Nachhilfe und

Anfeuerung ihre Schuldigkeit taten, wenig Mühe mit uns hatte.

Bruder Wilhelm und ich trafen nur wenig andere Jungen im Hause an. Da war der eigene langaufgeschossene Sohn der Pensioneltern, Max Doering, der mit Wilhelm in die Obertertia ging. Wegen nervöser Schwäche hatte er eine Zeitlang der Schule fernbleiben müssen, war ein rechter Junge, sehr auf körperliche Strammheit und Ausbildung erpicht, zu der er auch uns Jüngere anhielt, ein offener gutherziger Jüngling. Dann war ein aus Hamburg gebürtiger Knabe da, um zwei Jahre älter als ich, aber nur die Untertertia besuchend, Karl Stockfleth mit Namen, der von seinem Vater aus weiß Gott was für Gründen nach Dessau geschickt worden war. Es fiel ihm schwer, in der Schule mitzukommen, aber er war ein gutmütiger Junge mit einem hübschen Gesicht, einer Stupsnase und einem Scheitel in der Mitte, der sich gleich vom ersten Tage an meiner freundschaftlich annahm. Zwei Judenknaben, Paul und Franz Herz, in Alter und Klasse parallel zu Wilhelm und mir, vervollständigten das Bild. Die kleinen Semiten waren dunkelhaarig, im übrigen aber Jungen wie wir auch, und irgend etwas Fremdes wurde nicht bemerkt. Paul Herz war untersetzt, stämmig, hatte ungewöhnlich starke Armmuskeln, ein nachdenklicher Knabe, der jüngere Franze mehr hager, klug, aber leicht hämisch.

In diesem Kreis saß ich am ersten Abend vor Schulbeginn zu Tisch an einer langen Tafel in einem kleinen rechteckigen Gemach und versuchte, mich in die neuen Verhältnisse mit Artigkeit und gutem Willen zu schicken. Der neue Umgang mit den anderen Knaben, die freilich bis auf Franz Herz alle zwei bis drei Jahre älter waren als ich, also schon reine Respektspersonen für mich, die Pensioneltern, Herr Wedlich, das ungewohnte uns in gehöriger Ordnung zugeteilte Abendbrot, die Gespräche der halb oder ganz Erwachsenen waren neue Dinge und lenkten von dem Abschiedsschmerz von zuhause ab. All das Neue, was Umgebung, Haus, die Stadt selbst bei der Übersiedlung boten, war verwirrend und betäubte das Trennungsweh vom Elternhaus. Und Wilhelm war ja bei mir, dazu wußte ich die Eltern nahe, und sicher würde der Vater auf seinen häufigen Fahrten zur Landeshauptstadt bald einmal nach uns schauen. Als ich dann aber Bett an Bett in der uns angewiesenen Dachkammer mit Wilhelm schlafen gegangen war, befahl mich doch ein leises Weinen ob all des Ungewohnten und Fremdartigen, aber Wilhelm tröstete mich, und der Schmerz wurde verschlafen, denn der nächste Tag mit dem Schulbeginn sollte des Neuen und Spannenden noch genug bringen. Ich war

im Grunde zu gesund veranlagt, um mich lange mit Heimweh herumzuschlagen, so daß im ganzen der Eintritt in das neue Leben ohne tief empfundenen Riß im Innern verlief.

Am nächsten Morgen wanderte ich mit Wilhelm zum ersten Male zum Gymnasium, stolz die rote Quartanermütze tragend. Die einzelnen Klassen des Gymnasiums trugen Mützen von sehr hübscher verschiedener Färbung, die von Klasse zu Klasse das jeweils ersehnte symbolhafte Ziel unserer Schülerwünsche waren. Das Gymnasium mit dem Realgymnasium im gleichen großen aus gelben Backsteinen würdig aufgeführten Bau lag in der Hauptstraße der Stadt, der Kavaliierstraße, gegenüber dem säulengeschmückten wundervollen alten Hoftheater, flankiert von Park und Residenz des Erbprinzen, einem modernen in roten Steinen massiv und prächtig wirkenden Palast. Vor dem Gymnasium erstreckte sich der breite Schulhof für beide Anstalten, von der Straße abgegrenzt durch eine hohe geschmackvolle Eisenumrahmung. Den linken Teil des Hauses nahm das Gymnasium ein, mit dem Realgymnasium hatten wir die große Aula der Schule gemeinsam.

In der Klasse wurde ich mit den neu aufgenommenen Schülern unten aufgereiht und nahm dem Alphabet nach den letzten Klassenplatz ein. Das war keine Unehre, wie uns auch gleich gesagt wurde und würde sich schon bald ändern, und ich wollte auch, daß es sich ändern sollte. Die Personalien wurden aufgenommen, und dann begann der Unterricht. Ich paßte scharf auf und merkte bald, daß ich wegen meiner Kenntnisse nicht schamhaft zu sein brauchte. Ich war in den einzeln Fächern so gut vorbereitet, war sicher in meinen Antworten und maß mich im stillen mit den nahesitzenden unteren Bänken der aus der Quinta versetzten Jungen, denen ich mich weit überlegen fühlte. Der Ordinarius der Klasse war der erwähnte, mir schon durch die Vor- und Hauptprüfung bekannte freundliche Dr. Wittig, klein von Statur aber gewichtig und fest im Auftreten. Stoff zu Heiterkeit für die Schüler gab er nicht, ich entsinne mich auch keines Spitznamens, den man ihm angehängt hätte.

Bald schrieben wir in der ersten Woche auch sog. „Ex-temporalia“ im Lateinischen, Französischen und Rechnen, und namentlich im Lateinischen war ich so über den Stand der Klasse durch den wackeren Probst herausgehoben, daß ich zu meiner eigenen Verwunderung fast immer nur fehlerfreie Arbeiten ablieferte und eine Eins als Zensur bekam. So machten die Schulaufgaben keine Not und alles ging glatt und gut vonstatten.

Die neuen Mitschüler nahmen uns dazugekommenen Jungen ohne Widerstreben oder besonderes Interesse als Schulgenossen in ihren Kreis auf. Ich hielt mich zunächst an den Gefährten der Aufnahmeprüfung Tölpe, neben dem ich auch auf der Schulbank saß. Wir wurden bald herzlich miteinander befreundet. Zu uns gesellte sich Franz Herz aus meiner Pension, Tölpe war anderwärts untergebracht. Besucht haben wir uns in den Pensionshäusern anfänglich kaum. Davon hielt uns die Scheu vor den Erwachsenen ab, aber wir gingen nachmittags oft miteinander spazieren. Einer, der rasch wärmer mit uns wurde, war der blonde zarte Weyhe, Sohn eines Oberlehrers der Schule. Viel kam ja zum Einleben mit den andern Knaben darauf an, daß man wacker raufen konnte, und darin ließ ich's nicht fehlen. Bald hatte ich wie in Oranienbaum in der Frühstückspause durch tapferes Herumjagen und Balgen mit den anderen meine körperliche Tüchtigkeit erwiesen und mir den schuldigen Respekt bei den anderen Bengeln verschafft. Das half wohl auch darüber hinweg, daß meine Gewandung nicht ganz dem Stil der „Hauptstadt“ entsprach, die sonst leicht Angriffsziel wird. Die gute Frau Amtsanwalt hatte sich schon darüber gewundert, daß mein ländlicher Schneider mir die Schulterblätter — spätere Stilgewohnheit vorwegnehmend — etwas hoch ausgepolster hatte und mit dem breiten weißen sog. „Schmand“-Kragen, den ich trug, den Eindruck gewonnen: „O Gott, der Junge ist verwachsen!“ ein Irrtum, von dem sie aber eines Abends, als ich mich vor ihren Augen auszog, rasch befreit wurde. Der Mangel wurde bald abgestellt, und mit den kurzen Hosen und langen Strümpfen, die wir damals nicht kniefrei trugen, nahm ich mich binnen kurzem so aus, wie es Jungenstil an der Schule war.

Daß die Jungens von anderem Kaliber waren als die Schar meiner kleinen Bekannten von der Schule meines Vaters, war stark zu merken. Es herrschte ein gewisser Standesgeist, gerade kein Hochmut, aber doch gelegentlich ein empfindlicher Stolz auf Eltern, Herkunft und Stand. Es fehlte nicht an adligen Namen. Die Hauptträger solcher Namen vornehmer Geschlechter waren allerdings meist in den anderen Klassen zu finden als gerade in der meinen, aber es gab manche Söhne begüterter Domänenpächter, Gutsbesitzer, Geheimräte und Professoren neben den Knaben aus den einfachen Lehrer- und Beamtenkreisen, die nicht ohne Dünkel waren.

Im Geist der Anstalt trat der Zug, die vornehmste und höchste Lehranstalt für die gebildete Schicht des Landes zu sein, in den

scharfen Anforderungen an Leistungen und der Handhabung einer strengen Disziplin zutage. Der Direktor des Gymnasiums, Dr. Krüger, war zugleich der Oberschulrat des Landes für das höhere Schulwesen, ein gar gestrenger Herr, wuchtig an Erscheinung, mit einer näselnden geschraubten Vorgesetztenstimme und einem Kneifer auf der gebogenen Nase, dem man nicht leicht, ohne einem prüfenden Blick oder einer Rüge ausgesetzt zu werden, über den Weg laufen konnte. Er hatte es verstanden, sein Gymnasium überwiegend mit scharfen, energischen und pedantischen Paukern zu besetzen. Zu Neckereien der Lehrer in dummer Jungenart, zu Tumult und heiterem Schabernack gegen spaßhafte Schwächen der Lehrer ist es in meiner Klasse nie gekommen. Wer sich Freiheiten herausnahm, wurde disziplinarisch gezüchtigt. Geprügelt wurde zwar schon von der Quarta an nicht mehr, aber handgreifliche Belehrungen kamen nicht selten vor in den unteren Klassen.

An Originalen unter den Lehrern fehlte es nicht, aber wir durften ihre Originalität nicht jungenhaft ausbeuten und unseren Spaß mit ihnen treiben. Kam es vor, daß sich ein Schüler ungebührlich benommen hatte, so wurde ihm unnachsichtlich das „consilium abeundi“, der „Rat“, der aber ein Befehl war, erteilt, die Schule zu verlassen, womit der Beklagenswerte dann auch zugleich von den anderen Landesgymnasien in Bernburg, Köthen und Zerbst ausgeschlossen war. Als ich schon nicht mehr dieses Gymnasium in Dessau besuchte, hat Krüger einmal mehr als die Hälfte einer Unterklasse wegen jugendlicher Exzesse „geschaßt“, ein Vorgehen, das mehr die Torheit seiner Erziehungsmethoden als die Sündhaftigkeit der Jugend beweist. Und doch stand in großen Lettern über der Eingangspforte des Gymnasium der Spruch: Non scholae sed vitae discimus. Dieser Oberschulfuchs aber kannte das Leben nicht oder wollte es nicht kennen. Er stand ihm mit seinem Muckertum eiskalt gegenüber und untergrub gleichgültig das Glück von Familien, weil Jungen sich jungenhaft betrogen. Nach dem Spruch über dem Schulportal hätten er und die ihm gleichgestimmten Lehrer, die diese Worte ins Gegenteil verkehrten, zum Teufel gejagt werden müssen.

Glücklicherweise ist ein Kind, wie ich es beim Schuleintritt war, viel zu harmlos, um im einzelnen zu spüren, nach welchen Grundsätzen die Lehrer verfahren. Ein gemütvolltes Eingehen auf den einzelnen Schüler wie in des Vaters Schule gab es nicht. Die sehr viel kühlere Stellungnahme der Lehrer, dazu die ständigen Klassenarbeiten mit Zensuren: das machte in gewissem Sinne

frei. Die Lehrer waren uns keine Freunde, keine Menschen unserer Art. Wir brauchten sie nur zu respektieren, unsere Aufgaben recht brav zu erfüllen, uns im übrigen aber nicht um sie zu kümmern. Alles, was ein Junge an überschäumender Lebenslust und gesundem Trieb sich auszutoben in sich trug, suchten wir außerhalb der Schule in Streifzügen durch die Umgebung der Stadt zu befriedigen oder betrieben unsere Spiele, soweit dies ohne Krach und Lärm möglich war, in der Pension. Mit letzterer bildeten wir eine kleine Gruppe unternehmungslustiger Buben für uns. Unser Anführer war der lange Max Döring, der die ganze Umgegend Dessaus genau kannte. Über das Gestänge, eine fast im Zickzack führende, schmale, nur für Fußgänger passierbare Holzbrücke über die Mulde drangen wir in den sog. Tiergarten ein. Er war ein unermeßlich weites Wiesengelände, mit den schönsten Eichen bestanden, mit vielen Teichen, die sich aus dem stehengebliebenen Hochwasser von Elbe und Mulde gebildet hatten. Jeden Nachmittag nach dem Unterricht wurde hier bis zum Abendbrot herumgetollt. Am Spätnachmittag erschienen im Tiergarten regelmäßig auch Gruppen der jungen Fabriklehrlinge. Dessau hatte schon eine gewisse Eisen- und Maschinenindustrie, und ganz neu war es mir, daß diese Arbeiterjungen Händel und Anrempeleien mit uns von der hohen Schule suchten. Wir Kleineren mußten uns immer rechtzeitig unter den Schutz der größeren Buben wie unseres Führers Max Döring und des muskelstarken Paul Herz begeben, wenn wir nicht übel zu gerichtet werden wollten. Nicht daß es zu pöbelhaften Gemeinheiten gekommen wäre, aber es herrschte doch ein gewisser Haß unter den Arbeiterbengeln, der sie immer wieder dazu trieb, uns eins zu versetzen. Das wurde schließlich wie eine Art Indianerkampf: ein mit knabenhaftem Sichherumschlagen besonders anreizender beständiger Feldzug zwischen zwei wirklichen Gegnern entwickelte sich, und die aufregenden Erlebnisse, die wir dabei hatten, die Freude, wenn wir die anderen in die Flucht schlugen, waren echt jungenhafte Ergänzungen zu der scharfen Gymnasialzucht. Oft mußte unsere kleine Schar natürlich auch Reißaus nehmen, wenn wir auf einen größeren Haufen der Fabrikstifte stießen. Es galt dann, sich so geschickt zu verbergen, daß wir es mit einem abgesonderten Haufen der andern aufnehmen konnten. Die Kerls hatten aber Werkzeuge bei sich und griffen z.B. mit Maurerkellen in den Sumpf. „Hui, wollt Ihr mal frische Ware haben?“ und spritzten den Dreck zu uns hinüber. Einer wollte einmal mit einer Schnapsulle auf uns loshauen. Er

kam aber an den Unrechten. Paul Herz „schmiß“ ihn und nahm ihm die Flasche weg. Es kennzeichnet die Art unserer Gefechte, daß selbiger Knabe am nächsten Tage zu Paul trat und treuherzig zu ihm sagte: „Jib mich doch wenigstens meinen Schnapsbuddel wieder!“, die er dann auch zurückerhielt.

An den schulfreien Nachmittagen, mittwochs und sonnabends, und natürlich besonders an Sonntagen brach dann die ganze Pension zu größeren Wanderungen in die umliegenden Ortschaften auf. Dann ging es durch den Tiergarten hindurch bis zu schönen Wäldern, die daran stießen, zu den benachbarten Dörfern, die etwa zwei Stunden weitab lagen. Dort wurde eingekehrt und zu einem derben belegten Butterbrot, das für ein billiges zu haben war, wurde auch leichtes helles Bier getrunken, aber immer höchst mäßig. Wir hatten nur ein karges Taschengeld für solche Extravaganzen, außerdem war kein einziger unter uns, der sich in diesen jungen Jahren schon aufs Trinken verlegt hätte. Aber ungeheuer männlich kam ich mir als kleinster unter den großen Jungen vor, als ich bei Wind und Wetter diese großen Ausflüge mitmachte.

Die größeren Jungen gaben uns kleineren dabei allerhand Winke. Wir lernten Bäume und Pflanzen kennen, es wurde auch botanisiert, Insekten und selteneres Viehzeug wurden gesammelt, selbst Schlangen, meist nur Ringelnattern — die gefährliche Kreuzotter war in der Gegend so gut wie garnicht anzutreffen — wanderten in Spiritusgläser, und wir lernten den Ekel vor allem, was kriecht, überwinden. — Den Pensionseltern kamen diese Ausflüge zugute. Es herrschte Ruhe im Haus, und vielleicht mochte auch der eingesparte Nachmittagskaffee, bestehend aus mit Butter oder Pflaumenmus belegten Broten der sparsamen Hausfrau willkommen sein.

Das Haus, das wir in der Zerbster Straße bewohnten, war ein uraltes Bauwerk mit sich verjüngenden Giebelfronten über dem oberen Stockwerk, Rundbogen über der breiten Eingangstür und den Fenstern des unteren Stocks. Es soll eine ehemalige Mönchswohnung, zu einem Kloster gehörig, gewesen sein, obwohl die Merkmale klösterlicher Aufmachung fehlten. Eine breite in schwarzem Holz ausgeführte Treppe führte zur Pensionswohnung hinauf, in einen geräumigen Vorplatz mündend, begrenzt von der weißgestrichnen Eingangstüren mit dicken gelben Messingringen, die zur Privatwohnung der amtsanwaltlichen Familie führten. Wir Knaben mußten durch die gleich rechts liegende Küche hindurch ins Eßzimmer gehen, das auch unser Arbeits-



raum war. Im Salon der Familie waren wir nicht gern gesehen. Wilhelm und ich durften dort aber auf dem altmodischen dünn und dürr klingenden Tafelklavier unsere Musikübungen betreiben. Paul und Franz Herz hatten hinter dem Eßraum an einem Korridor ihr Schlafzimmer, wir anderen mußten mit Giebelkammern unter dem Dach vorliebnehmen. Wilhelm und ich hatten eine solche Kammer nach der Straße, im dritten Stock, wir schliefen in unsern eigenen Betten, die die Eltern dafür geliefert hatten. Daran stießen andere Kammern, in denen Wedlich und, getrennt, Döring und Stockfleth ihre Schlafräume hatten.

In den ersten Nächten hörte ich noch auf das Schlagen der Turmuhr von der meinem Fenster gegenüberliegenden großen Schloßkirche, die den Schloßplatz nach der Zerbster Straße begrenzte. Die Kirche wurde bald von uns mit ehrfürchtigem Staunen über die Größe des Schiffs und die vollklingende Orgel besucht. Wilhelm zog es allerdings aus alter Gewohnheit vor, in die kleinere Georgenkirche nahe seinen Pflegeeltern Hirschhold zu gehen, wobei wir dann auch die alten Kantorsleute besuchten, die den Wilhelm zuerst sehr vermißt hatten. Es wurde aber zur Regel, daß er mindestens einmal die Woche bei ihnen zum Kaffee erschien, oft von mir begleitet.

Unter unserm Haus sollte aus dem Keller bis zum herzoglichen Schloß ein geheimnisvoller Gang unterhalb des Schloßplatzes führen, und richtig haben wir ihn auch eines Tages entdeckt. Er war nur so hoch, daß ich Knirps gerade hineingehen konnte, die andern aber kriechen mußten. Wir gelangten nicht weit, der Gang war mit schweren Balken und Bohlen gesperrt. Sein Geheimnis, über das viel geflüstert wurde, haben wir nie aufklären können. Ein Drogist, der unten seinen Laden hatte und wegen seines Habits von uns der „Männich“ genannt wurde, warnte vor Expeditionen in den Gang.

An die Schloßkirche stieß neben anderen Regierungsgebäuden die Hauptwache gegenüber dem Schloßeingang. Auf dem Schloßplatz stand das eiserne Denkmal des alten Dessauer, dargestellt in der Uniform eines preußischen Generals. Das Schloß war ein feierlich wirkender Bau mit einem Mittelgebäude, eingerahmt von hohen Flügelbauten. Auf seiner Zinne streckte ein betender Knabe seine Arme hoch zum Himmel, ein sog. Adorant. Die Anlage von Schloß, Schloßplatz und Umgebung trug den Stempel altpreußisch einfacher Linearkunst, niedriger und in den Maßen beengter als die Monumentalbauten des alten Berlin, aber in aller Einfachheit würdevoll und schön. Wenn in

der Hauptwache dem Schloß gegenüber Sonntag mittag um 12 Uhr die Wache zur Ablösung aufzog, gestellt von dem Infanterie-Regiment 93, dem einzigen Anhaltischen, zum IV. Armeekorps gehörigen Regiment, zog immer die ausgezeichnete Regimentskapelle mit großem Kling und Klang vorweg und baute sich, nachdem die alte Wache abmarschiert und die neue eingerückt war, vor dem Schloß auf, um die sonntägliche Parademusik in einem Konzert im Freien zu Gehör zu bringen. Das war ein großes Ereignis für mich mit meinem Musikdurst. Wir wanderten regelmäßig, die Musikstücke zu hören, dabei auf dem Schloßplatz auf und ab. Viele klassische Ouvertüren, die ich kannte, dann andere kurze Stücke, Potpourris aus Opern u. dgl. mehr hörte ich auf diese Weise zum erstenmal von einem großen Militärorchester gespielt. Den Schluß bildete wie immer ein volkstümliches Tanzstück. Die Klarinetten zu beobachten, die Trompeter und Hornbläser und tiefen Baßtuben und Bombardons, dazu das Glockenspiel, und den Dirigenten genau zu verfolgen, Musik so in den Linien der Tonführungen in den Mittelstimmen und im Baß sichtbarlich zu erleben, das bildete das Ohr und bereitete mir unendliches Vergnügen.

Klavierunterricht bekam ich bei dem Chordirektor des Gymnasiums Urban, der uns gegenüber zwei Stockwerke hoch wohnte. Wilhelm hatte seinen Unterricht schon zwei Jahre genossen und bedeutende Fortschritte gemacht. Ich fing bei ihm an, kleine Sonaten von Haydn und Mozart sowie Etüden und Tonleitern zu spielen. Urban war ein guter Musiker, dem Vater gut bekannt, dessen Gesang er oft in der Loge begleitete, aber sein Unterricht war wenig fesselnd und für ein Vorwärtsdrängen zur großen Musik zu pedantisch trocken. Große pianistische Fertigkeit besaß er kaum. Sein Fehler war, daß er mir die Stücke, die ich zu spielen hatte, nicht künstlerisch vollendet selbst vortrug. Wilhelm und ich teilten uns zweimal die Woche in eine Stunde, so daß immer nur eine halbe Stunde für mich blieb. Er nörgelte zwar nicht, versetzte mich aber als kleinen Burschen mit seiner kühlen Art doch meist in solche Aufregung, daß ich mit vor Angst schwitzenden Fingern die ganze Klaviatur überschwemmte. Ich habe nicht den Eindruck, als ob ich von ihm wahrhafte Förderung im Musikverständnis erfahren habe. Immerhin wurde ich gezwungen zu üben und nicht stürmend, wie ich mochte, sondern hübsch schrittweise gezügelt vorwärtszukommen.

Nach meinen Übungen erholte ich mich dann immer in Improvisationen über Lieder und Volkslieder. Ich spielte ähnliche

Sachen auch nach Noten, die Dörings besaßen, und dazu ließ ich dann häufig auch meine Stimme erschallen. Meine hohe Stimm- lage verlockte mich dazu, Kadenzen und Koloraturen zu singen, zu trillern und zu schmettern wie ein Waldvögelein, und diese Stimmleistungen trugen mir von der liebenswürdigen Pensions- mütter den Namen „Oranienbaumer Nachtigall“ ein. Es war wohl aber mehr ein Kanarienvogel, dem ich nachstrebte, als gerade ein Nachtigallengesang, den ich da zum besten gab, denn Nachtigallen waren bei uns in den großen Nadelforsten nicht heimisch, und ich hatte ihre süßschmelzenden Flötentöne noch gar nicht kennengelernt.

In die Anfangswochen in Dessau fiel mein 12. Geburtstag. In sollte ihn zum erstenmal fern vom Elternhaus im Kreise der mir noch kaum vertraut gewordenen Erwachsenen und Mit- pensionäre erleben. Daß frühmorgens die Blumen fehlten, der Garten mit seiner Frühlingspracht, die blühenden Obstbäume und mein geliebter Pflaumenbaum mich nicht umgaben, lag schwer auf dem Gemüt. Aber Wilhelm, Dörings und die Jungen waren lieb und beschenkten mich, und besonders überschüttete mich Karl Stockfleth mit süßen Sachen wie z.B. den mir noch un- bekannten Datteln und Feigen. Mit Sehnsucht erwartete ich die Glückwünsche der Eltern und Adolfs — Schwester Clara war in Wiesbaden —, die Botenfrau aus Oranienbaum verspätete sich. Als ich nachmittags aus der Schule kommend noch immer die ersehnten Liebeszeichen der Eltern nicht vorfand, brachen doch die Tränen aus! Ich stand verloren allein in der Bodenkammer und wischte die Augen aus. Da aber fiel mein Blick auf den Spiegel, und ich sah mein verweintes Gesicht und schämte mich meiner Weichheit. Ich wußte ja, daß die gute Frau immer erst ihre Marktverkäufe machen mußte, ehe sie zu den kleinen Boten- gängen kam. Endlich kam der erwartete Korb mit den lieben Briefen von Vater und Mutter und allen ihren das Herz froh- lockend stimmenden kleinen Gaben aus der Heimat, Blumen aus dem Garten, ein schöner bunt umstrickter Ball und was sonst noch alles... Ich schrieb sofort eine dankgerührte Antwort und vergaß nicht zu erwähnen, daß auch meine neuen Dessauer Freunde und besonders Stockfleth mich reich bedacht hätten, welch letzterer mich gewiß besonders in sein Herz geschlossen zu haben schien. So war das kleine liebebedürftige Herz beruhigt und erfreut und der Tag verklärt von der süßen leicht weh- mütigen und doch jungenhaft frohen Stimmung.

In der Klasse genügen einige Wochen, um mich heimisch zu

fühlen, und da ich den einzelnen Stunden stets ohne Bangen und Unsicherheit entgegensehen konnte, auch als zum Fleiß angehaltener Junge meine Aufgaben immer sorgfältig erledigte, gab es keine Schwierigkeiten. Ich wurde wegen der guten Zensuren, die ich in den Klassenarbeiten heimbrachte, im Haus wie in der Schule bisweilen gelobt. Auch im deutschen Aufsatz war ich viel weiter als meine Mitschüler. Ich empfand es fast beschämend, daß bei Klassenaufsätzen der Deutschlehrer das, was wir in der Schule schriftlich von uns geben sollten, den Jungens erst richtig vorkaute und erzählte und suchte meinen Ehrgeiz darin, im Stil und in zugefügten kleinen Erfindungen und besonderen Wendungen dem Aufsatz eine neue Note zu geben. Besonders stolz war ich, als ich hierfür einmal eine „Eins“ bekam in einem Aufsatz über die Orpheus-Sage, die der Lehrer der Klasse vorlas, und in dem ich bei der Beschreibung des singenden Helden auf dem Delphin meiner musikalischen Phantasie freien Lauf gelassen und Schönheit und Wirkung der Musik in begeisterten Worten gepriesen hatte.

Schule, Pensionsleben, Musik, Körperbewegung, auch ein gewisses leichtes Turnen, das wir in der Turnhalle des Gymnasiums unter Leitung eines sächelnden, mehr zur Vorsicht als zur frisch-freien Turnübung mahnenden Dr. Thölde betrieben — übrigens ohne besondere Turnkleidung nur mit ausgezogener Jacke — wechselten ab mit unseren Ausflügen und Jugendspielen. Bald sollte im Mai auch das Schwimmen in der Parnekel, einem Muldearm, dazu kommen. Auch die anderen Jungen waren wild darauf, und es begann bald ein fröhliches Schwimmen in der „männlichen“ Schwimmanstalt von Stolze, einem zuverlässigen, bärtigen Schwimmlehrer und Badeleiter, der jedem einzelnen von uns immer erst die Hand auf die pochende Brust legte, ehe er ihn in das Wasser ließ. Daß ich die kleine rote Badehose des Freischwimmers tragen durfte, aber erst, nachdem der Schwimmmeister sich von meinen Künsten überzeugt hatte, machte mich mächtig stolz. Bei der oft reißenden Strömung und dem immer rasch fließenden Wasser der zwar nicht breiten, aber doch zwei bis drei Meter tiefen Mulde war das Baden nicht ungefährlich. Die Anstalt, schön im Grünen gelegen, von Bäumen umgeben, mit Weidengebüsch auf dem gegenüberliegenden Ufer des sich hier gerade in vielen Windungen bewegenden Wassers, war nach Tunlichkeit gesichert, die Schwimmfläche durch starke Balken und tief ins Wasser reichende Gitter abgesteckt, so daß nicht leicht jemand von der raschen Strömung davongetragen werden

konnte. Gegen den Strom anzuschwimmen, war aber eine gewaltige Anstrengung, und daß man richtig vorwärtskam, war nur an Tagen niedrigen Wasserstandes bei ruhigem Flußlauf möglich. Kalt war das Wasser anfänglich immer, so daß wir Kleineren nicht lange darin verweilten und mit blauen Lippen, bebbernd und mit den Zähnen klappernd herauseilten, um uns abzutrocknen und wieder in die Wolle zu stürzen. Vom Beginn der Badezeit an wurden die Spaziergänge durch hartnäckig auch bei jedem Wetter betriebenes Schwimmen ersetzt. Das war kräftigend, stählend, und immer durchdrang mich das Gefühl himmlischer Erfrischung, wenn wir wieder durch den Tiergarten zurückmarschierten. Daß sich dann beim Abendbrot ein gewaltiger angeregter Appetit zeigte, alles noch einmal so gut schmeckte, was die gute Mutter Döring uns vorsetzte, war selbstverständlich.

Wir wurden einfach aber durchaus auskömmlich, wenn nicht gar reichlich ernährt. Nach dem Morgenkaffee mit gut bestrichenen Buttersemmeln erhielt jeder ein paar Butterbrote, gelegentlich auch leicht belegt, mit. Mittags wurde die übliche bürgerlich warme Mahlzeit mit Suppe, Fleisch, Gemüse oder Salat gegeben und abends wieder Brote, manchmal auch dazu Tee oder Haferkakao, auch Pellkartoffeln mit Hering oder andere einfache Speisen. An die andere Art der Zubereitung der Speisen mußten wir uns jedoch sehr gewöhnen. Der Kartoffelsalat mit einer gezuckerten Essigsauce war Wilhelm und mir fremd, wir erhielten ihn dann auch ohne Zucker. Aber viele gute hessische Gerichte von zuhaus wurden doch arg vermißt: die von uns Kindern hochgeschätzte „Ribbel“-Suppe der Mutter, eine leichte Wassersuppe mit darin aufgelösten Mehlfladen, die Obstsuppe, die Pflaumensuppe mit ebensolchen lockeren Klößen, die Kartoffelklöße selbst, dann die eingelegten Schnittbohnen und die besondere hessische Spezialität: eingelegte Endivien, deren Strünke in Scheiben zerschnitten waren, und was dergleichen mehr war. Dafür hatte Frau Amtsanwalt wieder ihre eigenen schmackhaften Gerichte: z.B. einen ostfriesischen „Mehlpüt“, der uns herrlich mundete.

So vergingen die Wochen des Einlebens in die neuen Verhältnisse in Schule und Leben voll Spannung und Freude über alles Neue. Dennoch sahen wir schon mit herzlicher Sehnsucht die Pfingstferien im Elternhaus nahen, wo ich zum erstenmal nach ununterbrochener siebenwöchiger Abwesenheit als neugebackener Gymnasiast die Heimat wiedersehen sollte. Da trat

unvermutet ein schmerzliches Ereignis ein, das diese Freude erheblich dämpfte.

Wilhelm erkrankte, er begann zu husten. Hatte er sich beim Baden in der kalten Mulde erkältet, obwohl er das Schwimmen gewiß nicht mit der ausgelassenen Wildheit von mir betrieb, sondern sicherlich auch hierbei besinnlicher und vorsichtiger, wie es ihm lag, zu Werke gegangen war? Ich weiß es nicht mehr, wann es anfang ihm schlecht zu gehen, es muß aber schon wochenlang in ihm gelegen haben. Er begann immer anhaltender und heftiger des Nachts zu husten, weckte mich aus meinem festen Kinderschlaf und machte mich ängstlich.

Schließlich bemerkte auch die Pensionsmutter, daß es ihm nicht gut ging. Der Hausarzt wurde zugezogen, verschrieb auch etwas, und Wilhelm mußte der Schule fernbleiben, aber es wurde nicht besser. Die ärztliche Untersuchung war oberflächlich gewesen. Eine ständige Kontrolle, die notwendig gewesen wäre, fehlte. Er hatte Fieber. Kurz vor den Ferien nahm seine Schwäche so zu, daß er gänzlich unfähig war, mit mir den heißersehnten großen Marsch durch die Heide nach Oranienbaum zu den Eltern zurück zu machen. Es mußte irgendein Fuhrwerk für ihn gefunden werden, und ich marschierte mit meinem Tornister auf dem Rücken traurig und einsam durch die herrliche Frühlingswelt und die vertrauten Waldungen am Nachmittag nach Schluß in die etwa einwöchigen Pfingstferien.

Hatten wir von Wilhelms Leiden gar nichts geschrieben, nach Jungenart Körperschwäche unterdrückend und Krankheiten nicht ernst nehmend? Ich kam zuhaus an, müde und verstaubt. Die Mutter kam mir entgegen. Ihre erste Frage war: „Wo ist Wilhelm?“ und furchtbares Entsetzen von Mutter und Vater, als ich ihnen erzählte, er käme nach mir mit dem Wagen, weil er nicht gehen könne. Als Wilhelm dann endlich anlangte, sahen die besorgten Eltern gleich, daß sein Zustand keine gewöhnliche Erkältung war. Der Arzt wurde sofort zugezogen. Unser alter Hausfreund Dr. Körner hatte Urlaub genommen und einen jungen, mit vielen Schmissen im Gesicht behafteten, aber sehr tüchtigen Vertreter gestellt, der eine gründliche Untersuchung vornahm und kopfschüttelnd über die Vernachlässigung des Falles eine schwere Rippenfellentzündung mit erheblicher Wasserbildung in der Brust feststellte. Er zapfte das Wasser ab. Es waren unglaublicherweise mehrere Liter, die der arme Junge mit sich herumgeschleppt hatte, er nahm sich des Patienten sehr sorgsam an und beruhigte die sehr erschrockenen Eltern,

daß er ihn bei guter Pflege im Elternhaus schon wieder gesund machen würde. An einem der nächsten Tage verordnete der Arzt eine scharfe Schwitzkur, die durch ein recht heißes Vollbad eingeleitet werden sollte. Die große Badewanne wurde in das Krankenzimmer im oberen Stock gebracht und der Kranke gebadet und zum Schwitzen in warme Decken gehüllt.

Da einmal so viel heißes Wasser gekocht war, wurde das Bad gewechselt, und die Eltern wünschten, daß Adolf und ich die bei uns nicht allzu häufige Gelegenheit eines heißen Bades wahrnehmen sollten. Ich entsinne mich, daß ich mich anfangs zierte und mich meiner Nacktheit schämte, aber das wurde überwunden und das Wannenbad schließlich mit Freuden genossen. Dabei fielen mir wieder die kleinen Baderlebnisse vom Winter in unserer frühen Kindheit ein, und ich versuchte, den kranken Bruder damit aufzuheitern. Da das Badezimmer über dem Hof lag, das Bad dort aber umständlich und mühsam zu heizen war, hatte der Vater für die winterliche Reinigung im Haus eine Zimmerdusche angeschafft, ein mächtiges Gestell mit imprägniertem Segelstoff, einem großen, runden Blechgefäß, das mit etwa einem Fuß Wasser gefüllt wurde. Das warme Wasser wurde mit einer Handpumpe hinter der Stoffhülle hochgepumpt und spritzte dann aus mehreren Düsen seitwärts und von oben über den ganzen Körper. Als Wilhelm als kleiner Bub vom Vater zum erstenmal aufs Knie gesetzt, plötzlich unter das scharfe Gespritze der Brausen geriet, stieß er einen gellenden Schrei aus und flog wie eine Ente durch den Vorhang hindurch in die Stube hinein, immer verfolgt von den heimtückischen Wasserstrahlen, bis Vater den nackten Spatz wieder erwischte und ihn lachend unter gemächlicherem Pumpen an die Wasserspülung gewöhnte. Als ich an die Reihe kam, saß ich zwar auch prustend und schnaufend, aber tapfer stillhaltend auf Vaters Knie und ließ mir das rieselnde warme Wasser gern gefallen.

Die Dusche hatte dann immer eine wichtige Rolle in unserm Kinderdasein gespielt. Oft aber wurden wir Sonnabend abends nur in eine kleine Waschbalje gestellt und von Mutters weicher Hand gründlich gesäubert und gebadet, und das war immer Anlaß für mich, recht übermütig und ausgelassen zu werden. Dann saßen Mutter und Schwester und die kleine niedliche Handarbeitslehrerin, ein altes Jüngferlein, die zwar noch gar nicht alt war, Frl. Lehmann, die viel zu Gast bei uns war, dabei und ergötzen sich daran, wenn ich als nacktes und halbnacktes Knäblein im kurzen Hemdchen wild herumtanzte und die vom

Bad gelösten Glieder in tollen Wirbeln sich austoben ließ.

Solche kleinen Späße von früher fielen mir wieder ein, und sie wurden lächelnd ins Gedächtnis zurückgerufen. Aber sonst waren die schönen Pfingstferien durch die ernste Krankheit Wilhelms doch zu einem „Uhlenpingsten“ für uns geworden. In den holden Jungenjahren ist jedoch die Lebenslust zu groß, um mit ernster Miene im Krankenzimmer zu sitzen. Ich trieb mich mit Adolf wacker in dem schönen wieder im frischen Grün strahlenden Garten umher, grüßte heimlich meinen geliebten Pflaumenbaum, der leider schon abgeblüht war, machte Spaziergänge im Schloßgarten und in der Umgegend, und rasch waren die paar schönen Ferientage herum. Es hieß nun wieder allein nach Dessau den dreistündigen Weg, ein Stück von Vater und Adolf begleitet, zurückzuwandern.

Wilhelm war aus der gefährlichen Krise heraus, aber doch so geschwächt, daß er auf Weisung des Doktors bis nach den großen Sommerferien zu Hause bleiben und gehörig auskuriert werden mußte. Er lag noch mehrere Wochen fest im Bett, aber es wurde doch besser, und Eltern und Arzt brachten ihn allmählich wieder auf die Beine. Daß die Aufsicht über den Gesundheitszustand unsers Jungen bei Dörings schwer versagt hatte, wurde nicht vergessen, und der Vater wird wohl die Pensionseltern entsprechend ermahnt haben, etwas besser aufzupassen. Energisch wie er war, wird er mit seiner Meinung nicht hinterm Berge gehalten haben.

Ich vermißte den Bruder in den nun folgenden Wochen zuerst sehr, auch an das Alleinschlafen im Dachstübchen mußte ich mich gewöhnen. Die Schule nahm ihren Lauf, ich war eingewöhnt, und der freundschaftliche Verkehr mit den Mitpensionären, das in der wärmeren Zeit mit noch größerem Eifer als zuvor betriebene regelmäßige Schwimmen und die Sonntagsausflüge gaben Kurzweil genug.

Mit Emil Tölpe und Franz Herz schloß ich mich enger zusammen. Es war nur schade, daß keiner von ihnen, auch in der ganzen Klasse kein Mitschüler nur annähernd so musikalisch gestimmt war wie ich. Franz Herz ließ sich aber, angestachelt durch mich, bewegen, mit Geigenunterricht zu beginnen, und fleißig, wie er war, brachte er es mit der Zeit zu einem leidlichen Spiel, war aber natürlich weit davon entfernt, mit mir zusammen musizieren zu können.

Im Singen in der Schule war ich unter die besten Sopran singenden Knaben eingereiht. Einmal in der Woche vereinigte



sich unter Chordirektor Urbans Leitung die sangeskräftige Schülerschar aus allen Klassen zu vierstimmigem Chorgesang. Ich lernte viele neue schöne Lieder kennen, wie den „Jäger aus Kurpfalz“, „O du klarblauer Himmel“, „Wie ein stolzer Adler“ und war immer begeistert bei der Sache. Meine Stimme wurde gerühmt, ebenso die Sicherheit im Notenlesen und raschen Erlernen neuer Lieder, und das trug nicht wenig dazu bei, mich selbstbewußter und unbefangener im Umgang mit Freunden und Erwachsenen zu machen.

Fröhlichkeit und Lachlust, gedämpft durch den schuldigen Respekt vor den „Großen“ in den ersten Wochen in Dessau, stellten sich bald in aller Ursprünglichkeit wieder ein, und wenn die Schule mit ihren ganz auf Autorität gestellten Lehrern dazu wenig Anlaß gab, so belustigten wir uns umsomehr in der Pension und in Neckereien und Kindertorheiten mit den anderen Knaben bei Dörings. Herr Amtsanwalt selbst wurde bald als ergiebiger Stoff für kindliche Belustigung erkannt. Wir sahen ihn nur zu den Mittags- und Abendmahlzeiten, wo er nicht wie ein strenger Richter und Gebieter dabei saß, sondern eher als ein verängstigtes, von der Energie seiner Frau gelenktes und von der frischen Jugend etwas eingeschüchtertes Männchen. Seine Unterhaltungsgabe war dürftig, aber seine stehenden Redensarten hatten wir schnell spitz gekriegt. Sein „Hörrjö, hörrjö, hörrejeses noch einmal!“ und „Das ist ja sehr schön is ja das!“ und ähnliche Sprüche wurden aufgegriffen und nach Knabenart ungezählte Male imitiert und belacht. In Gegenwart seiner Frau nahmen wir uns aber höllisch zusammen. Die wußte uns schon zur Raison zu bringen, und so gern sie die kleine heitere Schar hatte, ihren alten Mann nachzuäffen durften wir uns nicht erlauben. Da wäre uns wohl auch der Sohn Max in die Parade gefahren, der freilich selbst nicht viel Hochachtung für den duckmäuserigen Papa zur Schau trug.

Der Schluß von den großen Ferien kam. Wir erhielten ein kurzes allgemeines Zeugnis, aber mit Platzbestimmung in der Klasse, und als ich zwar wieder allein, aber diesmal ohne Angst und Bedrücktheit um Wilhelms Gesundheit nach der langen Fußwanderung zum Städtchen in die Ferien kam, konnte ich den Eltern stolz mein Zeugnis vorweisen mit dem Platz als dritter oder vierter der Klasse. Den ersten Platz habe ich auf dem Gymnasium in keiner Klasse erobert. So brennend war mein Ehrgeiz nicht, aber die Leistungen der ersten vier bis fünf Jungens in den Klassen waren bei meinen Mitschülern fast

gleich. Mein kleiner Bruder Adolf freilich hat sich stets den ersten Platz mühelos erobert und sich bis zur Prima schließlich als „primus omnium“ behauptet.

Die Eltern waren über meine Erfolge erfreut, auch in bester Stimmung, denn Wilhelms Erkrankung war gewichen. Er konnte herumgehen, mußte aber noch geschont werden und besonders gute Nahrung erhalten. Mit Adolf begann ich aber gleich wieder meine Knabenspiele. Wir jagten in Garten und Hof herum, machten Wanderungen, besuchten die Freunde und schwammen eifrig im Kakauer Teich. Mit manchem der früheren Schulgenossen war ich ganz wie früher vergnügt, ohne den Knaben von der hohen Schule herauszukehren. Es waren herrliche von Jugendlust, Sonne, frischem körperlichem Austoben im Freien erfüllte Wochen, gelegentlich auch mit Arbeiten im Garten, wozu der Vater uns anhielt, aber mit möglichst wenig Arbeit in den Schulfächern. Wilhelm, der fleißig die versäumten Lektionen in allen Fächern nachstudierte, um nach den Ferien in der Klasse nicht zurück zu sein, nahm mich gelegentlich in der Geometrie vor und fand, daß ich wenig Verständnis für die Lehrsätze von den Dreieckskonstruktionen besaß, was ihn, der immer etwas betont Magisterhaftes zu mir als Schüler herauskehrte, dazu bestimmte, mich darin gründlich zu belehren. Das war mir lästig, hat mir aber sehr genützt. Denn ich hatte die Angewohnheit, die Dinge auswendig zu lernen und es dabei bewenden zu lassen. Wenn mich ein Gegenstand nicht interessierte, meinte ich, auf diese Weise schon durchzukommen. Das Herumtüfteln an solchen wenig anziehend auf meine Phantasie wirkenden Flächenzeichnungen machte mir keinen Spaß, und Wilhelm mußte mir fast gewaltsam begreiflich machen, daß das Dinge zum Nachdenken und Erfassen mit dem Verstande waren. Das war aber auch das einzige Fach, in dem ich in diesen wunderbaren ersten langen, so ganz bewußt als das heimgekehrte Kind im Elternhaus und mit dem Heimatgefühl in Oranienbaum verbrachten Ferien Schweißtropfen vergoß. Alles was die Schule sonst förderte, trieb ich im Spiel weiter, wiederholte und lernte für mich dazu, las wieder viel in der schönen Bücherei des Vaters und produzierte mich auch oft und anhaltend auf dem Klavier, auf dem ich entsprechende Fortschritte gemacht hatte.

Was für Adolf und mich aber besonders reizvoll in diesen schönen Sommertagen war, das war die Einbringung der großen Stachelbeer- und Johannisbeer-Ernte des Gartens. Der Vater hatte die Anpflanzung speziell von Johannisbeersträuchern noch

erweitert, große Reihen von Spalieren waren wie zu einem Wald geworden und gaben herrliche Früchte, darunter ganz große schwarze Johannisbeeren. Schon in früheren Jahren hatte er nach einem alten Rezept meiner Großmutter mütterlicherseits mit immer wachsendem Erfolg einen Obstwein zum Teil aus Stachel- und Johannisbeeren gemischt, zum Teil aus reinen Johannisbeeren gekeltert, der seinesgleichen suchte. Der Wein wurde goldklar, rein und voll und schmeckte wie eine Art Tokaier oder spanischer Süßwein, wurde auch bei jahrelangem Lagern voller und süßer und war ein hoher Genuß, nur für Kinder zu schwer. Wir bekamen ihn daher immer mit Wasser gemischt. Jetzt hatte der Vater nun begonnen, seine Erfahrungen für das Keltern solchen Weines in größerem Stil zu verwerten. Er versprach sich daraus eine gewisse Einnahmequelle und hatte es auch bei seinem beschränkten Rektoratsgehalt und den steigenden Kosten für die Erziehung der Kinder bitter nötig, kleine Nebenverdienste zu suchen. Die Scheune im schmaleren Gartenteil wurde zu einer Kelterei ausgebaut. Hier standen große Bottiche, in die wir die von uns mit Fleiß und stundenlangem Hocken neben den Beeresträuchern abgepflückten Beeren sammelten. Das Obst wurde in vier derbe braune Beutel gefüllt und mit einer Handpresse ausgepreßt. Der Saft floß unten in Strömen aus dem Abzugshahn in bereit stehende Kübel. Vater und Schuldiener Krätsch teilten sich in die einigermaßen Kraft erfordernde Handhabung der Presse. Der Saft wurde in Fässer gefüllt und unter Zusatz von Zucker lagerte er dann in unserm Weinkeller, garte und erfüllte den ganzen Keller mit süßem betäubendem Weingeruch.

Das erforderte viel Arbeit, und wenn wir Jungen tüchtig zugegriffen hatten und eine Pause in der Kelterarbeit eintreten konnte, sagte der Vater wie oft nach ähnlicher größerer Beanspruchung seiner Söhne: „So, nun waren wir ein paar Tage Knechte, jetzt wollen wir wieder Herren sein!“, ließ einen großen offenen Landauer von der Stellmacherei und Wagenremise des Nachbarn Urban mit zwei Gäulen kommen und fuhr mit der ganzen Familie über Land, wenn das Wetter dazu einlud. Das war dann eine herrliche Belohnung für fleißige Arbeit. Wir gelangten auf solchen Fahrten bis zum Elbufer, bewunderten die gewaltige Strömung und die offenen Wiesen ringsum, sahen das reiche Hochwild des Herzogs, das sorgsam in allen Forsten durch hohe Gatter vor dem Entweichen in benachbarte „Länder“ gesichert war und fuhren in den großen Waldungen durch die Gattertore, die stets vom Kutscher geöffnet und sorgsam wieder

hinter dem Wagen abgeschlossen wurden. Furage führten wir bei uns, machten aber natürlich in irgendeinem schöngelagerten Wirtshaus Halt uns zu stärken und kehrten dann trunken von Jugendglück, Sonne und frischer Luft abends wieder heim. Ein Erlebnis war es, wenn in der Abenddämmerung vor dem dahinrollenden Wagen ganze Rudel von Hirschen und Rehen vorüberhuschten oder längs der Straße verblüfft stillstanden und in das Licht der Wagenlaternen starrten.

Oft war unser Ziel auch nur das kaum eine Gehstunde entfernte Wörlitz mit seinem großen Park und all den Wundern, die diese abwechslungsreiche und ausgedehnte Anlage aufwies. Vom Schloß aus und seinen breiten gepflegten Rasenflächen, auf dem Pfauen spazierten und ihr Rad schlugen, ging ein breiter Kanal, der sich in unzählige Arme durch den weiten Park verlor, oft freie Aussicht auf Wald- und Wiesenstücke bietend, dann wieder dicht überhangen von Buschwerk und Zweigen. Mit breiten ganzen Familien tragenden Gondeln, die meist von einer armkräftigen „Gondoliera“ bedient wurden, fuhren die Besucher des Parks zu den Sehenswürdigkeiten, sangen, aßen und tranken, fütterten die zahlreichen Schwäne, die den Gondeln zu folgen pflegten und ergötzen sich an allem Schönen, was dort Kunst und Natur vereint aufwies. Künstliche Ruinen, Aussichtspunkte, Imitationen antiker Tempel, ein gotisches Haus mit einer vortrefflichen Gemäldesammlung (vielen deutschen Romantikern), einem Amphitheater, Katakombengänge, einem chinesischen Haus und vielen Statuen griechischer Götter und Helden, einer Venus u. dgl. mehr. Man konnte tagelang im Park sozusagen herumreisen, ohne alles gesehen zu haben und wurde doch, wenn auch vieles in den überlebten spielerischen Formen einer Müßiggängerzeit von vor hundert Jahren altbacken und kitschig wirkte, seiner nicht müde, weil immer wieder Wasser und Wald, die sich windenden Kanäle und die reizvollste Abwechslung durch die mannigfachsten Baumarten das Bild belebten und verschönerten. Es waren Brücken über die Kanäle gespannt, oft hoch darüber, dann wieder tief, aber immer so, daß die Gondeln gut darunter durchgleiten konnten. Eine Kettenhängebrücke über einer tiefen Schlucht mußte regelmäßig von uns Jungen im Sturmschritt überschritten werden. Sie hatte die Eigentümlichkeit, sich mit den einzelnen aneinandergesetzten Brettern am andern Ende zu bäumen und zu heben, wenn man sie betrat, und erst von der Mitte ab sich allmählich zu senken. Es gab immer ein Hallo und ein Gejauchze sowie der Fußgänger Geschrei, denn

manches ängstliche Gemüt erschreckte die rollende Bewegung der Brettchen, andere wie wir, die wir ihre Schliche kannten, sausten in polterndem Laufschrift darüber. Wir Brüder genossen die Sensation der nachgebenden Rollbewegung der Brücke mit einem leisen Schauer.

In Wörlitz wohnte auch die den Eltern befreundete Rektorfamilie Jahn, bei der wir auf solchen Touren oft vorsprachen und die uns auch wieder in Oranienbaum besuchte. Das Ehepaar Jahn hatte eine einzige schon erwachsene Tochter, deren Hochzeit mit einem Wörlitzer Lehrer Bergholz, einem jungen Mann mit rundem fröhlichem Gesicht, wir in diesen Sommerferien des Jahres 1890 mitfeiern durften. Es ist die einzige Hochzeitsfeier, an der wir als Kinder teilgenommen haben und war ein bedeutendes Ereignis, von dem wir wochenlang zehrten: die Trauung in der Kirche, die weinenden Eltern, das glückstrahlende Brautpaar, der Myrthenkranz und Schleier... und dann das große Hochzeitsessen mit unendlich vielen Speisen und Getränken, dazu neckischen kleinen Aufführungen und Gesang des Vaters. Ein Schattenspiel machte tiefen Eindruck. Da saß z.B. ein armer Mann mit dicker Backe beim Zahnarzt, der ihm mit einer Riesenzange in den weitgeöffneten Schlund fuhr, um daraus zu unserem höchsten Entzücken ein Tau herauszuholen, das kein Ende nahm. Ein Hochzeitsgedenkbuch ging herum, in das die zahlreichen Gäste in gereimter und ungereimter Form ihre Glossen zur Vermählung machten. Auch wir Kinder sollten etwas zum Besten geben. Ich schrieb als kleiner Lateiner nur: „ora et labora“... Bruder Wilhelm hat es fast vierzig Jahre später im besagten Hochzeitsbuch des inzwischen zum Rektor aufgedrückten Bergholz nachgelesen und mich daran erinnert. Wir waren natürlich in besonderem Feiertagsstaat und trugen stolz Hemden mit richtigen Manschetten und goldenen Manschettenknöpfen, die der Vater uns aus den von ihm geerbten goldenen Rock- und Westenknöpfen seines begüterten Großvaters, unseres Urgroßvaters, dafür hatte umarbeiten lassen.

Während ich das Festessen und alle Reden, Aufführungen und Musik sowie den folgenden Tanz der Erwachsenen mit Begeisterung genoß, war unserem kleinen Adolf das ungewohnte Weintrinken schlecht bekommen. Er mußte lang in einem Kämmerchen neben dem Festsaal im Hotel „Käsebie“ liegen und sich erholen. Berauscht von den ungewohnten starken leiblichen und geistigen Genüssen saß ich mit Eltern und Geschwistern bei der Rückfahrt in der Familienkutsche, schaute zum Sternen-

himmel empor, lauschte dem Hufschlag der Pferde und träumte über alles Erlebte weiter: wie war die Welt schön und voller noch kommender gleißender Wunder! —

Nur allzu rasch verflohen die herrlichen Hundstagsferien, die anfänglich so weit und breit vor einem lagen und nach der zweiten Woche so stürmisch rasch dahingingen.

Mit Wilhelm, der nun wieder leidlich auf den Beinen war, wanderte ich zurück nach Dessau und zur Pension. Der ernste Schulbetrieb begann von neuem. Wilhelm mußte weiter besonders gut ernährt werden und auf Weisung des Arztes mittags immer ein Glas dunkles Kulmbacher Bier trinken, das wir aus dem benachbarten Ratskeller für ihn holten, und um das wir andern ihn beneideten. An unseren größeren Unternehmungen, auch an unserem Schwimmen konnte er nicht teilnehmen, das wir noch einige Wochen lang, bis die Blätter von den Bäumen zu fallen begannen und herbstliche Kühle und kälter werdendes Wasser abschreckte, mit Eifer so lange wie möglich fortsetzten. Aber auch der Herbst mit den bunten Farben der in Rot und Gelb übergehenden Bäume war wunderschön, und besonders in den Anlagen um das kleine herzogliche Lustschloß „Luisium“ prangte alles in den glühendsten Herbstfarben. Man genoß von der Rampe des kleinen Baus einen Durchblick durch eine Allee. Hier gab es Maulbeerbäume mit den seltsam schmeckenden Beeren, Vogelbeerbäume von bedeutender Höhe, deren Früchte auch gekostet wurden, und oft genug ließen wir uns durch das Schloß führen und bewunderten besonders einen ringsum an Decke, Fußboden und Wänden mit lauter Spiegeln ausgeschlagenen Raum. In diesem pavillonartigen Schloßchen hatte einst der Dichter Matthisson seine elegische Lyrik, die in ganz Deutschland sentimentale Bewunderung gefunden hatte, geschrieben und seinen ihm von Herzog angewiesenen Wohnsitz gehabt.

Als es zu kühl zum Schwimmen in der Mulde geworden war, suchten wir die erzielte Körperabhärtung durch Leibesübungen zu erhalten unter Leitung des besonders hierfür begeisterten Max Döring. Eine größere Rumpelkammer unter dem Dach wurde mit einem Trapez und einem Paar Ringen ausgestattet, und dort versammelten sich häufig die beiden Herzens, Stockfleth und ich in Badehosen abends beim Schein von Laternen, um unter Befehl von Max das Turnen an diesen Geräten und andere Gymnastik zu betreiben. Mit nackten Körpern in der kühlen Luft wurden Beine und Arme kräftig bewegt und alle Muskeln drangenommen. Da kam es vor, daß beim Turnen an

den Geräten mein ohnehin schlecht sitzendes rotes Badehöschen, das auf so gewaltsame Bewegungen nicht eingerichtet war, ins Rutschen geriet, und als ich mehrmals schamhaft daran zupfte und meine Übungen an den Ringen damit unterbrach, riß mir Max kurzerhand das Höschen herunter. Ich wollte mich schamhaft verkriechen und es wieder anziehen: „ach was, wir sind hier keine kleinen Mädchen“, hieß es aber, ich mußte mich fügen. Ich war auch der kleinste der Jungen und bald vergaß ich meine Nacktheit. Es war auch alles so ungezwungen, natürlich und unbefangen, niemand kehrte sich daran, und als ich das nächste Mal das Höschen wieder anhatte, hieß es: „runter damit, deine Lappen passen ja doch nicht“. So war es ausgemacht, daß ich als einziger unter den größeren Jungen immer splitternackt herumtanzte und allmählich als echter „Gymnasiast“ wie im klassischen Altertum das anerzogene Gefühl von Schamhaftigkeit vor der eigenen Nacktheit beim Turnen und bei kräftiger Körperbewegung einbüßte. Aber es entging mir doch nicht ganz und wurde mir auch durch gelegentliche Klapse oder zärtliche Kniffe ins Hinterteil, die ich lachend abwehrte, nahegebracht, daß die anderen, besonders Stockfleth, sich an meiner kleinen Körperlichkeit und dem Spiel der Glieder ergötzten. Das schmeichelte mir wieder und so sonnte ich mich in harmloser Knabenhaftigkeit am besonderen Wohlgefallen und der Gunst der großen Jungen.

Bisweilen wurde ich aber auch geneckt, und so sehr ich selbst auf heitere Späße einging, war ich doch auch empfindlich, wenn man mich direkt hänselte. Wir waren eines Abends mit dem Präparieren gesammelter Käfer und Schmetterlinge befaßt, die auf Spannbrettern in gehöriger Ordnung ausgebreitet und befestigt wurden. Max witzelte über mich, vielleicht über mein Ungeschick oder was es war und fuhr mich schließlich barsch an. Da griff ich, heftig und erregbar wie ich war, ohne Bedenken zu einem der Spannbretter und warf es ihm in sicherem Bogen an den Kopf. Aber da kam ich schlecht an. Der große Max wurde wütend, ergriff mich, schleppte mich zum offenen Fenster — ich dachte schon, jetzt legt er mich über die Fensterbank und wird den Hintern gewaltig mit dem Stock verdreschen, aber nichts dergleichen traf mich — hielt mich dort an beiden Fußgelenken mit dem Kopf nach unten solange hinaus, bis ich, der das lautlos ertrug, ihn auf wiedergeholtes Geheiß um Verzeihung bat. Ich heulte nicht, als er mich ins Zimmer zurückbugsierte. Ich hatte in meinem entschlossenen Reagieren auf Kränkungen meine

Genugtuung gehabt, und die grausame Strafe, die ich dafür erleiden mußte, erschütterte mich ebenso wenig wie seine Warnung, er würde mich das nächste Mal eine halbe Stunde so zum Fenster hinaushängen, wenn ich wieder frech würde. Aber das kam nicht mehr vor, wir wurden im Gegenteil bald wieder gute Freunde. Vielleicht haben ihm mein Zornesausbruch und die Uner-schrockenheit, mit der ich die unglaubliche Buße hinnahm, im Grunde doch imponiert. Als Beispiel dafür, wie sich Jungens unter sich zur Disziplin erziehen, bleibt es lehrreich, aber ein Wunder bleibt es doch, wenn ich damals auch ein leichtes Körpergewicht hatte, daß ich mich nicht vor Angst seinen Fäusten gewaltsam zu entwinden suchte, sondern unbeweglich instinktiv still herunterhing, so daß er mich festhalten und auch sicher wieder zum Fenster hineinheben konnte.

◦ Die etwa acht Wochen Schulzeit bis zu den Michaelisferien vergingen im Fluge. Wir erhielten für die Herbstferien die ersten Zeugnisse über unsere Leistungen. Ich behauptete meinen schon im Sommer erreichten Platz und kam mit Wilhelm gesund und freudig für zwei Wochen wieder zu den Eltern zurück.

Auch der Herbst in Oranienbaum barg an kleinen Freuden für uns Jungens ein reiches Maß. Regelmäßig wurde z.B. in den Oktobertagen unser Bach abgelassen, d.h., sein unterer Lauf zum Städtchen hin wurde durch Sperrung von Schleusen am Kakauer Teich für zwei oder drei Tage gehemmt, so daß er bald nur als ein seichtes schlammiges Stillwasser dalag und von den Männern in großen Wasserstiefeln gründlich gereinigt werden konnte. Der Schlamm wurde aus dem Grunde des Bachs geschaufelt und allen seinen Anwohnern durch die Gartentüren aufs Land geschüttet, die ihn dann als Komposterde für die Gärten wieder verwenden konnten, wenn sie nicht gar zu faul dazu waren und ihn nachher heimlich wieder ins Wasser zurückschippfen. Der große Kakauer Teich war meist schon vorher gesäubert und ausgefischt worden, und nun gab es auch durch das Zurückweichen des Wassers im Bach, der nur noch aus Pfützen bestand, eine Masse kleiner Fische, namentlich Barsche, Hechte und andere, und wir hatten mit einem Mal für ein paar Tage reichlich Koch- und Bratfische auf unserem Mittagstisch. Das ganze Haus roch nach Fisch, was uns gar nicht besonders angenehm war. Wir waren an Fisch-nahrung wenig gewöhnt. Außer den eigenen Karpfen und gelegentlichem Schellfisch im Winter — der Sommertransport von Seefischen ins Inland war damals noch gar nicht entwickelt — erschienen Fische nur selten auf unserem Tisch. Das kleine



Fischzeug, was da aus dem Bach gefischt wurde, hatte viele Gräten, und die störten den Genuß, aber der Vater duldete keine Mäkelei. Wir wurden immer angehalten, was auf den Tisch kam ohne Murren zu genießen. So hatte Wilhelm es z.B. dank väterlicher Unnachsichtigkeit als Knäblein mühsam gelernt, einen mehr durch Farbe und Aussehen als Geschmack erzeugten Widerwillen gegen Spinat zu überwinden, der ihm so lange vorgesetzt blieb, bis er unter Tränen Kartoffeln damit bestrich und endlich hervorbrachte, so lerne er es ja schon, womit er der Eltern Herz rührte.

War dann das große Ereignis des Bachablassens und des Fischfangs vorbei, so kamen die Tage des Pflaumenkochens, das auch immer mit vielerlei ergötzlicher Tätigkeit für uns Kinder verbunden war. Die reifen mit zartem Tau überzogenen Pflaumen, die so herrlich mundeten, mußten gepflückt werden, wurden in Kiepen gesammelt, und wenn unsere eigene Ernte nicht reichte, wurde sie durch Zukäufe ergänzt. Dann ging es ans Entkernen, eine lange und mühsame Arbeit, wo alle Hände sich fleißig regen mußten, und dann kam schließlich der Tag, wo sie, mit frischen grünen Walnüssen untermischt, im großen kupfernen Waschkessel zu Mus eingekocht wurden. Unter langsamem Rühren mit der langen Muskrücke verwandelten sie sich zu Brei, und unter beständigem Zusetzen frischer Pflaumen wurde die Masse immer größer. Der Kessel verschlang ganze Kiepen voll Pflaumen, die nach vielstündigem Rühren einen einzigen großen überm Feuer lustig quackernden Musbrei bildeten, von dem, vorsichtig gemieden und mit Geschrei begrüßt, heiße Spritzer in die Gegend flogen. Jeder mußte eine Zeitlang die Muskrücke führen, bis das ganze Mus als die eine und einzige Marmelade, die es für uns als Brotaufstrich gab, gar war und in großen Steintöpfen für den Winter untergebracht wurde. Unsere tüchtige Waschfrau, eine uns Kindern seit Jahren vertraute Frau Tauscher, leistete bei dem Museinkochen die Hauptarbeit. Sie war eine humorvolle lebensstüchtige Frau, die uns mit ihren Bemerkungen viel Spaß bereitete, auch sehr hilfreich war. Wie kräftig sie für uns einstand und zu uns hielt, bewährte sich einmal gerade bei Gelegenheit eines solchen Muskochens. Es mag in den Herbstferien meiner Quartanerzeit gewesen sein. Adolf und ich waren tags zuvor in der Richtung nach Wörlitz einen Freund besuchen gegangen und hatten uns unterwegs wiederholt verstohlen an den schönen reifen Pflaumen, die an den rechts und links stehenden Bäumen der Chaussee hingen, verlustiert, aber nicht beachtet,

daß hinter den Bäumen nach der Feldseite ein „Ewesterheischen“ (Öbsterhäuschen) stand, aus dem heraus sich plötzlich eine derbe Frau mit einer Brille auf der Nase erhob, die unser Treiben bemerkt hatte. Sie fuhr uns gehörig an: „Ihr habt mir meine Pflaumen geklaut! Ihr denkt wohl, ich habe nichts gesehen? Wer seid Ihr — so, die Söhne vom Rektor Vogt? Ich dachte es mir schon, ich kenne Euch Jungens. Na, wartet nur, das werde ich dem Bürgermeister anzeigen, und der wird es Eurem Vater sagen, — Ihr werdet bestraft!“ — „Ach, wir haben ja nur ein paar gegessen...“ — „Nö, das hilft nichts, Ihr habt gemaust und müßt bestraft werden!“ O weh, das war eine entsetzliche Geschichte! Wir schlichen kleinlaut und ganz zerschmettert weiter. Wir hatten gar keine rechte Freude am Spielen mit dem Kameraden, den wir besuchten, und kamen gegen Abend wie die begossenen Pudel nach Haus. Wir wagten nicht, den Eltern davon zu sprechen, aber der wackeren Frau Tauscher, die noch beim Pflaumenentkernen half, schütteten wir unser Herz aus, daß wir von der fürchterlichen Obsthüterin ertappt worden seien, vor der ganzen Stadt als Rektors Söhne blamiert werden würden und ein furchtbares Strafgericht über uns hereinbrechen solle. Aber die gute Frau tröstete uns, sie kenne die „Ewesterin“ und würde sie schon umstimmen. Wir atmeten etwas erleichtert auf. Am nächsten Tage, als das Mus gerührt wurde, sagte sie uns heimlich: „Nun macht Euch mal auf die Socken und lauft so rasch, daß die Eltern es nicht merken, zu der Frau hin und bittet sie schön um Verzeihung, dann wird schon alles gut werden.“ Adolf und ich sausten bei der ersten Gelegenheit davon, liefen den ziemlich weiten Weg bis zum Wärterhäuschen, um ja nicht zu lange von zuhaus fern zu sein, im rasenden Tempo und kamen dort atemlos an. Die gestrenge Frau von gestern saß davor, wir rissen die Hüte vom Kopf und standen als kleine Sünder vor ihr, stammelnd, sie möchte es doch uns nicht übel nehmen, wir bäten schön um Verzeihung und wollten's nicht wieder tun. Die gute Frau, die uns gestern so eingeschüchtert hatte, lächelte freundlich, merkte nun wohl, daß wir gut gezogene Buben waren, die es auch nicht wie andere Jungen auf ein großes „Streefeln“ (Abstreifen) ihrer Pflaumenbäume angelegt hatten. Sie sagte: „Na, es ist schon gut, wenn's Euch leid tut, will ich weiter nichts sagen.“ Und gerührt über die beiden kleinen Missetäter, die so de- und wehmütig vor ihr standen, füllte sie uns die Hüte mit viel mehr Pflaumen, als wir tagszuvor „gestreefelt“ hatten und entließ uns mit heiterem Lachen über unsere wieder aufleuchten-

den Augen und unsere Dankbarkeit nach ausgestandener Herzensangst. Im Sausegalopp ging es heimwärts. Atemlos erzählten wir alles der tüchtigen Helferin Frau Tauscher, die auch reinen Mund hielt, so daß die Eltern nie ein Wörtchen von der ganzen Geschichte erfahren haben.

Wieder in Dessau begann die etwas strammere Schularbeit des Wintersemesters: die Versetzung in die Untertertia machte manchem Faulpelz oder Minderbegabten Sorge. Ich hatte nach wie vor nicht nötig, mich besonders anzuspannen, aber regelmäßig und fleißig wurde von uns allen in der Pension abends gearbeitet. Der Cornelius Nepos, den wir lasen, war die erste zusammenhängende lateinische Lektüre, die eifrig präpariert werden mußte. Mit Franz Herz wurden die Schularbeiten verglichen. Wir halfen uns gegenseitig kameradschaftlich. Was der eine nicht wußte, hatte der andere vielleicht rascher kapiert. Er war ein ausnehmend gescheiter Kopf, und seine jüdische Rasse äußerte sich nirgends in auffallender Weise. Als Mitpensionär und Schulkamerad war er ein lieber anständiger Gefährte, nur im Verhältnis zu seinem Bruder Paul zeigte er bisweilen eine gewisse Gereiztheit und ein spöttisch-hämisches Wesen. Die Brüder vertrugen sich nicht annähernd so gut wie Wilhelm und ich. Der ältere Herz hieb den jüngeren Franz mit seiner überlegenen Körperkraft oft jämmerlich zusammen und schraubte ihm den Kopf unterm Arm fest. „In den Affenkasten stecken“ nannten wir diesen schmachvollen Abschluß einer Balgerei. Dann wurde Franz böse vor Wut und belegte seinen Bruder mit jüdischen Schimpfnamen wie „Du Itzig“... was wir staunend mit anhörten. Dieser bisweilen ausbrechende Bruderzwist war nicht von Bestand. Die Brüder verstanden sich später vortrefflich trotz großer Verschiedenartigkeit der Anlagen und waren uns Vogts herzlich zugetan. Beide Jungen waren vorbildlich fleißig, ohne etwa in übertriebenen Ehrgeiz zu verfallen. Ich erlebte in diesem ersten Winter in Dessau mit Bewunderung, mit welcher eisernen Härte gegen sich selbst der ältere Paul Herz eine Schwäche im Griechischen in der Obertertia durch allmorgendliches Aufstehen um sechs Uhr und privates Ochsen vor Schulbeginn auszugleichen suchte. Kamen wir andern nach hastigem Ankleiden in den eiskalten Schlafkammern gegen dreiviertelacht in das gewärmte Eßzimmer zum Frühstück, so hatte Paul schon, ehe der Ofen brannte, dort eine ganze Stunde still für sich gearbeitet, griechische Grammatik vor sich hinmurmeln. Solcher Eifer wurde belohnt. Er passierte alle Klassen anstandslos wie wir

alle auch. Das Bild des Knaben, der da allein im grauenden Morgen bei der Lampe im eiskalten Zimmer aus eigenem Antrieb studierte, habe ich nicht vergessen.

Ich habe schon erwähnt, daß unser Gymnasium dem Herzoglichen Hoftheater gegenüberlag. Ich unterließ nie, an dem Säulenportal vorbeizugehen, um den Theaterzettel mit Aufmerksamkeit und brennendem Interesse zu lesen. Die Spielzeit, die bald nach meinen ersten Wochen in der Quarta geschlossen hatte, setzte im Oktober wieder ein und brachte immer abwechselnd bald Schauspiele, bald Opern zur Aufführung. Natürlich waren es die letzteren, die mich mächtig anzogen, und endlich wurde mir der Wunsch erfüllt — ich weiß nicht mehr wie — eine Oper zu hören. Mit Franz Herz zusammen hörte ich sonderbarerweise als erste Oper im Leben den „Barbier von Sevilla“ von Rossini. Wir saßen mit billiger Schülerkarte, die 60 Pfg. kostete, auf dem Olymp oder Juchhe, dem dritten Rang, von wo aus Theater und Bühne wie mit den Augen einer Turmschwalbe zu überblicken waren, und doch war alles überwältigend eindrucksvoll: die Aufregung, wie das Theater sich langsam füllte, die Parkettstühle klappten, in den Logen sich herzogliche geputzte Gestalten zeigten... und das noch nie gehörte große Opernorchester, das zunächst bezaubernde wilde Durcheinander der stimmenden, sich warm blasenden Instrumente, das auf und ab Trillerieren der Klarinetten, Flöten, Hoboen, wie der Lärm sich dann allmählich grotesk steigerte, das musikalische Ohr in immer größere Spannung versetzte, fast mit Schreilust nach Erklärung und Harmonie nach dem Höllenchaos anschwellenden Durcheinandertönens und Dröhnens... bis dann endlich der Kapellmeister das Pult besteigt und alles Getöse sich im Kammerton H auflöst, das Theater verdunkelt ist und alles verstummt: atemlose Stille. Der Kapellmeister erhebt den Taktstock... ein letztes störendes Geräusch später Nachklapper im Parkett, das erst noch abgewartet wird, — und nun fluten die ersten Klänge geheimnisvoll durch den weiten hohen Raum, und die Welt des Tages und der Wirklichkeit versinkt. Ich erinnere mich kaum an Einzelheiten der Eindrücke dieser erstgehörten Opernaufführung, nur weiß ich, daß mir die Sänger nicht sonderlich imponierten, der Stoff mehr oder weniger dunkel blieb, aber die Musik mir noch tagelang im Ohr summt und der Klang des Orchesters mir ganz neue Weiten musikalischen Erlebens erschloß und mich in einen Himmel von Rausch und Glück schauen ließ.

In demselben Winter habe ich dann noch als mein zweites

und Hauptopernerlebnis den „Fidelio“ gehört. Das war eine Aufführung, der ich folgen konnte, deren Musik ich aus dem Klavierauszug kannte, und manches daraus hatte ich vom Vater gehört, sogar die Ouvertüren waren mir schon geläufig. Die energisch straffe Ouvertüre zum „Fidelio“ setzte ein und ich schwamm in Glück und Begeisterung. Eine ausgezeichnete Sängerin, Frau Nier-Bingenheimer, füllte als Fidelio den Raum mit einer großen süßen Sopranstimme. Jetzt gefiel mir auch das Singen ganz anders als im „Barbier“. Die Chöre waren ausgezeichnet. Vor dem 2. Akt wurde zu meinem Entzücken die dritte Leonoren-Ouvertüre Beethovens gespielt... ha, wie die Flöte so geschwind und tändelnd die raschen Figuren im Allegro bewältigte! Und als endlich die fern hinter der Bühne schmetternde erlösende Trompete kam und der letzte Freudenausbruch mit den sich jagenden und schließlich zu großem Jubelchor vereinigten Stimmen erfolgte, — da atmete ich tief beglückt auf und ahnte nun die ganze Gewalt dieser Musik, die mir in den Grundlagen wohl vertraut, aber nie so stürmisch aufgegangen war. Daß der Florestan mich darauf stark enttäuschte mit seiner unzulänglichen Stimmkraft für die große Arie bei Beginn des zweiten Aktes, habe ich schon früher erwähnt. Der Vater hatte mein Ohr verwöhnt. So saß ich als zwölfjähriger Bub, hörte zum zweiten Male in meinem Leben eine Oper und — kritisierte schon! Das war allerhand! Aber das Erlebnis der Aufführung, die dramatische Erlösung, als der Schrei „Töt' erst sein Weib!“ kam, der glückliche Ausgang der Wiedervereinigung der Liebenden und der beseligende Schlußgesang: das waren Offenbarungen, und ich fing an, Musik als höchsten Ausdruck dramatischen Gehalts zu verstehen. Tagelang tastete ich nach solchen Aufführungen auf dem Klavier herum und suchte mir wieder zusammen, was mich im Innern verfolgte und ergänzte die in mir angeschlagenen Töne, soweit ich vermochte, mit eigenen Harmonien, kühnen Modulationen und Erfindungen.

In diesen ersten Winterwochen brach eine scharfe früheinsetzende Kälte aus und bereitete uns Jungen eine einzigartig wunderbare Überraschung. Starke Herbstregen hatten die Gewässer von Elbe und Mulde weit über die ganze Landschaft austreten lassen. Unser ganzer geliebter Tiergarten war mit ein bis zwei Fuß Wasser überflutet und konnte wochenlang nicht besucht werden, bis die plötzliche Kälte das Bild mit einem Male änderte. Das Wasser gefror in ein paar strengen Nächten, und nun bildete sich eine unermeßlich große Eisbahn über Wiesen und Senkun-

gen des Bodens hin, zwischen Bäumen hindurch, die mit kahlen Ästen verlassen aus dem Eismeer ragten. Etwas Schöneres und Verlockenderes für langanhaltendes Schlittschuhlaufen konnte sich ein Jungenherz nicht wünschen. Wir waren ja durch die Bank schon ganz tüchtige Schlittschuhläufer. Auch in Oranienbaum hatten wir frühzeitig diesen edlen Wintersport gepflegt und auch die Schrecken des Einbrechens erlebt. Jeder von uns drei Brüdern ist einmal durch eine dünne Eisdecke ins kalte Element gefallen. Bei den meist seichten Gewässern des Schloßgartens oder auf dem Bach war das nicht weiter gefährlich gewesen. Wilhelm war einmal in unserm Karpfenbassin über eine vom Vater kürzlich für das Atmen der Fische aufgehackte und erst mit einer dünnen Eisschicht bedeckte Stelle gelaufen und eingebrochen. Er hielt noch vom Nachmittagskaffee seine Musbemme (wie die Oranienbaumer sagen) in der Hand, die ich ergriff, und an der ich ihn richtig wieder aus dem Wasser herauszog. Nun hatten wir wieder diese Wiesenfläche im Dessauer Tiergarten, die so ganz frei aller solcher Fährnisse war vor uns und konnten uns nach der Schule kaum Zeit nehmen, das Vesperbrot zu essen, um rasch mit den Schlittschuhen der nahen Eisbahn zuzujagen. Da ging es mit sanftem Auf und Ab auf der der Bodengestalt angepaßten Fläche kilometerweit sausend dahin, und wir suchten bei diesem bis in die Dunkelheit fortgesetzten Vergnügen unsere Ehre darin, bis zum entferntesten Punkt zu gelangen. Langsam fror das ganze Überschwemmungswasser ein, so daß sich Schollen bildeten mit kleinen und größeren Spalten, die weislich vermieden werden mußten und oft den übermütigen Läufer zu jähem Hinsturz brachten, aber man stand wieder auf und jagte weiter und tummelte sich: es waren unvergeßlich schöne Wochen unausgesetzter stärkster Körperbewegung in der frischen Winterluft, die mich zwar nicht zu einem Kunstläufer, aber sicheren, raschen und gewandten Streckenläufer machten. Die Beinmuskeln wurden stark und stahlhart, die Brust weitete sich, Erkältungen konnten nicht aufkommen bei diesem das Blut in Wallung versetzenden kräftigen Herumwirbeln in frischer Luft, und war ich vorher gewiß schon ein kräftiges Bübchen, so strotzte ich jetzt von Gesundheit und Lebenslust. Mit hochgeröteten Wangen saßen wir abends um den Eß Tisch der guten Frau Amtsanwalt. Wie wunderbar schmeckte das einfache kräftige Abendbrot, und wie sank man dann in herrlicher körperlicher Müdigkeit in den traumlos seligen Kinderschlaf, so durchströmt vom warmen kräftigen Pulsieren des Blutes, daß die rauhe Kälte

der Dachkammer garnicht mehr gefühlt wurde. Nach diesen Wochen unserer Wintererlebnisse nahte bald das schöne Weihnachtsfest, und Wilhelm und ich stiefelten durch den Wald zu unserem Elternhaus in den ersten glücklichen Weihnachtsferien als Gymnasiasten. Das Wandern über die mit hartgefrorenem Schnee bedeckte Chaussee war eine Anstrengung. Der Boden war glatt und schlüpfrig, das Vorwärtskommen mühsam. Wir brauchten viel mehr Zeit als gewöhnlich, den Weg zurückzulegen. Schneeschuhlaufen wäre wohl möglich gewesen, aber das Skiern war damals, in unserer Gegend wenigstens, noch völlig unbekannt. Prustend und schwitzend aber frisch und munter landeten wir endlich bei den Eltern und genossen das herzerfreuende Glück, mit den lieben Eltern und Geschwistern sowie dem lieben Vetter Adolf ein trautes deutsches Weihnachtsfest in gewohnter Art zu feiern.

Weihnachtsstollen und Kuchen hatte die liebe Mutter schon gebacken. Den Teig setzte sie immer selbst an, das Backen aber geschah im Ofen eines benachbarten Bäckers. Das Haus duftete schon weihnachtlich nach diesen Kuchen als wir eintrafen. Der Weihnachtsbaum war auch schon da, aber wir Kinder durften ihn damals noch nicht schmücken. Das war noch eine Zeitlang das verbrieftte Recht der Eltern.

Die schönen alten Weihnachtslieder wurden wieder eingeübt, und wenn dann nach vielen geheimnisvollen Vorbereitungen der Eltern, dem nicht enden wollenden Arbeiten der guten Mutter und der für uns geschlossen gehaltenen Weihnachtsstube der Heilige Abend sich niedersenkte, wir ein kurzes Abendbrot genossen hatten, las uns der Vater, wie es Brauch war, das heilige Evangelium von der Geburt Christi aus der Bibel vor und traf dann die letzten Zurüstungen, bis er die Tür des geheimen Gemachs öffnete, wir Kinder hineineilten und im Lichterglanz des Tannenbaums geblendet standen und dann einzeln zu unsern Gabentischen geführt wurden. Die Eltern küßten und herzten uns, und es war ein einziger Jubel in uns. Immer lag eine ungetrübte Freude, eine feierliche Weihe, ein leises Verstehen des uralten deutschen Symbols des lichtspendenden Baums in der Winternacht in uns...so sehr wir uns der Gaben freuten und davon geträumt hatten, was uns das Christkind wohl diesmal bescheren würde: der Zauber unserer Weihnachtsfeste in der Kindheit lag doch tiefer in der frohen, trauten, die Familie eng in Liebe einigenden Stimmung und in dem religiösen von edler Musik verklärten Geist. Wilhelm bekam diese Weihnachten zur

Vorbereitung seines Eintritts ins Jünglingsalter und die bevorstehende Konfirmation eine silberne Taschenuhr mit vergoldetem Rand. Seine Freude war groß. Er saß nach der Bescherung noch ganz benommen vor Freude über das unerwartete Geschenk am Tisch und erklärte, so könnte er still, ohne ein Wort zu sprechen, den ganzen Abend sitzen. Er lauschte dem Ticktack des Zeitmessers in seiner Westentasche, im Innern wohl entschlossen, den Augenblick der dahinrinnenden Zeit noch mehr als zuvor zu nutzen und im Zeitenablauf mit dem ihm eigenen Streben sein Leben zu meistern und den Eltern Ehre zu machen.

Die Weihnachtsferien vergingen im Jubel der Knabenfreuden, und bald wanderten Wilhelm und ich wieder über die verschneiten Straßen nach Dessau zurück. Brüderchen Adolf war immer sehr traurig, wenn die älteren Brüder von dannen zogen, aber er war ja nun fast auch schon ein Jahr im Lateinunterricht bei unserem wackeren Probst und würde uns über wenig mehr als ein Jahr folgen. Es war ein bitterkalter Tag, als wir wehmütig am letzten Ferientag daheim aufbrachen. Der Vater und Adolf brachten uns ein Stück, und auch Vater Sommerlatte, ein untersetzter stämmiger Mann, den wir weniger als Kaufmann denn als Waidmann kannten, schloß sich mit seinen beiden Buben Paul und Walter an. Die Mutter hatte für den vor Erkältungen zu schützenden Wilhelm ein seidenes Tuch mitgegeben, das der Vater ihm, wenn die Kälte in die Ohren schnitt, über dem Kopf zusammenbinden sollte, aber der Waldmensch Sommerlatte hielt das für Zimperlichkeit, und Wilhelm konnte daher das Tuch erst nachher, als wir von den Begleitern Abschied genommen hatten, um seine frierenden Ohren legen.

In dem langen Vierteljahr bis Ostern wechselte die Schule mit den Winterfreuden ab. Das Eis des Tiergartens war verschwunden, dafür wurden andere Eisbahnen auf Teichen und kleineren Gewässern aufgetan, und das Schlittschuhlaufen blieb den ganzen sehr strengen Winter über unser Hauptvergnügen. Mehrfach wanderten wir auch Sonnabend nachmittags zu kurzem Besuch nach Oranienbaum zurück. Die Schularbeiten waren dann immer schon am Donnerstag oder Freitag für die nächste Woche vorgearbeitet, und mit dem Ranzen auf dem Rücken ging es vergnügt auf die lange schöne Wanderung heimwärts. Wilhelms besinnliches Gemüt hatte die Entfernung, die wir in Kilometern abzupilgern hatten, genau erforscht und gefunden, daß der Kilometerstein mit der Nummer 6,4 genau die Hälfte unseres Weges war. Dort wurde dann Rast gemacht und ein Imbiß ge-



nommen, und dann ging es kilometerlang schnurgerade auf der Chaussee der im Reflex der Abendsonne uns schon von weiter grüßenden Oberförsterei, die vor der Stadt lag, entgegen. Hatten wir die erreicht, so waren es nur noch knappe 15 Minuten, und wir standen im Elternhaus. So blieben wir fest mit der Familie in Zusammenhang, und die Eltern teilten alle unsere kleinen Freuden und Schmerzen, hörten unsere größeren und kleineren Erlebnisse aus der Schule und halfen uns mit ihrer Teilnahme und, wo es nötig war, mit Rat und Tat.

Wilhelm hatte inzwischen bei dem von ihm hochgeschätzten Pfarrer Grape der Georgenkirche, die er von Hitschholds aus regelmäßig besucht hatte, den Konfirmandenunterricht genossen und war die ganze Zeit in ernst-gehobener religiöser Stimmung. Die schwere Krankheit, die er glücklich überwunden hatte, machte ihn doppelt empfänglich für andächtige Sammlung und ernste Betrachtungen. In dieser Zeit wurde wohl der Entschluß in ihm reif, Theologe zu werden. Daß er stets darauf bedacht war, auch mich in meinen lustigeren und oft auf Übermut und Unfug eingestellten Wesen zu ernsterer Haltung zu bestimmen und meine Ausgelassenheit zu dämpfen, habe ich in meinem Jugendüberschwang nicht immer verstanden, aber er war mir eine treue brüderliche Stütze und hat gewiß einen guten Einfluß auf mich gehabt und mich vor verwegenen dummen Jungenstreichen bewahrt. Daß ich es mit meinen Altersgenossen trotzdem an manchen wilden Bubentorheiten nicht fehlen ließ, war nun einmal mit meinem Naturell und dem Vergnügen an dummen Späßen vermacht. So trieb ich mich eine Zeitlang, wenn wir nicht grade Schlittschuh liefen, auf den verschneiten Straßen in der Abenddämmerung umher, und wir machten uns einen Hauptspaß daraus, die Fußgänger mit Schneebällen aus den Schlupfwinkeln dunkler Gassen zu bewerfen oder, was noch aufreizender war, die Bürger im oberen Stockwerk durch zielgerechtes Beschießen ihrer Klingelknöpfe an der Haustür mit Schneebällen zur Pforte oder ans Fenster zu locken, um dann stets schnell wie der Wind um die Ecke zu verduften. Wir ließen uns bei diesen Unternehmungen nicht erwischen und hüteten uns auch vor den Augen der Polizei, die oft auf unser Herumsausen aufmerksam wurde. Dann kam ich mit glühenden Backen heim, und Wilhelm erhob drohend seinen Zeigefinger, den wilden Unband zur Raison zu bringen.

Die Osterferien kamen, Wilhelm war nach Untersekunda, ich nach Tertia versetzt. Am Sonntag Palmarum fand Wilhelms

feierliche Einsegnung in der Oranienbaumer Kirche durch den Pfarrer Heinzelmann statt. Der Vater nahm ihn vor dieser wichtigen Stunde am Morgen zu sich in sein Arbeitszimmer. Als er wieder herauskam, konnten wir an seinen feuchten Augen bemerken, daß der Vater mit ihm liebevoll-ernste Worte für diesen wichtigen Lebensabschnitt, den Übergang ins Leben eines Erwachsenen und die Aufnahme in die Kirche als vollgültiges Mitglied der christlich-protestantischen Gemeinde gesprochen hatte. Die ganze Familie nahm an der Konfirmation des im schwarzen Konfirmationsanzug vor dem Altar stehenden Bruders teil und feierte das Ereignis mit einem festlichen Mahl.

Zu Ostern wurden aber auch diesmal wie üblich die von der Mutter gefärbten und vom Vater im Garten unter Blumen und Sträuchern und der Buchsbaumeinfassung der Beete versteckten Ostereier, ganz wie sonst in unserer Kindheit, gesucht. Auch der „große Adolf“, der schon längst tüchtiger Geselle in der Druckerei zu Gräfenhainichen oder damals vielleicht schon in der Dessauer Druckerei der Landeszeitung war, feierte mit uns.

Als der Unterricht wieder begann, ich stolz die neue blaue Schulmütze trug, hatte es in unserer Pension eine große Veränderung gegeben. Die Pensionseltern waren aus dem alten zu eng gewordenen Klosterhaus ausgezogen und in eine geräumigere Wohnung in der vom Markt parallel zur Zerbster Straße auf den Schloßplatz führenden Schloßstraße umgezogen. Die Räume, in denen wir uns tagsüber aufhielten, lagen im oberen Stock und enthielten ein eigenes Arbeitszimmer für uns jüngere Knaben. Im Salon daneben stand das Tafelklavier. Daran stieß ein großes Arbeitszimmer des Amtsanwalts, in dem auch die lange Tafel für unsere Mahlzeiten stand. Die Vorderfront des Hauses war mit einem Seitenhaus nach dem Hof durch einen Durchgang verbunden, in dem das Schlafzimmer der Pensionseltern lag, das wir aber für gewöhnlich nicht passieren durften. Wir mußten über den Hof gehen, um in unser Schlafzimmer zu gelangen, das ich mit Wilhelm im dritten Stock hatte. Darunter lag der Arbeitsraum für ihn und die anderen älteren Knaben. Zu dieser äußeren Abänderung unserer Wohnverhältnisse kam eine Erweiterung unseres Kreises. Ein neuer Pensionär, Otto Landgraf mit Namen, kam als Quartaner hinzu, ein aufgeweckter blonder Junge mit strahlenden blauen Augen, einem Gesicht wie Milch und Blut, fast stärker und größer als ich, obschon ein Jahr jünger, der sich sehr schnell bei uns heimisch fühlte und ein wackerer Spiel- und Pensionsgenosse wurde. Er hatte seinen

Vater frühzeitig verloren und stand unter der Vormundschaft seines weißbärtigen Großvaters, der ihn bei uns ablieferte. Landgraf stammte, wie die beiden Herz, aus dem Städtchen Jeßnitz an der Mulde und aus begütertem Hause. Was sein Vater gewesen war, habe ich vergessen.

Außer ihm nahmen die Pensionseltern einen Neffen, Otto Döring, auf, der wie Wedlich als Supernumerar bei der Landesverwaltung eingestellt wurde, etwa 19 oder 20 Jahre alt war und sich nun mit Wedlich in die Beaufsichtigung der Pensionäre teilte. Otto Döring war Sohn eines ehemals bernburgisch-herzoglichen Hofmalers, der in Ballenstedt als Berufsnachkomme des durch seine „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ bekannten Kugelgen gewirkt hatte. Unser neuer Aufpasser hat uns oft vorzügliche Zeichnungen seines früh verstorbenen Vaters, Bleistiftskizzen vom Harz und von Bäumen aller Art gezeigt, die meisterlich ausgeführt waren und zur Nachahmung reizten. Er hatte nicht das freundlich einschmeichelnde Wesen Wedlichs, war ein kleiner untersetzter rothaariger Mensch von wenig anziehenden Äußern, aber sehr gutmütig und immer bereit, uns bei schwierigen Schulaufgaben mit seinen sehr sicheren Kenntnissen, namentlich in Mathematik, zu helfen, dabei witzig und schalkhaft, so daß wir alle ihn bald gern hatten. Nach dem Abendbrot mußte er häufig noch seinem Onkel als Sekretär für die Niederschrift von Schriftsätzen und Entscheidungen helfen, und oft sahen wir ihn einen großen Pack Akten des Schöffengerichts zum Schreibtisch des alten Anwalts herbeischleppen, die alle noch am Abend durchzuackern waren.

In der Untertertia begann als neues Fach der Unterricht im Griechischen. Immer noch von dem Vorsprung meiner Privatbildung in Oranienbaum zehrend, die mir das Mitgehen in den Schulfächern so leicht machte, warf ich mich mit Feuereifer auf die mich äußerst fesselnde neue Sprache. Ich wurde bald einer der tüchtigsten Griechen der Klasse und versuchte immer durch Vorauslernen der Grammatik mir ein überlegenes Wissen zu sichern.

Griechisch als die Sprache des klassischen Altertums, dessen Heldensagen mir so geläufig waren, und in der Homer seine Odyssee und Ilias gedichtet hatte, trat uns auf unserm humanistischen Gymnasium in vielfacher Weise entgegen, und bald konnte ich Sprüche in der griechischen Schrift an der Pforte des Hauses lesen und studierte mit Eifer u.a. den mit Musen und schwebenden Gestalten reliefartig gezierten großen Marmor-

sockel, der auf unserm Schulhof stand und aus Griechenland stammen sollte. Er war bestimmt, eine noch zu schaffende Büste des Dessauer Dichters Wilhelm Müller zu tragen, und der Zufall wollte es, daß gerade als mein Interesse für das Griechische erwachte, in den ersten Monaten meiner Untertertia-Zeit endlich der Bau des Denkmals vollendet wurde. Wilhelm Müller war mir als Sänger des griechischen Freiheitskampfes neu, als Dichter der „Müller-Lieder“ und der „Winterreise“ durch Schuberts Vertonung, die ich dem Vater so oft begleitet hatte, genau vertraut. Es war ein großer Tag für die Schule, als das Denkmal mit der weißen Marmorbüste des Dichters, der selbst als Lehrer des Griechischen vor einem dreiviertel Jahrhundert an unserm Gymnasium gewirkt hatte, im Beisein der festlich dazu aufgebotenen ganzen Schule, der Lehrerschaft und Vertreter der Stadt Dessau und der Regierung enthüllt wurde. Aber die größte Überraschung für uns alle war es, daß der fast 70-jährige Sohn des Dichters, der weltberühmte Sanskrit-Forscher und Professor der Oxforder Universität, Max Müller, auf Einladung des Gymnasiums zu der Feier der Denkmalsenthüllung erschien und in längerer Rede auf einer hohen Rednertribüne im Schulhof den Dank des Sohnes für die Würdigung seines großen Vaters aussprach. Ich sehe das weißharrige Haupt des Gelehrten noch vor mir, wie er mit freundlichen Blicken die große Schar der Festteilnehmer und uns Schüler von seinem erhöhten Podium herab ansah und habe den Klang seiner leicht fremdartig klingenden Worte im Ohr, wenn ich auch ihrem Inhalt noch nicht zu folgen vermochte.

Unser Ordinarius war Prof. Bunge, von dem ich Jahre später einen Bruder (oder Vetter) in Kobe als Partner von Becker & Co. kennengelernt habe, einen musikbegeisterten Mann, in dessen Haus ich auch gelegentlich musizierte. Prof. Bunge war ein mächtiger Pauker, der die Jugend scharf herannahm. Wir hatten Lateinisch und Französisch bei ihm und mußten uns für die einzelnen Stunden immer gehörig vorbereiten. Caesars bellum Gallicum war unsere Schmerzenslektüre, zuerst leidlich fesselnd, da ja germanische Geschichte berührt wurde, aber dann in einem für uns Jungen viel zu trockenen und nüchternen Kriegschronikstil geschrieben. Der berühmte Brückenbau über den Rhein wurde mit seinen hundert schwierigen Spezialvokabeln aufs gründlichste durchgenommen. Ein Modell gehörte zu den Requisiten des Klassenschanks, aber wer nicht eingefleischter Bastler war, den interessierten die kunstvoll gefügten Balken,

Querhölzer und Bänder nicht. Daß die gelehrten Humanisten es nicht fertiggebracht haben, eine andere schmackhaftere Lektüre für die lebenshungrige Jugend aufzufinden. . . Ähnlich trocken mit viel Grammatik und Vokabelpaukerelei war der französische Unterricht, der im dritten Jahr mit je vier Stunden Französisch in der Woche gewiß schon zum Lesen amüsanter kleiner Erzählungen hätte übergehen sollen. Eine erfrischende Lehrkraft hatten wir in Naturkunde. Es war Dr. Friedrich, der selbst ein tüchtiger Zoologe war und uns viel Wissenswertes und Interessantes über die Tierwelt beibrachte. Seine Spezialliebe galt den grade noch in unseren Muldeniederungen und an den versumpften Gebieten der Elbe (Kreuzhorst bei Magdeburg) in einigen Exemplaren anzutreffenden Bibern, die sonst in ganz Deutschland ausgestorben waren. Er wußte spannend vom Leben dieser seltenen Tiere und dem Biberbau — von ihm wie „Bebberbau“ ausgesprochen — zu erzählen, und wir erheiterten uns an seiner Aussprache, lernten aber doch auf diese Tiere der Urzeit achten, und wenn sie, was vorkam, an unserer Badeanstalt in der Mulde vorbeischwammen, gab es immer ein großes Hallo und ehrliche Freude darüber, durch Dr. Friedrich über diese Tiere Bescheid zu wissen. Ich bin an meinen alten Lehrer Dr. Friedrich und seinen „Bebberbau“ jüngst durch Lektüre des Biologen Hecker erinnert worden, der zu meiner Freude Friedrich als besonderen Kenner dieser Tiere rühmt.

In den großen Sommerferien war ich für ein paar Tage Gast im Hause meines Freundes Emil Tölpe in Coswig. Wohlgemut wanderte ich eines schönen Sommermorgens von Oranienbaum über Wörlitz an grünen Wiesen und Feldern vorbei durch herrliche Wälder und Alleen der Elbe zu und mußte nach mehrstündigem Marsch, an dem breiten und rasch fließenden Strom angelangt, im Fährhaus auf das Übersetzen mit einer geräumigen Fähre, die auch zur Aufnahme von Fuhrwerken Platz hatte, warten. Diese Fähre lief an Ketten. Durch blaue, rote und gelbe Scheiben im Fenster des Fährhauses blickend, genoß ich das Schauspiel der herüberkommenden Fähre. Einige Minuten später brachte sie mich an das jenseitige Ufer dicht vor der Stadt Coswig, die sich vom Ufer aus malerisch schön ausnahm.

Ich wurde von meinem Freund, seinen Eltern und Schwestern aufs herzlichste begrüßt und freundlich aufgenommen. Eine gewisse Scheu mußte ich bei diesem Besuch in fremder Umgebung zuerst in mir niederzwingen, aber alle machten es mir leicht; ich war ihnen nach den Erzählungen Emils kein Fremder, und

meine natürliche Unbefangenheit kam bald wieder zum Durchbruch. Der Vater war, wie schon erwähnt, Sanitätsrat, ein schon etwas angegrauter Herr mit Bart und Brille. Wir bekamen ihn wenig zu sehen. Frau Tölpe war klein und bläßlich mit schweren Lidern und großen Blauaugen. Sie war die zweite Gattin des Doktors. Aus der ersten Ehe stammte ein erwachsener Sohn, der schon Offizier war, aus der zweiten Ehe drei Kinder, mein Freund Emil und zwei Schwestern. Die jüngere, Anna, hatte die schweren Augenlider der Mutter geerbt, die ältere strahlte mich mit besonders warm leuchtenden Augen an. Ich wurde auch mit den Schwestern herzlich befreundet. Sie waren sehr lebendigen Geistes und plauderten und schwatzten in einem fort von Kunst, Theater, Poesie, den großen Dichterwerken usw. Wir verstanden uns bald ausgezeichnet, denn das war ja alles Wasser auf meine Mühle. Auch für Musik schwärmten sie. Die Schwestern spielten selbst Klavier, waren sehr gespannt auf mein Spiel und machten mich mit ihrer Bewunderung meiner Improvisationsgabe ganz rot vor Stolz, ließen sich aber nicht bewegen, selbst zu spielen.

Ich schlief mit meinem Freund im gleichen Zimmer, und wir plauderten noch im Dunkeln sehr lange über Schule, Lehrer, Mitschüler, Kunst und alles, was uns bewegte, bis uns schließlich die Augen zufielen. In Haus und Garten wurden tagsüber Spiele betrieben, z.B. Krocket. Zu größeren Ausflügen und wilden Bewegungsspielen, wie sie mir lagen, kam es nicht. Emil und seine Schwestern waren schon ausgesprochen vom Streben nach geistigen Dingen erfüllt, und das war wunderbar anregend für mich.

Mit Fröhlichkeit und Dankbarkeit im Herzen ob all des bei dem Freunde neu Erlebten zog ich nach ein paar Tagen meine Straße über die Elbe wieder heimwärts. Emil brachte mich bis auf die jenseitige Chaussee, dann marschierte ich gehobenen Geistes weiter. Solche langen Wanderungen, die wir damals brav zu Fuß machten, da es an Verkehrsmitteln zwischen den kleineren Orten fehlte, habe ich als 12- bis 13-jähriger Junge nicht nur mühelos zurücklegen können, sie waren mir eine Quelle des Frohsinns und der Kraft. Ich landete frohgemut wieder im Elternhaus und hatte viel zu erzählen von der Elbe, der Stadt Coswig, den Mitgliedern der Familie Tölpe. Unsere Heinzelmännchen kannten Tölpes alle von ihrer frühen Kinderzeit in Coswig her, und ich konnte mich mit ihnen intim über die neue Bekanntschaft mit den beiden Schwestern Emils aussprechen.

Die Ferien daheim, der Fortgang der Schule und des Pen-

sionslebens in Dessau: alles ging den mir nun schon geläufigen Weg und brachte bis zum Winter des Neuen mich besonders Bewegenden nicht viel. Manches neue Buch wurde gelesen, Spaziergänge dehnten sich noch länger aus als sonst in meinem ersten Gymnasialjahr, das Schwimmen wurde nicht vernachlässigt, Rudern in gemieteten Booten auf der Mulde kam gelegentlich hinzu, im Ganzen wurde ich kräftiger und fing an zu wachsen, aber ein spargelmäßiges Aufschießen des Körpers lag nicht in meiner Konstitution. Ich war immer wieder der Kleine. Da ich aber auf dem Schulhof vor Balgereien mit viel Größeren keine Angst hatte, war mein Ruf als mutiger Bengel gefestigt und trug mir bei einigen Mitschülern den Spitznamen „Hyäne des Schulhofs“ ein. Warum gerade Hyäne, ist mir nicht mehr erfindlich.

Der neue Zögling der Pension Otto Landgraf wuchs mir bald über den Kopf, während Franz Herz nur ein wenig schneller als ich an Körpergröße zunahm. Durch Landgraf kamen wir auf das Lesen von Indianergeschichten. Er hielt die Knabenzeitschrift „Der gute Kamerad“, in der damals in Fortsetzungen die abenteuerlichen und aufregenden Erzählungen von Karl May erschienen. Der herrliche Typ „Old Shatterhand“ mit seinem unfehlbaren Gewehr, die immer wieder für ihn siegreich auslaufenden Gefechte mit den Rothäuten, der Marterpfahl mit seinen blutrünstigen Folterungen, die Skalp jagd und dann die rührende Ritterlichkeit, der überfließende Edelmut der großen Weißen und der entsprechenden roten Häuptlinge: das war alles sehr herzbewegend und zu kühnen Taten aufreizend. Landgraf und Herz wunderten sich, daß ich noch nicht einmal die Lederstrumpf-Geschichten kannte und gaben sie mir zum Lesen. Manches Buch wurde mit Eifer verschlungen, aber Indianer sind wir darüber nicht geworden. Im ganzen war der Nachhall bei mir kein großer. Beim Lesen bangte man um den Helden und kämpfte für ihn, aber daß wir nun zur Nachahmung getrieben worden wären, wie dies bisweilen von anderen Buben geschah, die die Gegend unsicher machten mit ihrem Geheul, Gefangene einbrachten und an den Pfahl banden, so weit ging bei keinem von uns die Begeisterung. Wir hatten ja auch schon die auf wirklichen Gegensätzen beruhenden Streitigkeiten mit den Arbeiterstiften, die uns als Gymnasiasten „Jumminasen“ schimpften, und konnten darin unsern Jugendübermut überkochen lassen.

In diesen Herbst- und Winterwochen bin ich häufig zum Landschaftszeichnen in die Natur gegangen. Otto Döring mit

seinen Vorlagen hatte mich dazu angeregt. Er war selbst ein scharfer Kritiker und beäugte immer sorgfältig, was ich produzierte. Der Zeichenunterricht im Gymnasium war von der Tertia ab schon fakultativ. Ich nahm aber freudig daran teil, zumal wir einen kleinen wunderlichen Kauz, einen richtigen alten herzoglichen Hofmaler zum Lehrer hatten. Er konnte sehr viel und hat mich oft zur Bewunderung hingerissen, wenn er mit wenigen Strichen meine Zeichnung nach irgendeinem Gipsmodell plötzlich lebendig gestaltete. Aber unterrichten, eine ganze Klasse kleiner Taugenichtse, die im Zeichenunterricht mehr eine Gelegenheit zu kindlichen Scherzen als zur Übung im Zeichnen sahen, im Zaum zu halten, vermochte er nicht, obwohl er allgemein beliebt war. Seine auffallend kleine untersetzte Erscheinung mit einem recht großen bedeutenden Kopf, scharfer Nase und goldener Brille war immer gern gesehen. Mit großer Nachsicht und Liebeshwürdigkeit beschäftigte er sich angelegentlich mit solchen Knaben, die Talent und Fleiß bewiesen. An beiden fehlte es bei mir nicht. Einmal meinte er sogar zu meinem Vater, er solle mich Maler werden lassen, aber die ganze Periode, in der ich skizzierte, auch zu Wasserfarben griff, um darauf loszupinseln, ging vorüber. Die musikalische Anlage ließ die malerische Neigung allmählich ganz in den Schatten treten. Sie wuchs von Monat zu Monat mit zunehmendem Verständnis und größerer Fertigkeit auf dem Klavier und im raschen Begreifen neuer Musik, in ständiger Übung des vom Blattspielens, so daß sie alle andern Nebeninteressen verdrängte.

Unser gemischter Chor übte für eine Winteraufführung einige Chöre aus den „Jahreszeiten“ von Haydn, deren Einübung mir hohes Vergnügen bereitete. Der Chordirigent Urban verstand es den Chor zu schulen und trefflich zusammenzufassen. Es waren Stunden nachhaltiger Erhebung und Belehrung.

Der Vater war wie fast regelmäßig zu solch größeren Schulkonzerten dazu erkoren, die Tenorpartie zu singen. Er besaß den Klavierauszug, den ich in den Weihnachtsferien eifrig studierte. Ich mußte ihn in seinen Recitativen, Arien und Duetten begleiten, so daß ich einen allgemeinen Überblick über das Werk bekam.

Aber gerade kurz vor der Aufführung, die im Februar 1892 stattfinden sollte, kam eine Störung, die uns alle stark beeindruckte: Bruder Wilhelm wurde wieder von einer schweren Krankheit heimgesucht. In dem im Nebengebäude liegenden Schlafraum, in dem ich mit ihm zusammen mein Bett hatte, war es bei dem sehr strengen Winter, der auch diesmal wieder viel



Eis und Schnee brachte, bitterkalt. Eine Heizvorrichtung war garnicht vorhanden. Wir Jungen sollten abgehärtet werden und durften uns nicht "anstellen", wir murrten auch nicht. Unter dem schönen Federbett von zuhaus wurden die Glieder auch in eisiger Luft rasch warm. Oft habe ich nach dem Schlafengehen mit Genuß noch einen übergesparten Apfel zwischen den Beinen gewärmt und im Bett verzehrt, und dann störte es den gesunden Knabenschlaf auch garnicht, wenn der Hauch an der Bettdecke zu Eiskristallen gefror. Wir schliefen fest und tief, bis das Mädchen frühmorgens im Halbdunkel kam und mit einem Kessel heißen Wassers die auf den Waschbecken gefrorene Eiskruste auftaute. Das war spartanische Knabenzucht, nur nicht geeignet für den von seiner Erkältung des Vorjahres noch anfälligen Bruder, der heftige Gliederschmerzen bekam, die sich zu einem ihn abermals wochenlang auf ein Krankenlager werfenden schweren Gelenkrheumatismus entwickelten. Ob er im Verlauf der neuen schweren Erkrankung ins Elternhaus zurückgebracht wurde oder in Dessau blieb, ist mir entfallen. Ich entsinne mich aber, daß die Eltern zur Aufführung der „Jahreszeiten“ kamen und schmerzlich von seinem schlechten Befinden berührt wurden.

Der Vater war selbst leicht erkältet und fürchtete am Abend schlecht singen zu können. Wir waren vor der Aufführung zusammen bei Hitschholds, wo er sich am Klavier frei zu singen versuchte. Der alte Kantor sagte, als sich der Vater oft mächtig räuspern mußte: „O weh, das geht nicht!“ Aber der Vater lachte und versicherte, er würde es zwingen und als er dann in der Aula unserer Schule vor dem Chor am Flügel stand, auf dem Urban die Gesänge begleitete, überwand er bald alle stimmliche Beeinträchtigung, und seine Stimme erhob sich zu großer Schönheit und Kraft. Unvergeßlich ist mir ein Eindruck von besonders tiefgehender Wirkung: ein Duett vor dem Schlußchor eines Teils, das er mit der Sopranistin des Abends, einer ausgezeichneten Konzertsängerin, Fräulein Katharina Schneider, vortrug. Als die beiden Stimmen sich zart und innig verwoben und durch den Raum schwebten, war eine einzige Seligkeit in mir. Von dem alten Friedrich Schneider gab es ein Oratorium „Das Weltgericht“, das weit und breit in Deutschland bekannt und auch in Dessau wiederholt von der Schule, ehe ich selbst das Gymnasium besuchte, unter Mitwirkung des Vaters aufgeführt worden war. Der Erfolg des Abends für meinen Vater wie auch für uns Chorsänger war groß. Als mich am nächsten Tage mein Klassenlehrer Bunge in der Stunde fragte „Willst Du auch ein-

mal so schön singen lernen wie Dein Vater?“, antwortete ich begeistert mit einem herzhaften „Ja“, daß dies mein größter Herzenswunsch sei und fühlte mich vor der ganzen Klasse in Stolz auf meinen bewunderten Vater erhoben.

Dies musikalische Erlebnis klang lange in mir nach, spornte den Ehrgeiz, immer tiefer in das Geheimnis musikalischen Schaffens einzudringen, beflügelte die eigene Phantasie, selbständige Gebilde auf dem Klavier zu suchen und vertiefte das besondere eigenartige Glücksgefühl, von dem ich in den letzten Wochen vor den Osterferien erfüllt war.

Wenn die Sonne seliger Kindheit, bevor sie schied, um im Morgenglanz reiferen Lebens aufzugehen, noch einmal mit ganzer Zauberkraft das Leben vergoldet: so rein und schön, voller kräftiger Empfindungen, so selbstbewußt und ungetrübt heiter wogte das Leben in mir. In meiner derben strotzenden rotbäckigen Gesundheit, die keine Mattigkeit und Schwermut kannte, fühlte ich mich im Innern so sauber, keusch und wohlgeordnet. Alles schien mir zu gelingen, jedes ferne Ziel hoher Leistung erreichbar. Die Traumseligkeit des letzten Jahres war vom Zeitstrom weggespült, ich war fest, derb, spröde und doch anschmiegsam. Nirgends klirrten Gegensätze, Reibungen und Widerstände, die zermürben konnten. In Schule und Haus war ich gern gelitten. Ich fühlte die Sympathie meiner Mitmenschen. Dann war da die Musik, die mich so ganz ergriffen hatte, mein wachsendes Verständnis und die sichtbar werdende Begabung, die ein gewisses Aufsehen erregte. Aus allem diesem, aber auch aus Büchern, z.B. aus Erzählungen südafrikanischer Kämpfe der Burenjungen mit den Engländern und besonders aus Schillers Dramen, denen ich mich wieder zuwandte, erwuchs mir ein Glücksgefühl, mit dem ich selig schlafen ging, um am nächsten Morgen ebenso frisch und froh in den Tag zu schreiten.

Auch meine Sopranstimme muß einen letzten süßen Wohlklang gehabt haben. Karl Stockfleth konnte nicht oft genug von mir das „Leise, leise, fromme Weise“ der Agathe aus dem „Freischütz“ hören.

Der Zauberglanz verglühenden Abendrots eines hohen Kinderglücks leuchtet noch heute wie unerreichbares Firnelicht, Sehnsucht nach jenem selig-freien gelösten Seelenzustand weckend, in meinem Herzen.

Als die Schule nach den Osterferien wieder begann, zogen diesmal alle drei Brüder Vogt gemeinsam nach Dessau und zur Pension Döring: unser Jüngster, der „Kleine Adolf“, war in die

Quarta aufgenommen worden und verließ als letzter Junge unter vielen Tränen der Mutter darüber, daß sie nun auch ihr Herzblättchen hergeben mußte, das Elternhaus. Wir drei Brüder waren wieder beisammen, in der Stufenfolge von je zwei Klassen hintereinander. Wilhelm in der Obersekunda, ich in der Obertertia und Adolf in der Quarta des Gymnasiums. Neben Adolf erschien ein kleiner neuer Stift in der Pension, Otto Werneburg, Sohn eines Apothekers aus Jeßnitz, dem Heimatsort der Herz-Söhne, ein niedlicher kecker Bengel, der in die Quinta kam. Meine neue Schulmütze war aus braunem Samt mit goldener Litze. Auch in der Obertertia nahm ich einen Platz auf den höheren Bänken ein und war im Unterricht durch neue Lehrer mit frischem Mut bei der Sache.

Unser Ordinarius hieß Reinecke, genannt „Schumpel“ wegen seiner komischen seitwärts schiebenden Schulterbewegung, die er zu machen pflegte, wenn ihm etwas nicht paßte. Er war breitschultrig, hatte einen schwarzen Vollbart und plagte die Schüler mit hohen Anforderungen, die er im Griechischen und Latein stellte. Die schwierige Konjugation der griechischen unregelmäßigen Verben, das „tithemi, histhemi, didomi“ mußte wie geschmiert in der ganzen Tücke dieser formenreichen Sprache auswendig gelernt werden und machte uns viel zu schaffen. Wir lasen Xenophons Anabasis, Pendant zu der ledernen Langweiligkeit des „Bellum Gallicum“ der Untertertia. Aber im Lateinischen kamen wir zu der saftigeren Lektüre von Ovids Metamorphosen, die der Phantasie Nahrung gaben und stofflich wie sprachlich mit ihren Versen das Interesse reizten.

Reinecke war im Unterricht leicht sarkastisch, womit er die zurückbleibenden Schüler zu erschrecken verstand. Er bediente sich mit Vorliebe des gemütlich klingenden und doch boshaft wirkenden Possessiv-Dativs: „Da hat mir wohl einer...“, „Du wirst mir wohl noch den Extrazug verpassen, der nur einmal im Jahre nach IIb geht. Wer ihn versäumt, muß mir ein Jahr auf den nächsten warten.“ Das waren kleine Quälereien, mit denen er uns zusetzte und als strenger Meister die Jungens bei der Ehre zu packen suchte, aber im ganzen ging es bei ihm doch gemütlich zu und seine scherzhaften Drohungen wurden belächelt.

Im mathematischen Unterricht waren wir stärker zur Arithmetik übergegangen und zwar von den einfachen zu den komplizierteren Gleichungen mit Unbekannten. Das waren abscheuliche abstrakte Dinge, so schal und kahl erschienen sie mir, und das Pech war, das ich in diesem Unterricht (wie meist in meiner

ganzen Gymnasialzeit) einen Lehrer hatte, der diese trockene Verstandeswissenschaft nicht im geringsten anzufeuchten verstand. Wer nicht mitkam, blieb eben zurück, und das trat langsam bei mir ein, wiewohl mich mein gutes Formalgedächtnis zunächst schützte. So fiel ich nicht gerade gleich als mathematische „Null“ auf. Oberlehrer Weyhe, der Vater des uns nahestehenden begabten Mitschülers, war dieser Lehrer, ein öder Pauker. Er gab auf, ließ rechnen und wurde leicht zornwütig gegen Jungen, die sich ungeschickt anstellten. Mit seiner Heftigkeit, Körpergröße und Kraft, dazu einem wallenden Bart und wallendem Haupthaar versetzte er uns oft in Angst und Schrecken. Daß er sich einmal hinreißen ließ, bei irgendeinem Anlaß seinen eigenen zartgebauten Jungen mit einem gewaltigen Tritt vor den Hintern durch die aufgerissene Tür zur Klasse hinauszubefördern, daß er auf dem steinernen Korridor hinschlug, ist ein Bild, dessen Auffimmern auf dem „Lebens-Screen“ eines Augenzeugen — in eben diesen meinen Erinnerungen — nach mehr als fünf Jahrzehnten ihm, wenn er's wüßte, die Schamröte ins Gesicht treiben müßte. Auch mich hat er einmal so heftig beim Ohr gefaßt, daß er mir beinah das Ohrläppchen einriß. Und daß er mich einmal „den blinden Oranienbaumer Maulwurf“ nannte, der „immer seine besonderen dunklen Gänge ginge“ und mich damit dem Gelächter der Klasse preisgab, habe ich ihm nie verziehen. Mit solchen Erziehungsmethoden — ich meine nicht seine boshaften Scherze, sondern seine Wutausbrüche — ließen sich bei Zöglingen, die nun einmal einen geborenen Abscheu gegen Mathematik hatten, keine Früchte erzielen.

Obwohl meine Leistungen in der Klasse immer noch recht passabel waren, spürte ich doch, daß ich nicht mehr auf der Höhe war und versuchte, mich aus dem langweiligen Unterricht durch erhöhten Eifer zu retten, aber ich nahm bald wieder alles auf die leichte Achsel. Mir erschienen die Dinge, die mich interessierten, unendlich wichtiger, und das waren Musik und Dichtung. Ich träumte bei Tage und ergab mich stärker als sonst dem Klavierspiel. Der Vater hatte ein kleines Rencontre mit unserm Klavierlehrer Urban in der Loge gehabt, an sich unbedeutender Art, aber es bestimmte ihn dazu, Wilhelm und mich zu fragen, ob wir Wert auf die Fortsetzung der Klavierstunden legten. Ich sagte mit Freuden „nein“, und so fielen sie weg, und ich konnte mich nun dem erwünschten eigenen freien Musizieren hingeben. Jetzt spielte ich alles das, was Urban mir noch nicht gestattet hatte, nahm Bände von Noten aus dem Vaterhaus zu mir, ging

alle Beethoven-Sonaten durch, übte die eine oder andere, die mir besonders gefiel und gewann zu einem frühen reicheren Überblick über die Klassiker eine erhebliche Gewandtheit im „Vomblattspielen“, wobei das korrekte Üben zu kurz kam und ich eigentlich bald wieder in die Hände eines wirklichen Klaviermeisters gehört hätte, um die volle Geläufigkeit der Finger zu bekommen, aber der Gewinn war doch größer. Klavierauszüge wurden von A bis Z durchstudiert. Spielte ich die Zauberflöte, so kam oft der alte begeisterte Amtsanwalt zu mir ins Zimmer und setzte sich aufs Sofa, um zuzuhören. Oft schief er nach wiederholten Äußerungen wie „der Kleine macht sich!“ ein, was er mit einem knalligen Geräusch der Lippen einleitete. Ich ging dann ins Pianissimo über und ließ ihn schlummern, bis es mir zu langweilig wurde und ich ihn — Frechdachs, der ich war — mit einem Fortissimo-Plumps auf dem Klavier wieder weckte. Die Lust zur Neckerei und das Vergnügen an dummen Späßen brachen gerade in dieser Zeit wieder stark in mir aus. Der alte Pensionsvater war das besonders geeignete Objekt für solchen Mutwillen. Otto Landgraf war mein Hauptgenosse bei diesem Treiben. So setzten wir uns zum Beispiel nach dem Abendbrot rülp send auf die Korridor-Treppe, bis wir den Alten aus seinem Studierzimmer herausgelockt hatten und sein erwartetes und mit lautem Gekicher unsererseits begrüßtes „Hörrejeses, Hörrejeses noch einmal!, — was habt Ihr denn?“ vernahmen. „Och, Herr Amtsanwalt, uns ist so schrecklich übel, das Essen muß uns schlecht bekommen sein...“, und dann fingen wir wieder an, greuliche Rülpstöne aus dem tiefen Schlunde, die wir durch Herabdrücken des Adamsapfels zu erzeugen verstanden, von uns zu geben, ließen uns aber bewegen, diese betrüblichen Verdauungsstörungen wenigstens hinter geschlossener Tür in unserm Arbeitszimmer abzureagieren. Einen anderen grotesken Spaß mit dem Alten leisteten wir uns eines Abends, indem wir einen großen im vergoldeten Rahmen hängenden Spiegel im Korridor mit befeuchteter Seife zweimal kreuz und quer im Zickzack bestrichen, wodurch das Spiegelglas bekanntermaßen wirklich verblüffend täuschende fürchterliche Sprünge bekam. Was die Täuschung vollständig machte, war der Umstand, daß der Spiegel seitwärts nur schwach von einer Petroleum-Korridorlampe mit einem Messingreflektor beleuchtet wurde. Nun wurde jemand von den kleineren Jungens bestimmt, das Dienstmädchen aus der Küche zu holen und heimlich auf den gesprungenen Spiegel aufmerksam zu machen. Das Mädchen sah den Schaden, stieß

laute Schreie aus, machte einen Höllenlärm, begann die kleineren Knaben zu beschimpfen, die es gewesen sein sollten, die aber ihre Unschuld beteuerten und nichts zu wissen vorgaben, bis endlich der Amtsanwalt in seinem Schlafrock aus seinem Zimmer erschien und sein „Hörrejeses“, auf das wir es abgesehen hatten, hören ließ, diesmal aber doch, als er den scheinbar demolierten schönen Spiegel sah, in wirkliche Wut geriet, mich als den Missetäter mit einem Staatsanwaltsblick durchschaute und sagte: „Du bist es natürlich wieder gewesen, nichts als Dummheiten hast Du im Kopf! Na warte, das muß Dein Vater bezahlen, da wirst Du schön was dafür besehen...“ und was dergleichen mehr war, bis mir seine wirkliche Aufregung dann doch leid tat und ich sagte: „Och, Herr Amtsanwalt, nehmen Sie's doch nicht übel, es ist ja nur fauler Zauber, wir haben doch bloß mal probieren wollen, ob das Mädchen darauf reinfällt, das kann man ja wieder wegwischen.“ Aber der erzürnte Pensionsvater höhnte: „Du wirst die Sprünge schon wegwischen, Du Taugenichts!...der Spiegel ist hin...“ — „Aber sehen Sie doch nur, hier:“ und ich nahm einen Lappen und wischte vor seinen erstaunten Augen den ganzen Zauber weg, daß der Spiegel so blank und hell wie sonst aussah. Da ging der Alte kleinlaut in seine Stube zurück. Frau Amtsanwalt kam und lachte mit uns über den gelungenen Scherz, sprach dann mit dem Alten, so daß er nach einer Weile noch einmal kam: „Nein, Ihr habt mich wahrhaftig irregeführt, Ihr bösen Buben, und Du“, — damit wies er auf mich — „Du bist ja ein kleiner Zauberkünstler, ein Tausendsassa, Sapperment ja nich nochmal!“ — So war der Friede wiederhergestellt, und wir hatten unseren großartigen Spaß gehabt.

Der Übermut, der in diesen Monaten besonders stark in mir spukte, wick aber manchmal tiefer Niedergeschlagenheit. Die in den ersten Jahren in Dessau seltenen Migränezustände kehrten jetzt häufiger wieder. Der Verlauf war derselbe wie früher, auffallenderweise befiel mich aber hinterher oft eine längere Verstimmung. Ich wurde launenhaft und grillig, hatte keine Lust zu irgendetwas und suchte mich in einsamen Spaziergängen über die schönen Dämme nahe der Mulde auf dem sog. „Poetensteg“ von den anderen abzusondern. Dann lag ich im Grase und hing melancholischen Gedanken nach, fühlte ein Wünschen, Sehnen, Begehren in mir und fand doch keinen Gegenstand hierfür, auch keinen Freund, mit dem ich meine Gefühle hätte teilen können. Dann kam nach solchen Schwermutsanwandlungen wieder eine Zeit krampfhafter Lustigkeit. Die Lehrer er-

schiene mir sämtlich nur als Spottgeburten, und ich hatte beim Unterricht mehr für ihre Eigenheiten und Schwächen die Augen offen als für die Lehrstoffe. Jedem wurde alles nachgeäfft und harmlos hingeworfene Lehrerworte belacht und bekichert, als wären sie Einfälle des größten Humoristen des Jahrhunderts. Ich war es nicht allein, der die Schule als eine Komödie zwischen uns und den Lehrern ansah und möglichst viele Dummheiten im Kopf hatte, um wieder etwas zum Lachen zu haben. Die anderen Jungen waren auch nicht mehr so bei der Sache wie früher, und es wurden sonst nicht gewagte Versuche unternommen, die Pauker zu ärgern. Der Schulzwang wurde lästig empfunden und der Freiheitsdrang wollte sich irgendwie Luft machen.

Auch zwischen mir und den mir nahestehenden Jungen in der Pension, Franz Herz, Landgraf und Stockfleth lag bisweilen eine schwüle Stimmung. Meine Scherze wurden mißverstanden, die anderen brausten leichter auf als sonst und waren manchmal eingeschnappt. Das ging freilich für gewöhnlich rasch vorüber, wenn wir erst wieder tüchtig zusammen geschwommen und unsere üblichen Ringkämpfe ausgefochten hatten. Dann war wieder alles in lärmender Fröhlichkeit zusammen. Aber das fühlte ich, daß auch die anderen Gleichaltrigen unruhiger als sonst waren und ich mit meiner sprunghaften Stimmung, gewissen Launen, die ich garnicht gekannt hatte, nicht alleine stand. Mich fester in die Hand zu nehmen, trieb ich mit gesteigerter Leidenschaft Musik, schloß mich deswegen bisweilen von den wilden Knabenspielen und Ausflügen aus oder versuchte es wenigstens, wurde aber oft vom Klaviersessel weggeschoben und einfach mitgezerrt, wenn ich auch tausendmal lieber allein für mich geblieben wäre. Meine Absonderungsgelüste drangen nicht durch und reizten die anderen, schärfer auf mich zu achten und mich ihrem Willen zu unterwerfen, an allen Spielen und Ausflügen wie bisher teilzunehmen.

Der junge Wein des Bluts gährte in flackernder Unruhe in mir, machte mich bald ausgelassen, bald wehmütig, gährte auch in den andern, und wenn wir auch eine gutgezogene kleine Jungmannschaft waren, die keine gemeinen Redensarten führte, so gab es doch neckische Anspielungen, die ich oft nicht verstand, ein kicherndes Zuraunen der anderen über meine Harmlosigkeit, die mich erröten machte und ein Versteckspiel mit Worten, das mir rätselhaft war und dem ich nicht nachsann. Im ganzen mußte dieser unruhvolle und unbeständige Gemütszustand, der zu so übermäßigen Träumen am Klavier führte, mit der Zeit die

Leistungen in der Schule herabsetzen. Das schöne Reservekapital an Vorzugsbildung von daheim war langsam aufgebraucht, ich zehrte noch davon im Deutschen und im Lateinischen, aber im allgemeinen ging es „rückwärts — rückwärts, Don Rodrigo.“ Ich hatte zu lange auf Vorschußlorbeeren, die ich mir erteilte, ausgeruht und mußte anfangen, mich wieder zusammenzureißen. Aber der Sommer dieses glühend heißen Jahres 1893 war zu schön, als daß ich es nun gleich ernst mit solchen Vorsätzen genommen hätte.

In den Ferien hatte ich eine Einladung von Franz Herz in sein Elternhaus nach Jeßnitz annehmen dürfen. Ich kam zum ersten — und beiläufig einzigen — Male in meinem Leben in ein rein jüdisches Haus als Wohngast. Die Familie Herz war seit Urgroßväterzeiten in Jeßnitz ansässig. Der Vater betrieb ein Stoffgeschäft, indem er Webstühle an kleine Leute verließ, ihnen Baumwoll- und Leinengarn lieferte und die Muster, die sie zu weben hatten, vorschrieb. Franz zeigte mir die Musterkollektion, die erstaunlich mannigfaltig und schön war. Einen Webstuhl solcher Art hatte ich schon in Oranienbaum im Hause unserer Wäscherin gesehen, an dem ihr Mann, der alte Tauscher, saß und mit Fußmechanik — maschinellen Antrieb hatten diese Webstühle nicht — das Ganze in ein Gewirr von Geklapper und Bewegung versetzte, mit den Händen zugriff, das Schiffchen rollen ließ, so daß die Fäden zu dem angefangenen Muster wie durch Zauber zusammenschossen. Daran mußte ich wieder denken und ließ mich gern über Einzelheiten des Geschäfts durch Herz belehren. Daß sein Vater bei billigen Arbeitskräften durch Vergabung solcher Hausarbeit, die vielfach nebenher in ihren Mußestunden von geschickten Leuten betrieben wurde, viel Geld verdiente, bewiesen die reiche und vornehme Ausstattung des Hauses und der Stil, in dem die Familie lebte.

Vater Herz war ein etwas vergilbter freundlicher großer Mann, seine Frau eine imponierende schöne Erscheinung, eine jüngere Tochter ein reizendes lebendiges Ding. Kein Familienmitglied hatte irgendwelche entstellende ausgesprochen jüdische Merkmale oder erschien im Wesen irgendwie anders als ich es gewohnt war und erwartet hatte. Wir Kinder waren fröhlich und vergnügt zusammen, der ältere Paul freilich schon etwas zu gesetzt, um sich viel um uns drei Jüngere zu kümmern. Längs der Mulde machten wir hübsche Spaziergänge, und Haus und Garten lagen auch dicht am Fluß, der freilich gerade in der Stadt durch eine naheliegende Papierfabrik und ihre gelb-schmutzigen



sehr übel riechenden Abwässer verschandelt wurde. Wir mußten weit stromaufwärts wandern, um baden zu können. Im Garten gab es Platz zum Spielen, auch Turngeräte, Trapez, eine Schaukel. Die Schwingbewegungen waren mir neu, und ich konnte mit Franz und seiner Schwester, die beide vorzüglich bis hoch in die Lüfte hinauf in der Schaukel schwangen, nicht wetteifern. Die kleine Schwester war besonders geschickt darin, und wenn Franz und ich uns seitwärts stellten, daß wir verstohlen einen Blick unter ihre flatternden Gewänder zu erhaschen suchten, so haben wir sicher nichts Schlimmeres getan, als andere Buben auch, und als das, was der selige Watteau im Bilde verewigt hat. Die Kleine merkte aber unsere geheimen Absichten und wußte lautlachend mit Geschick solcher Neugier ein Schnippchen zu schlagen. Auch bei Herzens mußte ich natürlich meine Klavierkünste produzieren und wurde mit schmeichelnden Worten für mein unbefangenes freies Spiel gelobt. Es waren ein paar schöne vergnügte Tage bei sehr reichlicher Kost, vielen Extraleckerbissen an Süßigkeiten, Schokolade und Puddings. An einem sonnigen Morgen wanderte ich fröhlich meine Straße zurück nach Oranienbaum, einen weiten Weg, der fast nur durch die ausgedehnten Nadelholzforsten führte. Die Wipfel rauschten leise im Winde, Vögel sangen und mein Inneres sang frohgemute Weisen dazu.

Als Ferienpensionär hatten wir den Sohn eines Zahnarztes Heinrich aus Dessau bei uns, der bei Wilhelm Nachhilfestunden genießen sollte, ein großer netter Junge, etwa in meinem Alter, aber eine Klasse unter mir, der viel Sinn für Theater und Schauspielerei hatte. Wir lasen und spielten zusammen Szenen aus dem „Othello“. Ich mußte die Desdemona sein, und er würgte mich auf dem Sofa fürchterlich am Halse und mit Sofakissen zugeeckt: „Noch nicht tot, noch nicht ganz tot?!“ . . . bis ich lachend und prustend in die Wirklichkeit sprang. Er mußte viel schuffen, aber in den freien Stunden war der neue Kamerad ein tüchtiger Spielgefährte mit manchem Einfall für neue Streiche und lustiges Herumtoben.

Nach erholungsreichen Sommerferien mit vielen Ausflügen, Schwimmen im Teich, Arbeiten im Garten, der Beerenlese und Weinkelterung und all den kleineren und größeren Unternehmungen, die wir im Sommer betrieben, gingen wir drei Brüder vereint nach Dessau zurück. Die Schule begann und der Unterrichtsbetrieb langweilte mich mehr denn je. Ich war für alles andere mehr eingenommen als für Schulwissen und Hausaufgaben. Nach vielen anregenden Musikfreuden mit dem Vater,

dessen Gesang ich wiederholt in den Ferien begleitet hatte, fesselte mich nur noch die Musik wirklich ernsthaft. Alles andere wurde unterm bitterm Muß gemacht. Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit quirlten in mir, und hastiges Lesen abenteuerlicher Erzählungen trug nicht dazu bei, die Unruhe im Blut zu dämpfen. Ich wurde zusehends nachlässiger in der Erledigung der Schularbeiten und gleichgültiger gegen die Rügen der Lehrer. Die immer noch warmen Augustwochen wurden zu den üblichen großen Streifzügen, vielem Schwimmen in der Mulde und manchem Strauß mit den Arbeiterjungen benutzt.kehrten wir in den ferngelegenen Dorfwirtschaften ein, so wurde jetzt ein Glas Bier mehr getrunken als früher, die Älteren rauchten debai auch gelegentlich Zigarren, und ich fing zum Ergötzen von Max Döring und Paul Herz mit meinen 15 Jahren auch an, mir Glimmstengel zu kaufen, verspottet und bedroht wegen der sicher zu erwartenden scheußlichen Wirkungen des Nikotins. „Hast Du auch die Hosen unten zugebunden?“, so hieß es immer. Aber ich erwies mich als sehr geeicht gegen die bösen Folgen frühen Rauchens. Es bekam mir im Gegenteil gut, und das war wieder ein Verhängnis. Denn nun schafften Franz Herz, Otto Landgraf und ich uns für einen Groschen Tonpfeifen an, kauften für ebenso wenig Geld ein Paket „echten Orinoko-Knaster“ und zogen damit heimlich zum geliebten Poetensteg, wo wir im Grase lagen und schmauchend und große Rauchwolken auspaffend uns Indianer- und Räubergeschichten erzählten.

Im Unterricht, wo ich mich öfter als sonst an Versuchen beteiligte die Lehrer zu ärgern, lief ich dabei einmal übel an: Es war in einer Geschichtsstunde bei dem guten Dr. Wittig. Wir ließen unter den Bänken ein dummes Buch kursieren und reichten es heimlich weiter. Dabei wurde ich geklappt. Wittig nahm mir den Schmöker — irgendeine wilde Räubergeschichte — ab und versetzte mir eine schallende Ohrfeige, weil er wohl schon öfter auf meine Unarten aufmerksam geworden war. Das war ein starkes Stück, als 15 jähriger heranwachsender Bengel eine Backpfeife zu beziehen. Ich wurde nicht nur von dem kräftigen Schlag über und über rot im Gesicht, sondern ebenso vor Scham und Wut. Zuhause brütete ich Rache und schwor mir, dem Wittig für das erlittene Unrecht einen argen Tort anzutun. Der sollte sich hüten, mich wieder anzufassen! Aber es kam nicht dazu.

Denn wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug eine schlimme Botschaft von zu Hause bei uns ein. Mutter schrieb,

daß unser Vater die Steintreppe vor unserm Hause heruntergefallen sei und mit gebrochenem Bein, von Dr. Körner in Gips gelegt, unter großen Schmerzen im Bett läge. Ich war wie vom Donner gerührt und sah mit einem Schläge mein ganzes lässiges Treiben des letzten Halbjahres, all den „Undöcht“, der aus mir herausgebrodelt war, wie eine einzige große Missetat an, eine Verstrickung von Gewissenlosigkeit und Sünde gegen Gott und die göttliche Weltordnung. Nun hatte mich das Strafgericht ereilt in diesem Unfall des geliebten Vaters, der uns drei Brüdern furchtbar naheging, und den ich mir mit allen Schrecken ausmalte, als läge er schon auf dem Sterbebett. Das Unglück des Vaters ergriff mich so, daß ich wie aus einem langen wirren Traum erwachte, eine gerechte grade auf mich abzielende Strafe des Himmels für meine Übeltaten darin erkannte und nachts unter Reuetränen inbrünstig darum betete, es doch nicht den Vater, sondern mich entgelten zu lassen, der ich allein für meine große Schuld büßen wolle. Nun erschien mir auch die Ohrfeige, die ich bekommen hatte, als wohlverdiente Züchtigung und selbstverschuldete Klimax meiner Ungehörigkeit. Ich gelobte aufs innigste Besserung, Umkehr vom Irrwege, Fleiß und pflichtbewußteres Arbeiten, um dem Vater auf seinem Krankenlager keinen Kummer zu bereiten oder gar neue furchtbare Schicksalsschläge heraufzubeschwören, denn daß die Herbstzensuren übel ausfallen und die Eltern dazu ein ernstes Gesicht machen würden, nahm ich als gewiß an.

Wir gingen zu Hitschholds und teilten ihnen die traurige Kunde vom Unfall unseres Vaters mit, und der alte Kantor, als wenn er meine innersten Gedanken erraten hätte, bedauerte nicht so sehr den Vater als uns Kinder. „Ach, Ihr armen Kinder!“, sagte er ein paarmal, als wenn auch er daran glaube, daß der Vater bei seiner Wohlbeleibtheit die Folgen des schweren Sturzes nicht überleben würde.

Gleich darauf kamen die Herbstferien, die Zeugnisse wurden ausgeteilt, und ich glitt vom 5. oder 6. Platz bis zum 18. hinunter, eben noch am Rande der ersten Hälfte der Klasse. Ich hatte den Schlag erwartet, war schon gesammelt und wußte, daß ich mich wieder heraufarbeiten würde. Das durfte nicht mehr vorkommen, es sollte wieder besser mit mir werden.

Wir kamen zu Hause an, stürzten zu Vaters Krankenlager und fanden ihn in ganz leidlicher Verfassung und in guter Laune. Ich gab ihm mein Zeugnis und sagte. „Vater, ich bin faul gewesen, wir hatten zu viele Dummheiten im Sommer vor, ich bin

heruntergekommen, es soll jetzt wieder mit mir besser werden.“

Der Vater lachte dazu und sagte: „Schon recht, Dicker, Du sitzt noch in der eersten Hälfte, hüte Dich, weiter herabzuzutschen!“ Er wußte und hörte aus mir heraus, daß ich meine Schuldigkeit tun wolle. So wurden die zwei freien Wochen zum ernstestn Büffeln von Arithmetik, Griechisch, Französisch und auch Latein benutzt. Wir saßen viel am Bett des Vaters. Der Knochenbruch war nicht schlimm, es handelte sich um den Fußknöchel, der rasch heilte. Nach vier Wochen schon sollte nach der Weisung des Arztes der Gipsverband abgenommen werden. Der Vater ließ sich gerade von mir gern etwas vorlesen. Er wollte den Schillerschen „Wallenstein“ in allen drei Teilen wieder einmal hören, die ich ihm dann mit Eifer und viel Dramatik vorlas. Ich selbst hatte große Freude daran. Diese Wochen hielt ich mich wacker in Zucht und arbeitete, um alles Versäumte nachzuholen und dem Träumen und der Neigung zu Jugendstreichn und Dummheiten endgültig zu entsagen. Ich kehrte mit den Brüdern stiller, reifer, in mir geklärt vom Krankenlager des Vaters nach Dessau zurück. Bald empfingen wir dann auch die gute Nachricht, daß der Vater wieder aufgestanden und der Knochenbruch geheilt sei, wenngleich er noch eine Zeitlang am Stock gehen müsse. Ich dankte Gott für die glückliche Wendung und verharrte in meinem Vorsatz, mich mit ganzer Kraft aus dem Niedergang des ersten Halbjahres emporzuarbeiten. Daß der Unfall des Vaters so zu einem Wendepunkt meiner Entwicklung wurde, wie ein Donnerwort vom Jenseits mich von Irrwegen zurückschreckte, zu einer großen inneren Einkehr und Reinigung führte, habe ich still in mir erlebt und im Herzen verborgen gehalten. Ich habe es niemals irgendjemandem gebeichtet.

Neben diesen Erlebnissen, die mich zu erhöhtem Fleiß und gründlicher Erledigung der Schularbeiten anspornten, war es der Konfirmandenunterricht, den ich, wie Wilhelm einst, nunmehr auch bei dem tüchtigen und gebildeten Pfarrer Grape in Dessau genoß, der ernster und nachdenklicher stimmte. Ich hatte zu sehr darauf losgelebt und Gott einen lieben guten Mann sein lassen. Nun kehrten alle religiösen Stimmungen, die immer noch fest in mir wurzelnden Glaubenslehren, die einst ehrfürchtig gelernten Sprüche und Gesangbuchverse wieder ins Gedächtnis zurück, die ich als Kind gut gelernt hatte, und ich brauchte sie nur zu wiederholen, um im Unterricht als tüchtiger Schüler Anerkennung zu finden. Die Konfirmandenstunden einten Knaben aus allen Schulen, aber es kam kein Streit auf. Grape genoß

Autorität, und wenn mir auch von seinem Unterricht nichts auffallend Neues aufgestoßen und in Erinnerung geblieben ist, so weiß ich doch, daß ich alles mit großem Ernst in mich aufnahm und aus den Stunden gehobenen Geistes und voll Vertrauen auf göttliche Führung und Gottes Beistand heimkehrte.

Die Musik tat ein übriges dazu, mich andächtig und ehrfürchtig zu stimmen, wenngleich es mehr denn je die Opern in der wieder begonnenen Spielzeit waren, die mich anzogen. Ich habe in dem Winter den „Freischütz“ und die „Zauberflöte“ mit Begeisterung gehört. Beide kannte ich fast Ton für Ton aus den Klavierauszügen und vieles vom Gesang des Vaters. Meinen dramatischen Neigungen entsprach am meisten die Musik der Wolfsschlucht, die mich mächtig erregte. Mit größter Spannung folgte ich dem wunderschönen Gesang der Frau Nier-Bingenheimer als Agathe in den Liedern, die ich selbst noch immer zu singen pflegte. Ich hatte auch damals noch die ungebrochene hohe Sopranstimme, aber ihr Schmelz hatte im letzten Halbjahr gelitten. In der „Zauberflöte“ war vieles, was mich tief rührte, der Gesang „O Isis und Osiris“..., die Terzette der Damenstimmen, berückendeinfach und melodisch, aber schon mischte sich in diese jugendliche Ergriffenheit das eigentümliche Gefühl der Wehmut, das ich bei vieler Mozartmusik durchs ganze Leben gehabt habe, wie wenn eine Schönheit aus unerreichbarer Ferne als Abbild einer Unschuld, ein nie wiederkehrendes verlorenes Paradiesesglück mich anlächle: Rückblick auf verlorenes Kinderglück, das ich gerade damals in Erinnerung an die unerhört schönen Tage meines Lebens vor kaum einem halben Jahr erlebt hatte. Die Musik erschütterte mich.

Rührend war es, wie die alten Hitschholds meinen Sinn für Theater und Oper unterstützten. Kam ich zu ihnen zu einem Plauderstündchen am Nachmittag, so wußten sie schon, daß mich wieder eine Theatersehnsucht befallen hatte. Sprach ich davon, wie gern ich dieses oder jenes hören möchte, so rückte der alte Kantor schweigend die kleine Summe von 75 Pfg. heraus, damit ich mir die Karte kaufen könnte und lächelte freundlich, wenn er mein überströmendes Glück sah. Wilhelm war das nicht recht. Er tadelte mich bisweilen deswegen, und als ich gar in einem der Wintermonate von dem brennenden Wunsch erfüllt war, den „Tannhäuser“ zu hören, sagte er: „Was, den Venusberg und diese ganze aufreizende Musik willst Du hören, jetzt, wo Du in die Konfirmationsstunde gehst? Das schlag Dir nur aus dem Sinn...“ und betrübt wartete ich tatsächlich meine Zeit ab, bis die ernste

Vorbereitung für die Konfirmation vorbei war.

Im nächsten Jahre holte ich das nach und gelangte durch Anhören mehrerer Wagner-Aufführungen unter den überwältigenden Einfluß Wagnerscher Musik, die fortan meine Musikrichtung bestimmen sollte.

Das Weihnachtsfest brachte die üblichen Freuden im Vaterhaus. Ich war glücklich, den Eltern ein wesentlich gebessertes Schulzeugnis vorweisen zu können, war wieder mehrere Plätze „raufgekommen“ und genoß das traute Familienfest, und daß eine schlimme Krise glücklich überstanden war. Besonders verschönt wurden die Festtage durch Anwesenheit unseres lieben „großen Adolfs“, der sich zum ersten Male bei uns als wackerer Soldat einstellte. Er stand schon im zweiten Dienstjahr und diente bei einem Feldartillerie-Regiment in Fritzlar in Hessen. Sein Wachtmeister drängte ihn zu kapitulieren, wozu er sich aber nicht verstehen wollte. Er war kräftiger geworden, eine schöne männliche Erscheinung, und wir waren mächtig stolz, als sich viele Blicke ihm in seiner schmucken Uniform mit dem mächtigen Säbel an der Seite beim Kirchgang zuwandten. Wir machten des Abends viel Musik zu Hause und hatten bei einer Gelegenheit Stühle wie zu einem Konzert für die Zuhörer aufgebaut. Der Vetter hielt sich im Dunkel des nur von den Klavierkerzen beleuchteten Zimmers. Ich ulkte und rief: „Da sitzt noch ein stolzer Soldat bescheiden im Hintergrund des dritten Ranges! Nur vor mit ihm, der muß auf den ersten Rang!“ Er ließ sich gern meine kleinen Scherze gefallen.

Eines Abends war er mit den Eltern zu einem Vergnügnungsabend ausgegangen, an dem nur die Erwachsenen teilnahmen, als die Schwester plötzlich schreckensbleich in unser Schlafzimmer kam: die Haustür war offen, das Mädchen, das das Haus hüten sollte, hatte sich heimlich verdrückt und uns ahnungslos allein gelassen. Da ergriff ich den großen Säbel des Veters und schwang ihn: hier soll uns schon jemand kommen! Unterm Schutz dieser mächtigen Waffe war auch das Gemüt der leicht erregbaren Schwester Clara bald wieder beruhigt, und Einbrecher, Räuber, Mörder gab es ja nicht in unserem traulichen Oranienbaum, gegen die ich meinen Heldenmut hätte beweisen können.

Ich entsinne mich, daß in diesen schönen Wintertagen im Elternhaus in aller Herrgottsfrühe, wenn es noch dunkel und grau war, von einer unserm Haus schräg gegenüberliegenden Scheune aus dem Bodenfenster das freundliche Licht einer schon

sehr früh angezündeten Laterne gerade auf mein Bett fiel. Dann wachte ich beglückt auf, genoß den Lichtstrahl, der mich geweckt hatte, und nahm ihn als Symbol eines neuen warmen Lichts, das meine Seele fortan erleuchten sollte.

In den Wintermonaten machte ich durch anhaltenden Fleiß und erhöhte Aufmerksamkeit in der Schule weitere Fortschritte, so daß ich mit einem abermals gebesserten Zeugnis und wieder unter Aufrückung im Klassenplatz glatt in die Untersekunda versetzt wurde. Am Sonntag Palmarum, dem 23. März 1893, wurde ich von dem uns befreundeten Pfarrer Heinzelmann in der Städtischen Kirche Oranienbaums konfirmiert. Der Vater gab mir liebevoll gültige Worte mit auf den Weg, wies mich auf ernste Lebensführung und gewissenhafte Pflichterfüllung hin und schenkte mir alles Vertrauen, als ich ihm versprach, ein tüchtiger Mensch zu werden. In feierlicher Stimmung nahm ich schwarzgekleidet in Anwesenheit der ganzen Familie den mir bestimmten Spruch des Geistlichen entgegen: „Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“, fest entschlossen, meinen Lebensweg im christlichen Geiste mutig und unbeirrt zu gehen.

---

Die Osterfeiertage und Ferienwochen im Vaterhaus verlebte ich in beglückendem Frohsinn und mit neuerwachten Sinnen. Der Frühling war wieder mit all seinem Leuchten, dem neuen Grün, den ersten Blumen im Garten und den langsam zur Blüte reifenden Knospen an den Obstbäumen ins Land gezogen. Ich genoß das Leben in stiller, oft fast feierlicher Stimmung, immer wieder bewegt von den gültigen Worten des Vaters vor der Konfirmation und der Feier in der Kirche selbst, die alle guten und edlen Vorsätze im Herzen neu entzündet hatten. Wie nach einem großen Reinigungs- und Verjüngungsbad lag das Leben jetzt doppelt erneut durch das Lenzeswehen in der Natur in jungfrischen Farben von mir. Vieles hatte ich im vergangenen Jahre falsch gemacht: Gewissensnöte, Phantastereien, wirres Tasten nach gesteigertem Eigenwert, kindliche Illusion genialen Künstlertums in der Musik und dünkelfhaftes Sichabsondern, dann wieder um so tollereres übermütiges Treiben bei wachsender Gleichgültigkeit gegen Schulpflichten, Geringschätzung der Lehrer und des ganzen Unterrichts, dazu das wirre Sehnen und Wogen der Empfindungen von Kraftmeierei und Niedergeschla-

genheit: das alles war überwunden seit jener Wendung im Herbst, wo ein Wetterleuchten mir den dunklen Irrpfad meines Lebens aufdeckte. Nun war ich zur Selbstsicherheit, verstärktem Wollen und in gewissem Sinne zur Klarheit gelangt. Ich sah mich im Spiegel, sah meine Schatten und gewann im Rückblick auf die überwundenen Nöte des letzten Jahres einen verstärkten Eindruck von mir selbst, was ich war, was ich letztjährig gewesen war und was ich nun sein wollte. Ich war helläugig und hellhörig geworden für meine Umgebung, aber nicht, um diese zu bekritteln, sondern im Bemühen, mich mit fremden Augen zu sehen. Ich war feinfühlig geworden für die Blicke der mir Nahestehenden und sagte mir nun, daß mein Eindruck auf die anderen nicht immer der beste gewesen sein konnte. Nicht zu eitlen Wünschen und um Anerkennung trieb mich diese Rückschau, sondern zum ernstesten Vorsatz, was in mir lag zu fördern und vorwärtszubringen, den Eltern Freude zu machen, ihnen die Lasten der kostspieligen Ausbildung, unter der sie selbst Entbehrungen auf sich nahmen, nicht durch schmähliches Zurückgehen meiner Leistungen in der Schule oder gar ein Hockenbleiben in einer Klasse zu erhöhen. War das auch nicht überlegt, so doch bestimmt erfüllt, so daß ich zu neuer reiner Lebensfreude und zum Selbstvertrauen gelangte.

Es war mir nun klar geworden, daß das elende Durcheinander des Vorjahres, das Auf und Ab von Schwärmerei, Trübsinn und Übermut durch den einfachen natürlichen Vorgang des Wachstums angestiftet worden war. Aber ich machte es mir trotzdem mit dieser Erklärung nicht leicht und entschlug mich mit solcher Deutung nicht etwa des persönlichen Schuldbewußtseins. Nein, das lastete immer wieder schwer auf mir und konnte nur gemildert und entfernt werden durch die neuen kräftigen Entschlüsse, mich in Zukunft in feste Zucht zu nehmen und für mich selbst besser einzustehen. Ebensowenig verfiel ich darauf, die Schuld hierfür anderen aufzubürden, daß Eltern oder Lehrer, der ältere Bruder oder die reiferen Glieder unserer Pensionsgemeinschaft nicht helfend und erzieherisch eingegriffen hätten: nein, der Gedanke kam mir nicht, er tauchte erst später auf und dann vielleicht nicht einmal als eigener selbständiger Gedankenfund, denn ich neigte sehr dazu, immer auf eigenen Füßen zu stehen, den Boden, auf dem ich stand, als meinen kleinen Eigenbezirk zu hüten und halte es heute—als reifer Mensch—schließlich für fraglich, wie weit und wie überhaupt in solcher Entwicklungs-epoche fremde Vermittlung wirkt. Es müssen schon feine,



liebevolle Hände sein, um Heilung zu bieten. Zog ich das Fazit meines Daseins in jenen Ostertagen, so fühlte ich, durch ein Feuer gegangen zu sein, ohne wirklichen Schaden genommen zu haben, und daß ich nun auch gelernt hatte, die Gefahr zu sehen, gab die Erkenntnis sie zu meiden. Ich war meiner selbst gewiß und dadurch froh geworden. Ich wußte auch, daß ich länger als die kleinen Altersgenossen der „reine Tor“ gewesen war. Gelächter und Spott der Kameraden, die ich mir in meiner Harmlosigkeit oft zugezogen hatte, waren empfindliche Stachel gewesen mich zu erhellen. Nun lag alles wie ein wirrer Traum hinter mir. Ich war klarer und damit freier geworden. Was ich nicht gewußt hatte, offenbarte mir das Meyersche Konversationslexikon in der Bücherei des Vaters. Was ich erfuhr, stimmte mich nur in gewissem Sinne ehrfürchtig vor dem Leben und hielt mich nicht unter dem Druck gieriger Neugier nach weiterer Erfahrung und „Aufklärung“.

So unzulänglich das Wissen war, im ganzen hatte es mir geholfen, mich selbst zu finden, mir Halt zu geben, Ängste und Zweifel zu lösen und Herr meiner selbst zu werden. „Wie ich froh bin, daß ich frei ward—“, so jauchzte es in mir wie im jungen Siegfried in diesen Lenzestagen, frei aber zur bewußten Lenkung durch mich selbst, zu gesundem Weiterschreiten, froh zu erfüllenden Pflichten, gründlichem Fleiß und Ausbildung meiner musikalischen Anlage—ohne Einbildung—in stiller Bescheidenheit und unter göttlichem Beistand der ganze reine feste Kerl zu werden, wozu ich in sonnigen Tagen frischen Jugendmuts in jener Osterzeit mich berufen fühlte.

So begann ich das Schuljahr in der Untersekunda als ein neuer junger Mensch mit wachen Sinnen. Frohgemut und doch erfüllt von ernstem Streben trug ich nun mit dem in dieser Klasse sich vollziehenden Eintritt ins Jünglingsalter zum ersten Male die langen Hosen und wurde „Sie“ genannt. Die neue Schülermütze war aus blauem Samt mit silberner Litze. Das neue Schuljahr sollte mit der Erreichung der Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst eine gewisse Abrundung des Wissens auf allen Gebieten unserer Schulbildung zustandebringen. Entsprechend hoch waren die Anforderungen, die der Unterricht stellte, und entsprechend streng und gewissenhaft besonders der neue Ordinarius der Klasse, Prof. Ballin, ein kleiner Herr mit grauem Spitzbart, voll erheblicher Energie und unangreifbarer Autorität, bei dem es mit Eifer zu schufteln galt, um anerkannt zu werden, der uns auch in gutem Vortrag förderliche Einblicke

in das römische Leben des Altertums gab, damit wir der nun erheblich schwierigeren Lektüre im Lateinischen, den Reden Ciceros gegen Catilina und nachher dem Livius, Sallust und anderen folgen konnten. Geheimnisse der Rhetorik, des künstlerischen Stilaufbaus eindrucksvoller Reden, des logischen Ineinanderkettens der Gedanken in einfach klaren Sätzen: der ganze Silberglanz meisterlicher lateinischer Beredsamkeit fing an, uns unter seiner Belehrung aufzugehen. Das waren harte Nüsse für einen Menschen meiner schweifenden Phantastik, die aber halfen, den Sinn für Form und Schönheit der Sprache zu entwickeln. Ballin war wohlwollend, doch sehr exakt, und präzise mußte man bei ihm denken und sich auszudrücken lernen. Unnachsichtig gegen Fehler war er doch nicht immer frei von Bevorzugung. Wenn er z.B. eine Stilregel, die neu aufgestellt wurde, künftig als „lex Feld“ bezeichnete, nachdem er sie dem wirklich nicht sehr begabten Mitschüler Feld, dem Sohne eines in Dessau aktiven Infanterie-Hauptmanns in den Mund gelegt hatte, so rief das bei uns in der Klasse ein leises Lächeln hervor, und auch sonst konnte man bemerken, daß die Söhne der oberen Schicht bei ihm in Gunst standen. Ich hatte jedoch nichts bei ihm auszusetzen und kam im ganzen bei gehörigem Fleiß gut voran.

Ein anderer neuer Lehrer der Untersekunda war Prof. Wäschke, ein waschechter Anhalter, aus Paschleben bei Köthen stammend, humorvoll, aber sprunghaft und launisch, der sich leicht im Unterricht ins Erzählen von Schnurren und Anekdoten verirrt und uns zu erheitern wußte, aber seinen Unterricht bisweilen doch etwas geistesabwesend führte. Er war unberechenbar und nicht ein Typ der Gewalthaber, die ihre Autorität durch Furcht und Schrecken bei dem Zögling zu sichern suchten, wie es vielfach Stil des Gymnasiums unter der Fuchtel von Direktor Krüger war, aber doch auch nicht unbedingt uns froh und heiter stimmend. Vielleicht litt er selbst sehr unter dem Fluch der ihn langweilenden Arbeit am vorgeschriebenen Pensum der Klasse im Griechischen und Deutschen, so daß uns seine eigentliche humorvolle Ader nicht aufging. Bald nachdem ich die Schule verlassen hatte, hat er sich nämlich durch zum Teil künstlerisch gelungene Anhaltische Dorfgeschichten aus seiner engsten Heimat im Dorfe Paschleben im anhaltischen Dialekt als der Schriftsteller und Verarbeiter der Köthen'schen breitbehaglichen Mundart einen Namen gemacht, und ich habe Jahrzehnte später in meinem Kreise diese sehr ursprünglichen naiven, oft derb-komischen Dorfgeschichten mit besonderem Vergnügen

zum Vortrag gebracht.

Im Griechischen fingen wir an, Homers Odyssee zu lesen. Das war eine Lektüre ganz nach meinem Sinn. Die alte Knabenbegeisterung für die klassische griechische Sagenwelt wachte wieder auf, und ich stürzte mich mit Eifer auf die schönen Hexameter und die neue Dichtersprache, die wir bei Homer kennenlernten. Der Übergang dazu war aber nicht leicht. Papa Wäschke, wie wir ihn nannten, ein großer Mann mit einem etwas gelben Strohgesicht, goldener Brille und kahlem Kopf, wußte das auch, daß wir uns erst in die Sprache Homers mit den vielen neuen Wörtern, die sie brachte, hineinfinden mußten. Er ließ deshalb nicht gleich die Schüler selbst eine Anzahl von Versen, die durchzunehmen waren, zuhaus präparieren, sondern verfuhr so, daß wir zuerst unter seiner Leitung den Hexameter in richtiger Betonung lesen lernten und dem einzelnen, den er vornahm, sagte er dann für die nachfolgend zu versuchende Verdeutschung beim Vorlesen des griechischen Textes gleich die Deutung der noch unbekanntenen neuen Wörter.

Eines Tages kam ich an die Reihe, solch ein Stück von 10 bis 20 Versen zu lesen, und er sagte mir den Sinn der Vokabeln, die ich nicht kannte und nach denen ich fragen mußte. Ich tat das, und es war eine hübsche Zahl von ca. 20 neuen unbekanntenen Wörtern, die er mir auf deutsch an Hand gab. Als ich nun die ganzen Verse übersetzen sollte, geriet ich bald ins Stocken, ich mußte ein paarmal erneut fragen—schließlich riß ihm die Geduld, was leicht bei ihm eintrat, er wurde heftig...—wer in aller Welt kann, wenn er schon Mühe mit der bloßen Betonung des Versmaßes hat, auch gleich 20 neue Wörter hintereinander behalten?...—er schoß auf mich zu und schnauzte mich an. „Passen Sie besser auf, Sie haben nicht aufgepaßt...!“ Da sprang ich ihm jähzornig und wild gemacht durch den ungerechten Vorwurf einfach entgegen und brüllte ihn ebenso kräftig an: „Jawohl habe ich aufgepaßt!“—Er fuhr ganz betroffen zurück, starrte mich eine Weile an, wie ich da als Kampfhahn gegen ihn angesprungen war und fing dann endlich an über das Bild laut zu lachen und sagte: „So'n kleiner Kerl! mich großen Mann so anzuschauzen! Sie sind mir ja ein ganz toller Bursche.“ Aber nun lachte ich auch, und wir waren und blieben gute Freunde bis zum Schluß des Schuljahres.

Sein deutscher Unterricht war in gewissem Sinne anregend. Er ließ uns Dramen lesen, z.B. Kleists „Hermannsschlacht“, Schiller und anderes und verstand es, auch die Schönheit der

Werke zu explizieren. In der Untersekunda begannen die wöchentlichen Vorträge, die immer je zwei oder drei Schüler für etwa 15-20 Minuten über ein selbstgewähltes Thema vor der Klasse zu halten hatten. Ich meldete mich bei Wäschke mit einem Vortrag über „Beethovens Leben und Werke“ an, aber das mißfiel ihm sehr. „Haben Sie schon alle Beethoven'schen Sinfonien mit Orchester gehört?“—„Nein, nur wenige“.—„Das genügt nicht!“ Ich sagte ihm, daß ich aber vieles auf dem Klavier gespielt hätte, Sonaten usw. Doch er blieb hartnäckig. „Nehmen Sie lieber etwas Selbsterlebtes“... und ich wählte mir als Thema eine Schilderung des Oranienbaumer Schloßgartens in poetischer Form. Ich begeisterte mich an der Orangerie, den Bauten und Anlagen des Parks, ließ die Orangenbäume blühen und duften und erlebte Sonnenschein, Regen und Gewitter und einen Regenbogen mit nachfolgendem Abendrot, das durch die Wipfel der hohen alten Bäume glühte, ließ die Vöglein singen und meine musikalischen Saiten klingen. Ich wurde gelobt, als ich vor der Klasse und Wäschke stehend den Vortrag ohne zu stocken zu Ende gebracht hatte.

Aber einmal spielte mir meine poetische Ader nach vielem anhaltendem Lesen von Dramen in Jamben einen neckischen Streich. Wir sollten bei Wäschke einen Klassen-aufsatz über das Thema „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“ verfassen. Ich legte los, geriet in meiner blühenden Phantasie über die ganze Erdkugel, durchzog Wüsten, üppige Palmenwälder der Tropen, die eisigen Gefilde der Arktis, kämpfte mit Tigern und Eisbären, ließ Wilde zum Angriff erscheinen und was dergleichen Abenteuer mehr sind. Als die Aufsätze zurückgegeben wurden und ich schon in Angst und Bangen saß, weil ich den meinen und seine Zensur nicht erhielt, las Wäschke der Klasse meinen ganzen Aufsatz vor, nachdem er gesagt hatte: „Und jetzt kommt einer, der hat versucht, den Aufsatz in Versen zu schreiben, sie sind ihm aber oft vorbei gelungen.“ Es war alles in Jamben geschrieben, unterbrochen von gelegentlichen Hexametern, immer in eine bestimmte Rhythmik gepreßt, die mir vorschwebte, mit gewagten Wortbildungen und schief klingenden Bildern ausgeputzt und erregte natürlich, da die komischen Seiten der Sache von Wäschke schonunglos auch noch betont wurden, die größte Heiterkeit der Klasse. Ich saß als begossener Pudel dabei und wurde hochrot. Wäschke hatte aber wenigstens den Takt, meinen Namen nicht zu nennen, so daß die Mitschüler nicht sogleich

erfuhren, wer der Dichterling gewesen war, wenn es nachher auch langsam durchsickerte. Trotzdem bekam ich keine schlechte Zensur, fand aber meinen ganzen Aufsatz mit Längsstrichen und kleinen Bogen der Versmaße und Bemerkungen, wo ich unbekümmert das Versmaß gewechselt hatte, von roter Tinte übersät und mußte schließlich selbst über diesen kindischen Versuch, wie er mir freilich fast unbewußt aus der Feder geflossen war, lachen.

In der Mathematik hatten wir leider denselben Herrn Weyhe zum Lehrer wie in der Vorklasse. Mein Interesse wurde nicht größer. Ich zog mir häufige Tadel zu. Weyhe sagte mir einmal, er müsse alles immer mit dem Pumpstock in mich hineinstoßen, und doch war es merkwürdig und zeigt, daß ich bei einem guten mich verstehenden Lehrer zum richtigen Verständnis dieses mir nicht liegenden Fachs hätte gelenkt werden können, denn es geschah, daß ich als einziger der Klasse—wir waren immer noch gegen 40 Jungen—eine schwierige Aufgabe richtig gelöst hatte. Aber da hieß es wieder in grenzenlos verfehlter Pädagogik: „Die Oranienbaumer blinde Hemme hat auch einmal ein Korn gefunden!“—

Bei unserm Turnlehrer Dr. Thölde, dem fröhlichen Sachsen, hatten wir in der Untersekunda im ersten Halbjahr Chemie und im zweiten Physik. In der Chemie wurden nur die allereinfachsten Grundbegriffe angedeutet. Wir sahen die Elektrolyse des Wassers, durften auch einmal an einer Flasche mit Chlor riechen, wozu Thölde sagte: „Da missen Sie gämisch riechen lernen, sonst genn'n Sie sich ne Verjiftung zuziehen.“ Es war alles eine halbe Spielerei, und doch reizte gerade diese unbedeutende erste Belehrung über Chemie in auffallendem Maße meine Neugierde. Mich fesselten die mir bis dahin völlig fremden Dinge, und ich bekam plötzlich eine „2“ in diesem Fach in der Herbstzensur. Leider wurde der Unterricht nicht fortgesetzt. Was Thölde in der Physik vortrug, war nicht annähernd so spannend für mich, und mein Interesse erlahmte. Ich habe es auch in den weiteren Klassen immer bedauert, daß wir in der Chemie nicht weiter gebildet wurden.

Französisch hatten wir bei einem Oberlehrer Menze, einem Bruder (oder Vetter?) des seinerzeit in Oranienbaum verstorbenen Kantors Menze, dessen Tod mich kleinen Jungen so ergriffen hatte. Menze war ein kleiner gewichtiger Mann, der sich in großmächtigen Sprüchen erging wie: „...wenn der Kaiser von Marokko käme...“, aber uns ganz tüchtig ranzunehmen

wußte. Wir haben bei ihm gute Fortschritte gemacht. Zum Unterschied von andern Lehrern zeigte er bisweilen eine Abneigung gegen die Söhne der „besseren“ Stände und stieß sich an den Formen und dem Auftreten eines gewissen Herrentums, wie es sich in dieser Klasse schon manchmal zeigte. So hatte besonders ein neuer Schüler einmal unter seinen bissigen und kränkenden Bemerkungen zu leiden, der zu uns in die Untersekunda als eine besonders vornehm und edel wirkende Erscheinung hinzugekommen war: Werner Deetjen.

Deetjen stammte aus dem Osten, wo sein Vater Gutsherr gewesen und früh verstorben war, seine Mutter war eine geborene Delbrück und nahe Verwandte des Staatsministers gleichen Namens, er selbst schlank, hoch gewachsen, mit schönen mandelförmigen Augen, ein junger Kavalier, in dessen Wesen eine ausgesprochene, ihn das ganze Leben über auszeichnende Vornehmheit lag. Er ist später bekannt geworden als hervorragender Literat, Direktor der Landesbibliothek in Weimar, Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs und Präsident der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Stellungen, die er in Weimar gegen 25 Jahre bis zu seinem bedauerlich frühen Tode im Jahre 1940 bekleidete, und hat sich durch zahlreiche Veröffentlichungen über die klassische Weimarzeit und häufige Vortragsreisen in vielen Städten Deutschlands einen Namen gemacht. In seltsamer Verflechtung hat mich das Schicksal zu diesem bedeutenden Menschen später in ein Freundschaftsverhältnis, das für das ganze Leben anhielt, treten lassen. Der Grund hierzu wurde in eben dieser Untersekunda gelegt, wo er bald durch seine großen literarischen Kenntnisse und Neigungen mit meinem alten Freund Emil Tölpe und dann auch mit mir in Beziehung kam. Er, Tölpe, Franz Herz und ich bildeten bald eine poetisch angehauchte kleine Gruppe. Wir gingen zusammen spazieren und begeisterten uns an hohen Dichterwerken. Trotzdem war die Berührung zwischen mir und Deetjen in diesem einen Jahr unserer gemeinsamen Schulbank relativ flüchtig und sollte erst später eine Neubelebung und Vertiefung erfahren, als unser Lebensweg uns wieder zusammenführte.

Mein Geburtstag fiel in diesem Jahr (1893) auf einen Sonntag. Wir feierten ihn wunderschön zusammen im Vaterhaus, in das wir deswegen schon so kurz nach den Osterferien für das Wochenende heimkehrten. Leider fanden wir die liebe Mutter zum ersten Male krank im Bett liegend mit einer Blinddarmreizung, die ihr nachmals oft zugesetzt hat, und an der auch

Adolf schon in der Vorbereitungszeit auf das Gymnasium bisweilen litt. Ich war sehr betrübt darüber, die gute Mutter leiden zu sehen, aber es war nicht schlimm, und sie war in heiterer Laune, wenn ich an ihr Bett trat. Ich bekam zu meiner größten Freude u.a. eine Silbermünze geschenkt für den Besuch einer „Lohengrin“-Aufführung, von der ich gefabelt hatte, und die in den letzten Tagen der immer mit Herzog Friedrichs Geburtstag am 29. April schließenden Winterspielzeit des Hoftheaters stattfinden sollte. Die Eltern hatten den „Lohengrin“ gehört und teilten meine unbändige Vorfreude. Die Mutter erzählte mir schon von dem tiefen Eindruck, den das Vorspiel auf sie gemacht habe. Wiewohl ich einzelnes aus der Oper kannte und der Vater das eine oder andere liedartige Stück in seiner Notenbibliothek besaß, fehlte doch der Klavierauszug, wie überhaupt die Wagnerischen Klavierauszüge damals noch als hochmoderne Raritäten in Privathäusern kaum anzutreffen waren. Das Textbuch hatte ich gelesen und erwartete mit ungeheurer Spannung den Tag der Aufführung. Sie wurde zu einem bedeutsamen und mich tief beeinflussenden Erlebnis.

Wie die Klänge des Vorspiels, unter denen nachher der Schwanenritter erscheint, die süßen viergeteilten Soloigentöne, die himmelhohen zarten Flageolettklänge durch den Raum hauchten, ergriff mich die Zaubergewalt der Musik und erfüllte das Herz mit unendlicher Sehnsucht und einem seligen Schweben und Weben im reinen Äther der Schönheit. Zum ersten Mal ging mir die ganze unbeschreibliche Süße hoher Geigentöne auf, und ich wurde von dem langsam immer voller, sinnberückender anschwellenden Gesang der Instrumente, den mählich aus lichtblauen Höhen sich zur grünen Erde senkenden tief in Sepia getauchten Farbtönen des Orchesters überwältigt. Das Vorspiel gab mir in nuce fast schon den ganzen musikalischen Gehalt der Oper und entrückte mich in eine wundersame Traumwelt. Die Romantik des Werks spann mich in ihren Zauber ein. Mir dämmerte das große Vorhaben Wagners, ein Drama in Musik und nur in Musik zu gestalten, das störende Dazwischensprechen der alten Oper zu vermeiden und durch die Musik und die wiederkehrenden Melodien und Themen dem Werk eine große einheitliche Wirkung zu verleihen, eine gewissermaßen erlebte Sinfonie daraus zu gestalten. Vom ersten bis zum letzten Ton der Oper war ich wie gebannt durch dieses musikalische Miterleben der Vorgänge und erschüttert vom Abschiedsweh des scheidenden Ritters und dem Hinsinken Elsas. Was dem Sänger

des „Lohengrin“ für mein verwöhntes Ohr an Stimmgewalt gebracht, verschwand in der Ritterlichkeit der von Silber umflossenen Gestalt. Elsa, wieder von der Nier-Bingenheimer gesungen, war herrlich, ebenso die Ortrud. Telramund, von einem Kammer Sänger Krebs mit wohlklingender aber hohler Baritonstimme gesungen, war textlich unverständlich.

Völlig aufgelöst und hingerissen kehrte ich als Wagnerjünger nach Haus zurück und verbrachte die Nacht, wie nachher oft nach solchem mich umwerfenden Musikerlebnis, im Zustande der Betäubung, dem erst nach und nach das deutliche musikalische Nacherleben aller gehörten und mit voller Intensität aufgenommenen Musik folgte. Unausgesetzt klang, sang und sumgte es mir in den Ohren, bis ich mir den Klavierauszug aus einer Buchhandlung lieh und nun alles gründlich nachstudierte und immer wieder spielte und sang, bis es mir vollends zu eigen wurde.

Es war gut, daß nach diesem ungeheuren Eindruck infolge des Endes der Opernspielzeit nicht sofort neue Wagner-Opern auf mich einstürzten. Ich gewann Zeit, das Gehörte zu verdauen und allmählich schrittweise in diese Kunst einzudringen.

Der Frühsommer kam mit wunderbar klar-blauen und sonnigen Tagen. Schon im Mai setzte die Badesaison ein, und wir schwammen wieder mit Eifer regelmäßig in der lieblichen Mulde. Musikalisch entwickelte ich mich aber in dieser Zeit auch in anderer als Wagnerscher Richtung weiter. Adolf hatte in seinem Unterricht bei dem herzoglichen Kammermusik er erhebliche Fortschritte gemacht. Ich kaufte uns Beethovens Violinkonzert, das ich durchaus kennenlernen mußte, wenn gleich es kindliche Vermessenheit und eine starke Zumutung von mir war, von dem kleinen Bruder zu meinem Klavierspiel den Violinpart zu verlangen. Immerhin lernten wir trotz der Unmöglichkeit, die virtuos en Schwierigkeiten der Solovioline zu überwinden, das Werk in seiner Schönheit kennen und genossen seinen musikalischen Gehalt. Mit Franz Herz, der bei dem gleichen Lehrer Geigenunterricht genoß, konnte Adolf kleine Geigenduos üben, bei denen ich dann im Schlafzimmer als ihr Dirigent fungierte und den Taktstock schwang, sie zusammenzuhalten.

Nach einem schönen bildungsreichen Vorsommer ging es dann in die Hundsferien nach Oranienbaum. Viel lustige Arbeit brachte erneut die Weinkelerei. Der Vater hatte seinen Betrieb erweitert und kelterte jetzt auch einen Johannisbeer-Schaum-



wein. Mit dem Lehrer Knabe, der sich finanziell als Teilhaber an dem Unternehmen beteiligte, war die nötige Apparatur angeschafft worden. Sauerstoffflaschen von wuchtiger Dicke und Gestalt wurden angeschlossen und schon das versuchsweise herausgebrachte Erzeugnis war vortrefflich ausgefallen. Daß als Sommergetränk für den sich immer mehr zu einem besonders heißen Sommer entwickelnden Juli nebenher auch Selterswasser produziert wurde, ergab sich von selbst. Aber wir Jungen verachteten auch nicht das schöne leichte Braunbier, das für diese heißen Wochen das willkommene und beliebte Hausgetränk war. Hierfür wurde ein dick eingebrauter dunkelbrauner Stoff, der in Fässern auf der Straße verkauft wurde, mit Wasser verdünnt und auf Flaschen gezogen. Er gäerte ein paar Tage und gab dann ein sehr erfrischendes mächtig schäumendes leichtes Getränk, das den Durst stillte und auch zum kalten Abendbrot vortrefflich mundete.

Emil Tölpe, der gelegentlich in den Ferien bei uns in Oranienbaum gewesen war, wurde wieder für mehrere Tage in Coswig aufgesucht. Ich war mit den drei Geschwistern nun schon intim befreundet und wir hatten viel voneinander. Ich spielte ihnen große Teile des „Lohengrin“ aus meinem neuen Schatz von Wissen und Fähigkeiten vor und führte sie tief in das Werk ein, woran sie viel Gefallen fanden. Ich gab ihnen zu ihrem mehr der Dichtung zugewandten Verständnis Einblick in die Musik und vertiefte damit wiederum die Gesamteinsicht in das Drama.

Wie immer verflogen die schönen Sommerferien nur allzu rasch. Ich hatte nicht unterlassen, mich auch für die Schule in den einzelnen Fächern weiterzubilden. Dazwischen lag die Garten- und Weinkelterarbeit, und es wurde herumspaziert. Ausflüge und Schwimmen wechselten ab. Ich spielte natürlich auch daheim den „Lohengrin“, und der Vater sang dazu zu meiner großen Freude noch manche Teile, die ich früher nie von ihm gehört hatte. Die Mutter war wieder ganz gesund, und Schwester Clara half ihr im Haushalt.

Wir sprachen im Elternhaus viel von unserer Zukunft. Die Kinderschuhe waren ja nun abgelegt, und was weiter aus uns werden sollte, wurde zum Problem. Wilhelm hatte bereits seit mehr als einem Jahr von der Obersekunda ab angefangen, an dem fakultativen Unterricht im Hebräischen teilzunehmen und sich zum künftigen Pfarrerberuf vorzubereiten. Ich war und blieb schwankend, wenn der Vater darauf zu sprechen kam, daß er gerade mich gern die Kanzel besteigen sehen möchte, und

oft schien ihm selbst mein künftiger Musikerberuf durch meine immer klarer sich entfaltende Musikanlage vorgezeichnet zu sein. Er drängte mich aber niemals und glaubte wohl auch, meine musikalischen Neigungen würden sich mit der Zeit, wenn der Ernst des Lebens mich noch mehr packte, eindämmen lassen. Wir kehrten nach Dessau zurück, und die Schule begann uns wieder in der üblichen Weise einzuspannen.

Schon früher hätte ich erwähnen sollen, daß sich unser Kreis in der Pension geändert hatte: Max Döring war seit Ostern nach erlangtem Einjährigem als 17-18jähriger etwas verspäteter Zögling ausgeschieden und hatte seine Laufbahn als künftiger Landwirt in einer Lehrstelle als Adjunkt — oder wie man das nannte — auf einem Landgut im Osten angetreten. Er war mehr für einen Beruf in freier Luft als für das Hocken hinter Büchern bestimmt. An seiner Stelle sahen wir häufiger den von mir noch nicht erwähnten älteren Sohn der Dörings als Gast bei seinen Eltern, der — worauf die Seltenheit seines Besuchs schließen läßt — Referendar an einem nicht anhaltischen Gericht geworden war und die Justizkarriere verfolgte. Er war sehr viel kleiner als sein jüngerer Bruder, ein schwächling schmalgesichtiger Mensch mit vielen Schmissen am Kinn, die er sich als Corpsstudent geholt hatte, und einem Kneifer auf der Nase. Er war unsern Knabenscherzen nicht unzugänglich, blieb uns aber fremd. Seine Mutter, die Frau Amtsanwalt, war riesig stolz auf diesen angehenden tüchtigen Juristen. Karl Stockfleth hatte uns verlassen. Wir waren gute Freunde gewesen und das Scheiden war uns schwer gefallen. Er hatte das Einjährige mit Mühe erreicht und wurde dann wie sein Vater Kaufmann in Hamburg. Ein neuer kleiner blasser Quintaner aus Jeßnitz war zu uns gestoßen, noch ein Kind, mit dem wir Großen, zu denen ich nun auch gehörte, uns nicht viel abgaben. Aber die andern waren alle da im Verein: Wedlich und der zweite tüchtige Supernumerar Otto Döring, die beiden Herz-Jungens, Otto Landgraf und Otto Werneburg, zu denen wir drei Vogts uns gesellten. Die Pensionsmutter hatte ein liebes sehr hübsches gebildetes Mädchen aus dem Harz, wo Dörings immer in Wildemann ihre Ferien verbrachten, als Stütze der Hausfrau mitgebracht, die mit ihrer gesunden braunen Gesichtsfarbe und ihren freundlichschönen Augen zum ersten Mal als ein junges weiblich anziehendes Wesen in unserer kleinen Genossenschaft wirkte. Ich bewunderte sie heimlich, und daß sie es gemerkt hatte, bewies sie mir dadurch, daß sie mir einmal heimlich einen Kuß auf die Wangen drückte.

An den Dienstmädchen der Pension war ich bis dahin immer achtlos vorübergegangen. Sie sind vielleicht auch nicht ohne Absicht durch die Bank sehr reizlose Persönchen gewesen.

Die Schule begann im August inmitten zunehmender Sommerhitze. Waren schon die vorhergegangenen Monate auffallend warm gewesen, so entwickelte sich jetzt eine ungewöhnlich heftige Hitze, wie ich sie nie vorher noch nachher in Deutschland erlebt habe. Die Flüsse fingen an zu versiegen, Teiche trockneten aus, aus Sümpfen stiegen Dünste auf, die Wiesen und Felder verdorrten, und Mensch und Vieh litten Qualen unter den unbarmherzigen Strahlen der Sonne. Elbe und Mulde zeigten uns immer mehr trockene Sandbänke. Wo sonst das Wasser darübergeströmt war, wuchs Gras. In Hamburg brach die Cholera aus und erheischte eine täglich größer werdende Anzahl von Opfern. Die Angst vor der Ausbreitung der Seuche ergriff auch unser Dessau. Das Wasser in den Reservoirs wurde knapp, große Wasserfässer wurden durch die Straßen gefahren, und man versorgte die Einwohnerschaft mit frischem und ich glaube, aus Besorgnis vor Ansteckung, die den Stadtvätern in die Glieder gefahren war, desinfiziertem Wasser.

Die Erwachsenen stöhnten unter dem Druck der ungewohnten Temperatur, aber wir Jungen waren fröhlich und ausgelassen und genossen diese heißen Wochen mit ungeheurer Freude, denn was gibt es für die in den Schulzwang eingepferchten Jungen Herrlicheres als Hitzeferien, die wir nun alltäglich hatten. Schon der Vormittagsunterricht, der um sieben Uhr begann, hörte früher als gewöhnlich, nämlich um zehn Uhr auf. Dann ging es im Fluge in die Schwimmanstalt, und wie haben wir uns da im ungewöhnlich warmen Flußwasser herumgetummelt und die Freuden kräftiger Bewegung mit nacktem Körper bei der herrschenden Sommerglut genossen! Wir kamen erst kurz vor ein Uhr zum Mittagbrot nach Haus und wußten schon, daß der Nachmittagsunterricht wieder ausfallen würde, denn bisweilen war es schon am Vormittag angesagt oder, wenn der Morgen sich einmal etwas kühler anließ, kamen wir umsonst um zwei Uhr zum Gymnasium, um zu unserm Jubel am verschlossenen Tor die Anzeige des Direktors zu lesen, daß die Stunden wieder mal wegen der Hitze ausfallen würden. Dann ging es im Trab abermals zum Schwimmen. Es wurde ins Wasser gesprungen, Kopfsprung geübt, auf dem Flußufer in den Büschen Unfug getrieben und die ganze Jugendlust ausgetobt, bis die Sonne sank. In diesen Wochen wurden wir braun wie die Indianer, gewandt

und geschmeidig die Glieder, aber das Leben im Freien und unter der heißen Sonne strengte auch an und machte uns müde. Dann gingen wir zur Abwechslung mal wieder in den kühleren Nachmittagsstunden spazieren. Mit Emil Tölpe und Franz Herz unter gelegentlicher Teilnahme von Werner Deetjen wurde Literatur gequatscht, während Bruder Wilhelm und Paul Herz schon oft ernsthaft Philosophie trieben, Kant oder Hegel in Reclam-Ausgaben bei sich führten, sich unterwegs daraus vorlasen und als „Peripatetiker“ alten Stils sich beim Wandern in tiefsinnigen Gesprächen ergingen. Oft konnte ich meiner Lust an kräftiger Ausarbeitung des Körpers nicht widerstehen, und dann wanderten mein Busenfreund Otto Landgraf und ich, besonders an Sonntagen, wenn die Badeanstalt geschlossen war, durch den Tiergarten und suchten uns verschwiegene Weiher aus, die oft sehr romantisch und mit tiefem Wasser nahe von herrlichen Laubwaldungen lagen, stürzten uns splitternackt in die kühlen Fluten und schwammen und tauchten darin nach Herzenslust herum, belustigten uns nach Jugendart an Späßen bespritzten und tauchten uns gegenseitig und genossen Wasser, Luft und die prickelnd heißen Sonnenstrahlen auf unseren Leibern. Wir mußten aber immer die Augen und Ohren höllisch offen halten, wegen verbotenen Badens nicht vom Waldaufseher sog. „Buschkleppern“, geklappt oder von unberufenen Blicken Vorübergehender erspäht zu werden. Es waren unerhört schöne köstliche Wochen für unseren Jungenübermut, der bei mir wieder in alter Weise und mit ungebrochener Kraft in knabenhafter Ausgelassenheit ausbrach.

Die Angst vor der Cholera nahm langsam ab. Zu uns nach Dessau war sie nicht gedungen, und wenn auch immer noch Nachrichten davon aus Hamburg kamen, so schreckten sie nicht mehr. Ricarda Huch hat diese Zeit und die Cholera in Hamburg anschaulich und beweglich in ihrem Erstlingsroman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ geschildert.

Die langanhaltende gleichmäßige Sonnenglut ließ auf den Weinbergen Deutschlands an Rhein und Mosel einen kostbaren Wein reifen, den berühmten 1893er, den ich ein Jahrzehnt später noch als ein wundersames Edelgewächs in Erinnerung an dieses letzte neue Aufblühen meiner seligen Jugendfröhlichkeit in andächtiger Stimmung genossen habe.

Aber auch diese seligen Wochen wurden vom Strom der Zeit fortgetragen, fast haben wir uns schon daran gewöhnt, keine Nachmittagsstunden mehr zu haben. Da entschloß sich die An-

haltische Regierung zu einem Generalerlaß, daß bis auf weiteres des ungewöhnlichen Klimas wegen des Nachmittags an allen Schulen kein Unterricht mehr sein solle. Das hätte sie nicht tun sollen, sie reizte den eingeschlafenen Jupiter Pluvius, denn ausgerechnet von dem Tage ab, an dem der Regierungserlaß im Anhaltischen Staatsanzeiger erschien, schlug die Witterung um, der langentbehrte Regen kam, kühlere Winde setzten ein, bald begann der Herbst, und die ganze schöne Freiheit vom geregelten Schulzwang war dahin.

In den Herbstferien zuhaus teilte uns der Vater mit, daß seine langjährigen Bemühungen, in eine Stadt mit Gymnasium versetzt zu werden, endlich zum Ziele führen würden. Er habe von der obersten Schulbehörde Zusicherungen erhalten, zur Leitung zweier Schulen in Bernburg a.S. vom Beginn des nächsten Schuljahres, also von Ostern 1894 ab, berufen zu werden. Die endgültige Ernennung würde wohl demnächst erfolgen. Daß hierdurch der sehnlichste Wunsch des Vaters, der die drückende Last der Pensionskosten seiner drei Jungen nicht länger tragen konnte, in Erfüllung ging, wir Jungen aber die Aussicht hatten, bald wieder mit den Eltern und Schwester Clara in trauter Familiengemeinschaft wie in unserer Kindheit zusammenleben zu können, mußte uns in freudige Stimmung versetzen. Die materiellen Vorteile zur Erleichterung der Haushaltskosten wie auch die Möglichkeit, das Liebesband mit der Eltern in unserm jetzt erreichten reiferen Alter wieder recht fest zu knüpfen und im Zusammenleben Förderung und Lenkung durch die Hand der Eltern zu genießen, wurden von uns voll gewürdigt, wengleich uns der bevorstehende Abschied vom lieben alten Vaterhaus, dem Garten und all den Stätten unserer holden Kindertage schwer auf die Seele fiel. Alle Bilder der Kindheit, der Garten, die Obsternte, das Geflügel und alle heimlichen Winkel des Hauses, die Freunde und Bekannten des Städtchens, die Freunde des Dessauer Gymnasiums und der Pension verlassen zu müssen, würde weh tun, aber doch waren die Vorfreude auf neue große Erlebnisse, einen Umschwung in allen Verhältnissen, auch auf eine neue Stadt in mehr gebirgiger Lage, nahe dem Harz, den ich Fünfzehnjähriger noch nie erschaut hatte, wieder verlockend, und bei meiner frohgemuten vorwärts und dem Leben zudrängenden Art hielt ich mich nicht lange bei schmerzlichen Gefühlen auf. Die Freude auf das Neue, das Kommende war größer als empfindsame Rückwärtsschau, und so malte ich mir den bevorstehenden Wechsel in frohen Farben aus. Die Ferien standen im

Lichte dieser großen Neuigkeit, wurden aber gerade deswegen noch einmal in vollen Zügen mit all den kleinen und großen Freuden, die uns der Herbst im Vaterhaus zu spenden pflegte, wahrgenommen.

Die Eltern hatten seit dem Sommer einen geistig zurückgebliebenen Jungen von 15 Jahren zu Pflege und Erziehung ins Haus genommen, über dessen Einfältigkeit uns der Vater manch ergötzliches Stückchen zu erzählen wußte. Es war Kurt Werneburg, der ältere Bruder Otto Werneburgs aus Jeßnitz, mit dem wir in Dessau bei Dörings zusammen waren. Der Vater sollte versuchen, aus ihm trotz erheblicher geistiger Unbemitteltheit noch einen brauchbaren Menschen zu machen, und ich glaube, daß es ihm auch durch vorsichtige Erziehungsmaßnahmen und mit gütiger Behandlung gelungen ist, ihn zu fördern. Er war etwa auf der Stufe des 8- oder 9-jährigen Jungen stehengeblieben und konnte in der Schule nicht vorankommen, obwohl er sich in vieler Hinsicht garnicht ungeschickt anstellte, auch leicht zu lenken war und keine üblen Charaktereigenschaften besaß. Er selbst wußte, daß er fürs Leben untauglich war und pflegte auf die Frage: „Na, Kurt, was willst Du denn mal werden?“ zu antworten: „Nu, ich werde mal so ein Häppchen Gärtner.“ Das „Häppchen Gärtner“ hat er oft von uns in Neckereien zu hören bekommen, denn er folgte uns nach Bernburg. In den Herbstferien, von denen ich erzähle, war er bei seinen Eltern in Jeßnitz. Viel belacht wurde auch eine Szene, die uns der Vater lebendig beschrieb, daß er dem großen aber sehr mageren und sich krumm und schief haltenden Bengel beim Spaziergang einen Stock zwischen die Arme zu klemmen pflegte, um ihn zum Geradegehen anzuhalten, worauf Kurtchen schrie: „Ich sag es, ich sag es, Herr Rektor...“—„Wem willst Du's denn sagen, dummer Junge?“—„Nu, der Frau Rektorin!“ Er mußte doch jemand haben, dem er sein Leid klagen konnte.

Wie immer war in solchen Ferienwochen, wenn wir Jungens mit lädierten Kleidungsstücken und zerrissener Wäsche nach Haus kamen, unsere alte Näherin, die gute Frau Hartmann, im Hause tätig und half Mutter und Schwester dabei, uns durch vielerlei kleine Näharbeit und Flickerei schön in Stand zu halten. Ich hatte es bisher versäumt sie zu erwähnen, und gerade sie hat es in besonderem Maße verdient, in diesen Blättern ein Denkmal zu erhalten! Von unserer frühesten Kindheit an war sie fast wöchentlich oder alle paar Wochen für einige Tage bei uns im Haus, nahm an den Mahlzeiten oder wenigstens am Mittagbrot

teil und war dem ganzen Hause, im besonderen der Mutter, eine treue gewissenhafte fleißige Helferin. Sie war Witwe, hatte ihren Mann, der Schmied gewesen war, früh verloren, aber einen kräftigen heranwachsenden Sohn, der allmählich die Schmiedewerkstatt seines Vaters wieder auf tun sollte. Die Mutter brachte ihn und sich, bis der Junge selbständiger Handwerker wurde, durch emsige Näharbeit in mehreren Häusern durch. Rundlich von Gestalt und mit einer Brille auf der Nase in einem behaglich runden und immer frisch geröteten Gesicht wurde sie ein richtiges Familienstück von uns, kam auch, wenn die Eltern einmal abwesend waren, neben der Tante Luise als Vertreterin der Hausmutter zu uns und bekochte uns. Unsere Mutter gewann sie so lieb, daß sie eine wahre Freundin an ihr hatte. Sie hat die Mutter sogar in Bernburg besucht, und wie innig sie mit uns fühlte, bewies sie dadurch, daß sie mir zum großen Abschied von Deutschland, als ich Jahre später in die weite Welt zog, ein wunderschönes Bild von unserm Vaterhaus in Oranienbaum schenkte, das sie von einem Photographen recht geschickt hatte aufnehmen lassen. So gehörte sie zum Hause, und die Tage, an denen sie zu Näharbeiten bei uns war, sind immer eine rechte Freude für uns gewesen. Wir lachten schon im voraus und neckten sie auch damit, daß wir sie wieder bei Tisch beim Nötigen durch die Mutter sagen hören würden: „Danke, ich habe zur Genüge!“ — Sie hatte selbst viel Sinn für kleine Scherze, war humorvoll, wußte aus manchen Häusern komische Erlebnisse zu erzählen und kannte alle Geschichten der Einwohnerschaft, auch solcher Leute, mit denen wir weniger in Berührung kamen. Dabei war sie nicht etwa klatschhaft, und üble Nachrede hat sie nie geführt. Die mancherlei wunderlichen Spitz- und Beinamen, die die sehr auf Schabernack und Ulk eingestellte anhaltische Bevölkerung erfand, die Scherze, die sie miteinander trieben, wurden uns hauptsächlich durch die gute „Frau Hartmännin“ bekannt. Im Ort kehrte z.B. der Name Sommerlatte häufig wieder. Seine ethymologische Herkunft ist mir nicht bekannt, dürfte der Deutung wohl auch erhebliche Schwierigkeiten bieten. Um diese vielen Sommerlattes zu unterscheiden, wurde der eine „Winterlatte“ genannt, der andere „Steillatte“, weil er vor seinem Hause einen Überbau für einen Giebel hatte, und endlich hieß ein mit Seilen und Tauen handelnder Mann dieses Namens der „Bandjude“, obwohl er nicht Semit war. Wie der Vater meines Jugendfreundes Walter Sommerlatte von der Bevölkerung genannt wurde, weiß ich nicht mehr, aber ungerufen wird er auch nicht

davongekommen sein. Ein begüterter Rentier Thiele, der eine besondere Vorliebe für Wagners „Tannhäuser“ besaß und nie eine Aufführung versäumte, wurde kurzerhand „der Tannhäuser“ getauft. Endlich gab es noch einen Sommerlatte, der ein dicker stämmiger Kerl war und eine Fuhrmannskneipe nicht weit von uns hatte. Der hatte sich einmal in angeheiterter Stimmung seinen Gästen mit einem großen weißen Nachthemd überm Anzug mit den Worten vorgestellt: „Seh' ich nicht aus wie ein Geist?“ Von Stund an bekam er den Spitznamen „der heilige Geist“, obwohl er alles andere als ein Heiliger war. Ein merkwürdiger Name, der ebenfalls mehrfach vertreten war, war Gaudig. Dabei waren die vielen gleichnamigen Familien gar nicht oder nur „durchs Kellerloch“ miteinander verwandt und wollten nichts voneinander wissen. Ein Gaudig, ein wohlhabender vornehmer Mann, wohnte uns gegenüber und lebte sehr distanziert von den Bürgern der Stadt. Von einer anderen Familie Gaudig sprach man nur als von den „Taudigs“, weil nämlich ein erwachsener Sohn des Hauses kein „G“ sprechen konnte, sich selbst „Taudig“ nannte und stolz äußerte: „Alles was Taudig heißt, tann din de Tutsche fahren“. Das waren so Anekdotchen aus der Nachbarschaft, mit denen uns die gute Hartmännin köstlich unterhielt, und so kleine unwichtige Gegenstände es auch waren, bei meiner großen Lachlust als Knabe und meinem ausgesprochenen Sinn für ursprüngliche Komik leben sie in der Erinnerung weiter fort als Zeugnisse für die ganze anspruchslose Gemütlichkeit jener Tage.

Der Winter wurde für mich zum bedeutsamen Erleben neuer großer Wagneraufführungen, und zwar war es zunächst die „Walküre“, die ich leider gänzlich unvorbereitet und nur nach einem flüchtigen Studium des Textbuches anhören durfte. Mein Freund Heinrich, der im Jahr zuvor einmal bei uns in Oranienbaum weilte, überraschte mich eines Sonntags mit einem Angebot für einen Parkettplatz in der Oper. Seine Eltern konnten ihre Abonnementskarten nicht ausnutzen. Voller Freude nahm ich die Karte an und wanderte mit Heinrich in die schon gegen sechs Uhr beginnende Aufführung, die wie ein heißer, alle Sinne aufregender Sturm über mich hinfuhr. Ich fühlte mit wachen Sinnen die ungeheure Fortentwicklung von Wagners dramatischem ‚Genius‘ in dieser Musik: welch ein Abstand von „Lohengrin“, welche neue, das Drama in allen Einzelheiten stützende, klärende und die Seele auf Höhen gesteigerten Miterlebens führende



Musik! Ich begriff sie von den ersten Takten an, den Gewittersturm, Siegmunds Flucht, seine Einkehr in Hundings Hütte. Der Zwiegesang Siegmunds mit Sieglinde riß mich zur Begeisterung hin. Im zweiten Akt ergriff mich vor allem die große Szene zwischen Brünnhilde und Siegmund, die Todesverkündigung und dann der Walkürenritt des III. Aktes und die große Steigerung, die bis zum erhabenen Schluß von Wotans Abschied den Hörer mit sich trägt. Trotz der für mich völlig neuen Themen und Motive, die ich vernahm, kehrte vieles davon nach eingetretener innerer Beruhigung — wie nach der „Lohengrin“-Aufführung — in mir wieder, und bald spielte ich eine Reihe markanter Motive, die ich aufgenommen hatte. Ich suchte mir innerlich den ganzen Zusammenhang zunächst mit Hilfe des wiederholt aufmerksam gelesenen Textbuches zu eigen zu machen. Das arbeitete dann tage- und wochenlang in mir fort, und ich mußte mich zusammennehmen, um nicht für die Tagesaufgaben verloren zu sein.

Nach einer Übergangszeit unbeständiger Witterung war ein sehr schöner milder Herbst angebrochen, das Baden und Schwimmen war nun vorbei. Wir wandelten nachmittags viel im Tiergarten. Ich schwärmte Tölpe von meiner Begeisterung für die „Walküre“ vor und bestimmte ihn, so bald wie möglich einer Aufführung beizuwohnen. Mit Wilhelm wurde vierhändig gespielt, was irgend erlangbar war an Ouvertüren, Sonaten, kleineren Mozart- und Haydn-Sinfonien u. dgl., und mit Adolt versuchte ich immer wieder, schwierigere Duos für Klavier und Geige zu studieren. Mit meinem musikalischen Mitschüler Ulrich, einem großgewachsenen netten Menschen, pflegte ich öfters in seiner Wohnung nach Noten, die er besaß, neue vierhändige Sachen zu spielen. Wir hatten beide viel Vergnügen daran.

Wilhelm und Paul Herzens Hauptinteresse waren gedankenschwere philosophische Bücher, aber die große klassische Literatur wurde auch nicht vernachlässigt. Mit beiden zugleich besuchte ein begabter, poetisch veranlagter junger Mensch die Unterprima, Hans Bethge, der hochgewachsen mit wallendem Künstlerhaar schon äußerlich den kommenden Musensohn erkennen ließ. Bethge habe ich oft gesehen und ihn von weitem bewundert wegen seiner schon damals ausbrechenden Dichterader. Er hat sich später einen großen Namen als Schriftsteller gemacht, u. a. durch Nachdichtung chinesischer Gedichte Li Tai Pes, wovon einzelne Teile die Grundlage des bedeutsamen letzten Werks von Gustav Mahler, nämlich des „Liedes von der Erde“, abgaben. So oft mir

Bücher von Bethge in die Hand fielen, stieg das Bild des Jünglings mit dem hervorragenden Kopf und wallenden Haar vor meinen Augen auf.

In diesen Herbstwochen hatten wir noch einmal in dem klimatisch so merkwürdigen Jahre das unverhoffte Glück, eine Extra-Ferienwoche zu erleben. Die ägyptische Augenkrankheit, das Trachom, brach an der Schule aus, und wenn es auch nur vereinzelte Fälle waren, war die Angst vor Ansteckung dieser gefährlichen Augenkrankheit doch groß. Die Ärzte halfen bereitwillig mit Attesten aus, auch wenn nur der Beginn leichter Bindehautentzündung festgestellt wurde. Wir marschierten alle, nachdem wir uns die Augen rot gerieben hatten, zum Hausarzt, der den Braten wohl roch, aber doch entgegenkommend war, so daß die Fülle ärztlicher Ausweise die Schulleitung bestimmte, für eine Woche zu schließen. Wir verlebten dann famose Tage daheim und waren einmal wieder der Schulbande ledig. Ich spielte den Eltern nach dem Gehör vor, was mir aus der „Walküre“ im Gedächtnis geblieben war und ließ das Schlummermotiv aus dem Feuerzauber in endlosen Wiederholungen auf dem Klavier erklingen. Als ich kurz darauf in Dessau zum erstenmal Teile der „Walküre“ in Noten sah, machte ich die interessante Entdeckung, daß ich das Schlummermotiv und Teile des Feuerzaubers instinktiv stets in der vorgeschriebenen Tonart E-dur gespielt hatte. Dadurch wurde ich auf mein Gehör aufmerksam und konnte zu meiner Freude und Überraschung feststellen, daß ich die jeweilige Tonart, die ich Wilhelm in Dreiklängen auf dem Klavier anschlagen ließ, mit untrüglicher Sicherheit richtig erkannte, also das sog. „Absolute Tonbewußtsein“ für Tonarten besaß. Ich habe von da ab alle Orchestermusik, die ich hörte, immer auf die Tonart und wechselnden Harmonien sorgsam verfolgt und mit verschärftem Tonbewußtsein gelernt, mir die Modulation klar vorzustellen.

Im Winter hörte ich dann noch vom „Ring des Nibelungen“ in Dessau in sehr guten Aufrührungen den „Siegfried“ und die „Götterdämmerung“. Jede Aufführung gestaltete sich zu einem Feiertag der Seele und gab mir eine unendliche Bereicherung meines musikalischen Verständnisses. Ich wurde endgültig von Wagner gefangen, schwamm in der vielseitigen und vielfarbigen Orchestermusik, und es erging mir wie jedem, der in dieser Zeit des unaufhaltsamen großen Eroberungszuges Wagnerscher Musikdramen über die deutschen Bühnen dem Zauber des Bayreuther Meisters erlag, daß die ganze vor-wagnerische Musik daneben

gleichsam verblaßte und an Wert verlor. Selbst der frühe Wagner konnte mich nun nicht mehr so fesseln, so daß die endlich auch von mir erlebte „Tannhäuser“-Aufführung in Dessau, obwohl ich gerade aus dem „Tannhäuser“ schon außer der Ouvertüre vieles kannte und selbstverständlich auch von vielen Teilen, dem Venusberg, Elisabeths Gebet, der Rom-Erzählung hingerissen war, doch nicht annähernd die gleiche erschütternde und tiefe Wirkung auf mich ausübte, wie die drei Hauptteile des „Ringes“, die ich in jenem Halbjahr gehört habe. Das „Rheingold“ ist mir damals noch entgangen.

Um nicht in Einseitigkeit zu verfallen, unterließ ich nicht, auch mehrere Konzerte, die Klughardt mit dem Opernorchester veranstaltete, anzuhören, zumal mir diese Möglichkeit nach der Übersiedlung nach Bernburg verschlossen sein würde. Ich hörte mehrere Beethoven-Sinfonien und erfuhr an mir und sagte mir selbst, daß die Wagner-Schwärmerei diesen klaren, straffen, wie trotzig feste Burgen aufragenden Meistersinfonien nichts anhaben konnte und es bei mir auch nicht sollte. Ich erinnere mich noch eines besonders schönen Konzerts dieser Art, wo der Pianist Stavenhagen, nachmaliger Hofkapellmeister in München, ein meinem nach modernen Harmonien süchtigen Ohr sehr eingehendes von ihm komponiertes Klavierkonzert vortrug. Einen schönen zusammenhängenden Eindruck bekam ich endlich noch von den „Jahreszeiten“ von Haydn, die ich nach erneutem Studium des Klavierauszugs mit wachem Ohr in einer Generalprobe des Dessauer Orchesters und des Theaterchors mitanhören durfte. Es machte mir viel Spaß zu erleben, wie sich Klughardt auch in der öffentlichen Generalprobe nicht scheute, seine Hornisten zu wiederholtem Spiel einiger mißlungener Stellen zu veranlassen. Es handelte sich, glaube ich, um Stellen im Herbstteil des Werks, wo die Hörner eine Jagdszene einzuleiten haben.

So wurde Musik in Hülle und Fülle in diesem letzten Winter in Dessau von mir in die Scheuer gebracht, ein Schatz gesammelt, von dem ich jahrelang zehren sollte. Aber die Schule durfte nicht zu kurz kommen! Ich blieb ernst und gesammelt auch für die Schularbeit und ließ die starke musikalische Beschäftigung mich nicht übermäßig zerstreuen. Für sportliche Betätigung wie den Eislauf blieb freilich nicht viel Zeit, aber eine neue Möglichkeit, sich körperlich zu kräftigen und tüchtig zu bewegen gewannen wir in diesem Winter. Das war eine neu errichtete Innen-Schwimmanstalt, in deren Schwimmbassin mit leicht angewärmtem Wasser es sich vergnüglich schwimmen ließ. Das war eine

Errungenschaft, durch die ich meiner alten Schwimmliebe nach Herzenslust frönen konnte.

Das Weihnachtsfest in Oranienbaum stand schon unter dem wehmütigen Vorzeichen, das letzte im alten Vaterhaus zu sein. Eine leise Trauer lag uns allen im Gemüt, aber sie konnte doch die Festfreude nicht aus unseren Herzen verdrängen oder gar in Kummer verwandeln. Wir waren jung und wollten ins Leben hinein, so sahen wir die Zukunft rosig und heiter vor uns. Es wurde noch einmal in alter Weise der Heiligabend mit Tannenbaum, Musik und Geschenken gefeiert und im Städtchen selbst alles an kleinen Freuden mitgenommen, was zu ergattern war. Der Vater hatte seine Ernennung für Bernburg erhalten, auch sein Nachfolger für Oranienbaum war ihm schon bekannt geworden, ein Rektor C., der sich als ein recht mißtrauischer und berechnender Geselle erwies. Der Vater hatte ihm auf Befragen genaue Rechnungen vorgelegt über die relativ wenigen Verkäufe an Obst, besonders an seinen vielbegehrten Spalierpfirsichen, die er auf dem Markt in Dessau verkaufen ließ. Hiernach sollte der Wert der von seinem Nachfolger käuflich und gewiß sehr billig zu übernehmenden Anpflanzungen errechnet werden. C. suchte den Preis zu drücken, indem er vorgab, durch eigene Erkundigungen die Angaben des Vaters als falsch erweisen zu können, worauf der Vater ihn, resolut wie er war, unter Vorweisung seiner Rechnungen zum Tempel hinauswarf. Ob der andere daraufhin doch den verlangten Preis für Bäume und Sträucher erlegte, weiß ich nicht. Eine kollegiale freundschaftliche Amtsüberleitung war nach diesem Auftritt wohl schwerlich möglich.

Das letzte Vierteljahr der Schule in Dessau wurde in gesammelter Schularbeit, verklärt von Musik und den üblichen kleinen Wintervergnügungen des Pensionslebens verbracht. Hatte ich schon zu Weihnachten ein recht anständiges Zeugnis nach Haus gebracht, so spannte ich mich jetzt umso mehr an, um mir einen guten Abgang von Dessau und Übergang auf das neue Gymnasium in Bernburg zu sichern. Schwierigkeiten traten in keinem Fach auf, selbst in der Mathematik blieb ich auf normaler Höhe, wenschon ich darin immer nur ein „genügend“ erzielte. Der Winter wurde recht kalt und lockte uns auch wieder zum Schlittschuhlaufen auf einer großen Eisbahn nahe der Mulde, wo sogar allerhand Buden mit Backwerk, Kümmelbretzeln und Mohnbrötchen aufgeschlagen waren. Die Mädchen der Höheren Töchterschule, die sich dort zu uns gesellten, brachten fröhliche Abwechslung in unsere streng sekludierte Knaben- und Jünglingswelt,

aber ich trat keiner von ihnen näher, dazu war ich zu knabenhaft befangen und blöde. Auch die anderen Jungen verhielten sich kaum anders. Wilhelm hat einmal ein kleines hübsch bezopftes Ding vom Eisplatz heimbegleitet, aber anbändeln tat er nicht und auch keiner von uns. Käthe Heinzelmann und Agnes Rüdiger besuchten die Töcherschule, und wir sprachen uns wohl mal, wenn wir uns auf dem Schulweg trafen, als alte Bekannte, das war aber auch alles, obwohl wir an die Heinzelmann-Mädchen immer schon dadurch erinnert wurden, daß unser Schulweg an dem Juwelierladen vorüberging, den ein Bruder des Pfarrers Heinzelmann in Dessau besaß. Die blitzenden Silbersachen und Schmuckgegenstände, die da in schöner Aufmachung im Schaufenster lagen, hatten mir schon als kleiner Knabe großen Eindruck gemacht, insofern als ich hier zum ersten Male elektrische Kohlenfadenlampen zur glitzernden Beleuchtung der Kostbarkeiten staunend erblickt hatte. Elektrisches Licht war zu jener Zeit die letzte moderne Errungenschaft und in der sonst mit Gasflammen auf den Straßen und in einigen Geschäften erleuchteten Stadt etwas unerhört Neues.

Das Dessauer Gaswerk war ein rühriges Unternehmen, das wohl die kommende Konkurrenz der Elektrizität witterte und es versuchte, anstelle der Pferdebahn eine mit Gas betriebene Straßenbahn zu eröffnen, allerdings nicht mit viel Glück. Ich erinnere mich des ungewohnten Anblicks dieser mit großen Maschinen ausgestatteten Wagen, die oft Betriebsstörungen erlitten, und nach Ramponierung von Geschäftsläden durch diese wie unbeholfene Kolosse wirkenden Wagen zog man sie endlich wieder aus dem Verkehr, worauf sie für immer verschwanden.

Mit einem guten Zeugnis und einem „anständigen“ Platz in der zweiten Bankreihe der Klasse wurde ich zu Ostern in die Obersekunda versetzt. Auch Wilhelm und Adolf, der erstere in die Oberprima, Adolf in die Obertertia, waren mit Glanz in die höheren Klassen aufgerückt, so daß wir uns als tüchtige Dessauer Gymnasiasten vor den künftigen Mitschülern in Bernburg nicht zu schämen brauchten. So begannen die Osterferien in der alten Heimat ohne Sorgen vor unserer bevorstehenden Umschulung. Wir hatten uns von unseren Freunden und Pensionsgenossen und Pensionsealtern gebührend verabschiedet. Tölpe, Herz, Landgraf und ich versprachen einander, unsere gegenseitige alte Freundschaft weiter zu pflegen. Wir schieden gerührt voneinander, und auch die gute Frau Amtsanwalt, die uns Vogts ungerne entließ, hatte ein paar Tränen im Auge, als wir ihr Lebewohl und Dank

sagten. Hitschholds waren natürlich besonders traurig, daß wir ihnen fern rücken mußten. Der alte Kantor war nun schon in den Achtzigern, und auch seine liebe Frau war nicht viel jünger. Tante Luise versprach, uns bald einmal in Bernburg zu besuchen.

Wir feierten zum letzten Male das Osterfest in der Familie zu Haus, und dann ging es langsam an die großen Vorbereitungen des Umzugs. Die Eltern hatten schon überall Lebewohl gesagt und manchen Abschiedsabend mit den altbefreundeten Familien erlebt. Wir Jungen gingen auch reihum und sagten Adieu in den Familien, in denen wir gern gesehen gewesen waren, vor allem bei den alten Lehrern von Vaters Schule, und drückten besonders unserm guten Probst, der uns so wacker für das Gymnasium vorbereitet hatte, die Hand. Ganz Oranienbaum, der Lehrergesangverein, die Bürgerschaft und alle Leute, für die die Eltern ein offenes Herz gehabt hatten, nahmen innigen Anteil an unserm Scheiden, und viele sahen nun wohl deutlich ein, was sie an dem aufgeklärten wohlwollenden Schulregiment des Vaters, seiner ganzen willensstarken Persönlichkeit, seinem edlen Gesang, den schönen, von ihm veranstalteten Konzerten, mit dem von ihm geleiteten tüchtigen Lehrergesangverein, den vielen unterhaltsamen anregenden Familienabenden, die er eingeführt und ebenso, was sie an unserer herzensguten liebevollen Mutter gehabt hatten. Sie wußten auch schon, daß sie mit dem neuen Rektor einen schlechten Tausch machen würden, was in vielen Äußerungen des Bedauerns über unsern Weggang hervortrat.

Es kamen die Tage des Aufräumens, Ordnen und Einpackens eines im Laufe der Jahre recht umfangreich gewordenen Hauswesens und endlich stand der große Möbelwagen vor der Tür und nahm unsere Sachen in seinem riesigen Bauch auf, um sie nach Bernburg zu verfrachten. Der Umzug mußte so rechtzeitig vorbereitet werden, daß wir noch gut einige Tage in Bernburg für die Hauseinrichtung, die Einarbeitung des Vaters in seine neuen Schulangelegenheiten und unsern Übertritt in das neue Gymnasium vor Beginn des Schuljahres zur Verfügung hatten. Heinzelmanns waren so liebenswürdig, uns in ihrem geräumigen Pfarrhaus am Markt für die letzten zwei Tage Unterkunft zu gewähren. Wir standen zum letzten Mal in den nun schon leeren und fremd wirkenden Räumen unseres Vaterhauses und ordneten unser Reisegepäck. Die guten altbewährten Stützen des Haushaltes, die Hartmännin und Frau Tauscher halfen beim letzten Aufräumen.

Es war an einem jener wundersamen Frühlingsnachmittage,

als ich zum letzten Mal den von uns im besten Zustand hinterlassenen schönen Garten mit seinen im frischen Lenzesgrün prangenden Bäumen und blühenden Frühlingsblumen durchwanderte und meiner ersten Liebe, dem schlanken Pflaumenbaum, ein Lebewohl zuwinkte. Dann standen wir Jungen im Flur des Hauses. Die wackere Frau Tauscher klopfte mir auf die Schulter: „Werdet einmal tüchtige Männer!“ Das war ihr Scheidewunsch, und ich sagte ihr: „Das werden wir!“ und verließ stolz und mutig erhobenen Hauptes, mit dem Gefühl einer guten Zukunft im Herzen, das Vaterhaus.

Zwei Tage später brachen wir in einem kleinen offenen Kutschwagen nach Dessau auf nach einem herzlichen Abschied von den freundlichen Heinzelmännern. Freunde winkten uns zum letzten Abschied zu, und wir fuhren der so oft von uns abgewanderten langen Straße durch die Heide zu. Als wir kaum an der Oberförsterei vorbei den schnurgeraden Weg durch die Heide erreicht hatten, sprang aus einem Gebüsch der Vater Märker, der unsern Wagen dort erwartet hatte, und überreichte der Mutter einen schönen Blumenstrauß zum Abschied. Sie war zu Tränen gerührt. Er schüttelte uns allen, gleichfalls bewegt, wortlos die Hände, und weiter ging es dem neuen Ziele zu.

Die Gedanken des Vaters richteten sich während der Wagenfahrt auf die Zukunft seiner Kinder, und er kam auch wieder auf meine künftige Berufswahl zu sprechen. Daß der ihm so am Herzen liegende Plan, mich Theologe werden zu lassen, wozu ich nun in der Obersekunda mit Hebräisch hätte beginnen müssen, meinen Neigungen nicht mehr entsprach, der Drang zur Musik von mir Besitz ergriffen hatte und mir auch, hiervon abgesehen, der geistliche Beruf nicht zusagte, wußte er längst. Aber es bekümmerte ihn auf dieser wehmütigen Abschiedsfahrt von Oranienbaum aufs neue, und als ich sagte: „Ist es denn nicht genug, Vater, wenn Wilhelm an meiner Statt Pfarrer wird?“ war er nicht zufrieden und sprach die bitteren Worte: „Wenn es Dir einmal im Leben schlecht gehen sollte, dann denke daran, daß Du das Gelübde Deines Vaters nicht eingelöst hast.“ Das hat mich beim Scheiden von der Kinderheimat schwer getroffen und mir im Leben oft zu schaffen gemacht.

Nach einer Stunde Bahnfahrt von Dessau über Köthen langten wir nachmittags in unserm neuen Wohnort Bernburg a.S. an. Ein neuer wichtiger Lebensabschnitt war erreicht.

## Gymnasialjahre in Bernburg a. S. (1894-1897)

Bernburg a.S. ist die Kreisstadt des gleichnamigen Kreises und war bis zum Jahre 1863 Residenz des kleinen Herzogtums Anhalt-Bernburg. Daneben hatte es noch drei anhaltische Herzogtümer gegeben, nämlich die von Dessau, Köthen und Zerbst. Diese wurden nach dem Tode des letzten Herzogs von Anhalt-Bernburg unter der Dessauer Linie des askanischen Hauses zum Herzogtum Anhalt vereinigt. Der letzte Herzog Bernburgs muß ein schnurriger Herr gewesen sein. Die Leute erzählen von ihm, daß beim Aufkommen der Eisenbahn er sich begeistert für deren Einführung in seinem Ländchen erklärt habe, „und wenn sie tausend Taler koste!“ Seine Untertanen aber teilten diese Begeisterung nicht in gleichem Maße. Sie konnten sich zwar dem Zug der Zeit nicht entziehen, Bernburg erhielt seine Bahnverbindung mit Köthen-Dessau, aber die Frachtführer und Spediteure wollten sich das mit Pferdewagen betriebene Geschäft nicht ganz rauben lassen und verhinderten, daß Bernburg an die große Bahnlinie Berlin-Frankfurt a.M. angeschlossen wurde, so daß der unbedeutende Ort Güsten etwas westlich der Stadt zum Knotenpunkt für diese Hauptlinie wurde und die nachfolgenden Geschlechter, wenn sie Schnellzüge benutzen wollten, in Güsten umzusteigen hatten und wahrscheinlich noch heute in dieser Beziehung aufs Trockene gesetzt sind.

Die Gemahlin des Herzogs stammte aus holsteinischem oder dänischem Hause und hat ihn nicht weniger als 38 Jahre überlebt. Ich habe im Jahre 1901 als Einjährig-Freiwilliger ihrer Beisetzung in der Schloß- oder Ägidien-Kirche, wozu neben vielen Fürstlichkeiten der König von Dänemark erschien, als Angehöriger der Ehrengarde beigewohnt.

Bernburg machte, als wir dort unsern Einzug hielten, im Frühlingschmuck der Bäume längs den Straßen und mit seinem vielen frischen Grün auf uns alle einen freundlichen Eindruck. Mit seinen etwa 30 000 Einwohnern war es nicht viel kleiner als Dessau, und verglichen mit dem Städtchen Oranienbaum war es ein wirklich städtisches Leben, was uns dort umgab.

Unsere Wohnung lag in der größten und schönsten Straße, der Kaiserstraße, die breit und vornehm sich von Osten nach Westen erstreckte und nur etwa 15 Minuten vom Bahnhof entfernt war. Wir bewohnten den 2. Stock eines gut gebauten größeren Hauses, das mit seiner rechten Ecke an den Sedan-



platz grenzte. Die meisten Fenster gingen zur Straße, einige wenige nur dem Hof zu. Das Haus gehörte einem Bäcker, der den neuen Mietern gern entgegenkam und auf Wunsch des Vaters den Zugang zum Korridor mit einer besondern Tür versah. Unsere Möbel waren von geheimnisvollen Händen schon zum Teil aufgestellt worden, aber wir mußten uns fleißig regen, um alles richtig zu verteilen. Die Räume waren groß genug, aber nach der Weite der Dienstwohnung in Oranienbaum war das Leben auf einer Etage doch recht beengend für uns alle und fiel den Eltern nicht leicht. Rechts vom Eingang war die Küche, geradeaus ein schmales Zimmer nach vorne, Arbeitszimmer und Bibliothek des Vaters, anschließend unser großes Arbeitszimmer, das zugleich als Eßzimmer und zu einem Drittel sogar als Schlafzimmer für mich, Adolf und Kurt Werneburg dienen mußte. Zu diesem Zweck wurde der Schlafräum durch einen langen Vorhang abgetrennt. Links grenzte an das Arbeitszimmer des Vaters die gute Stube, daneben die Wohnstube mit dem Klavier und nach dem Hof zu die Schlafräume der Eltern, Wilhelms und Claras. Endlich gab es noch eine Bodenkammer für das Mädchen. Die ersten Tage des Auspackens und Einräumens, nach denen wir uns aber bald recht heimisch in der neuen Umgebung fühlten, ließen uns nicht viel Zeit, uns in der Stadt umzuschauen. Aber nun begannen Wanderungen durch die Straßen zum Gymnasium, das ganz im Stil des Dessauer Schulhauses gebaut, rechts unser humanistisches, linker Hand das Realgymnasium enthielt, aber landschaftlich weit schöner gelegen neben dem alten vornehmen Schloßbau oberhalb der Saale auf deren rechtem Ufer stand und aus den oberen Räumen einen schönen Rundblick auf den Fluß, die gegenüberliegenden Waldungen ins Land hinein gestattete. Auch das Schloß über der Saale konnte uns schon sehr gefallen. Dieses Schloß, ehemals ein zusammenhängendes edles Bauwerk, war leider in einem Hauptflügel vor langer Zeit ein Raub der Flammen geworden. Es wurde nicht mehr stilgerecht wieder aufgeführt. Trotzdem beherrschte es mit seiner Höhenlage über der Saale die ganze Landschaft und machte vom gegenüberliegenden Ufer einen imposanten Eindruck. Ein hoher runder trutziger Turm aus mächtigen Quadern, den Bau überragend und weithin sichtbar, wird der Till Eulenspiegel-Turm genannt, weil der Sage nach der große Schalksnarr hier als Wächter des Schlosses gehaust und oftmals durch falsche Hornsignale die Ritter von der Tafel gescheucht haben soll, um sich dann selbst an den leckeren

Speisen gütlich zu tun. Der Herzog von Anhalt hat es nicht für sich selbst beansprucht, sondern es als Amtsräume den verschiedenen Behörden: dem Gericht, Steueramt usw. zur Verfügung gestellt.

Der seit alters als Wahrzeichen der Stadt im Schloß unterhaltene Bärenzwinger mit einem Pärchen großer brauner Bären wurde mit viel Interesse besucht, und oft haben wir das Treiben der Tiere, die ausgezeichnet gehalten wurden, häufig sich auch durch kleine Bärlein vermehrten, beobachtet. Man stand so hoch über dem gebührend mit eisernen Schranken versehenen Zwinger, daß keine Gefahr damit verbunden war. Unterhalb des Schlosses lagen rechts und links der Saale frische grüne Laubwäldchen. Auf dem rechten Ufer entdeckten wir sofort die Schwimmanstalt, die dort im Grünen lag, aber der Fluß war tief und breit und hatte eine starke Strömung. Daß hier kein so gemütliches Baden möglich sein würde wie in der Mulde bei Dessau, war leicht zu erkennen. Die schönen Wege am bewaldeten Ufer entlang luden zu ausgiebigen Wanderungen ein.

Gleich neben dem Schloß und neben dem Gymnasium lag auch ein kleines Herzogliches Theater, das zwar im Vergleich zum Dessauer Theater winzig war, aber immerhin Aufführungen kleinerer Spielopern und Schauspiele gestattete. Die Dessauer Bühne versorgte die Stadt mit einigen Aufführungen im Winter. Später war es das Magdeburger Stadttheater, das diese Aufgabe übernahm mit Kräften, die freilich gegen die der Dessauer Hofbühne abfielen.

Wir folgten auf unsern Erkundungspfaden den Hauptstraßenzügen und gelangten bald durch die Mittelstraße, die sich ziemlich steil im Bogen zur Saale senkte, an recht ansehnlichen Läden vorbei zur Saalebrücke, unter der sich Kettendampferchen, Frachtkähne ziehend, bewegten. Hier auf dem linken Saaleufer liegt der Hauptteil der Altstadt, der Markt mit dem Rathaus, der sehr schönen Marienkirche, einigen alten Giebelhäusern und mit einem Standbild eines früheren Herzogs des Landes, dessen Name mir nicht gegenwärtig ist.

Der Vater hatte den eben beschriebenen Weg über die Saalebrücke hin und über den Markt zu verfolgen, um eine seiner beiden Schulen an der Grenze des alten Bernburg in nördlicher Richtung zu erreichen. Die andere Schule lag gleich daneben in einem der Stadt eingemeindeten Dorf Waldau. Er hatte von unserer Wohnung in der Kaiserstraße mehr als eine halbe Stunde Wegs zurückzulegen, was ihn nicht leicht ankam.

Im Ganzen hatten wir den freundlichsten Eindruck von unserer neuen Wohnstätte, der Saale, die die Stadt durchschneidet, ihren Straßen, die in Anpassung an die leichten Bodenerhebungen nicht schnurgerade, sondern etwas gewunden verlaufen, den öffentlichen Plätzen, schönen alten Kirchen und der ganzen näheren Umgebung.

Abseits des Saaleufers erstreckten sich freilich flache freie Felder, die aber im Gegensatz zu der Dürre des Oranienbaumer Bodens sehr fruchtbar waren für Korn und Rübenbau. Aus letzteren ergab sich wieder der Rohstoff für Zuckerfabriken. Die Krone der Industrieanlagen von Stadt und Kreis waren die nahe dem Bahnhof an der Saale gelegenen umfangreichen Solvay-Werke zum Abbau des massenhaft vorkommenden Kainits (Kalidüngemittel), gewonnen aus den Steinsalzablagerungen, die in dem nur eine Wegstunde entfernten Staßfurt-Leopoldshall — letzteres zum Kreise Bernburg gehörig — gefunden und dort in ausgedehnten Betrieben verarbeitet wurden. Leopoldshall bildete eine Hauptquelle des Reichtums des kleinen Anhaltlandes und hatte neben dem beträchtlichen Reichtum des Herzoglichen Hauses selbst, das keiner Zuschüsse aus der Staatskasse bedurfte, sondern selbst immer freigebig zu Theater und Oper beisteuerte, zur Folge, daß die Einwohnerschaft nur wenig mit Steuern belastet zu werden brauchte. Bei dieser günstigen Finanzlage des Landes entwickelte sich gerade zu jener Zeit Dessau allmählich zu einer „Pensionopolis“ für ausgediente höhere preußische Staatsbeamte, Generäle usw., die dort ihre Ruhegelder weniger geschmälert als anderswo in Behagen genießen konnten.

Wir waren unserem neuen Schuldirektor des Gymnasiums, Prof. Hachtmann, vorgestellt worden. Er war ein kleiner weißbärtiger Mann mit schmalen Schlitzaugen, von den Schülern „Schniefke“ genannt, weil er beim Betreten des Klassenzimmers stets die Luft durch die Nase hörbar ausströmen ließ. Wir dachten an unsern gestrengen Direktor Krüger von Dessau und gewannen sofort Vertrauen zu ihm. Unter seiner Leitung war gewiß der ganze Ton am Gymnasium ein anderer als in der Landeshauptstadt, und so war es denn auch. Zwischen Lehrern und Schülern herrschte ein frischerer, ungebundenerer, natürlicherer Ton, mehr rustikaler Art als in dem steifen, strengen und leicht höfisch angehauchten Dessau. Das ging uns vom ersten Tage an in der neuen Schule auf.

Ich war nun in der Obersekunda, Wilhelm in der Oberprima und Adolf in der Obertertia des Gymnasiums. Wieder mußte

ich wie vor Jahren, als ich in die Quarta kam, meinen Platz zunächst als Letzter vorn vor dem Katheder einnehmen. Die Klasse zählte 24 Schüler. Nach Erreichung des Einjährigen waren manche abgegangen. Die kleine Mitschülerzahl erleichterte das Bekanntwerden und Einleben, was gut und flott vonstatten ging.

Mein Ordinarius war ein Prof. Kramer, das einzige wahrhafte Original der Anstalt, das ich in meinen Schuljahren erlebt habe. Ein großer hagerer Mann mit flusigem meliertem Bart, sehr wohlwollend-freundlich blickenden Augen, aber von höchst merkwürdigen Angewohnheiten. Mit seinen langen Armen und Beinen machte er konstant eigenartige eckige Bewegungen, beugte sich häufig tief hernieder, um einem Schüler in die Augen zu schauen, schlenkerte in der Erregung wohl auch ein Bein kräftig vorwärts, kurz, er war in ständiger, bei seiner Größe komisch wirkender Bewegung und wurde darum „Zappelt“ genannt. Dem Namen war noch ein „t“ angehängt, weil er bei seinem Vortrag den Atem am Schluß des Wortes kurz ausstieß, so daß sich ein leichtes „t“ hören ließ. Dazu bildete er selbst viele komische eigenartige Worte, um die Schüler zu uzen. Schließ einer, so bezeichnete er das mit: „Da müßt mir wieder Soundso“ — geriet einem eine präparierte Übersetzung, für die sofort eine Zensur ins Notizbuch geschrieben wurde, daneben, so sagte er: „...das wird immer gradliniger“, nämlich zur vier hinzielend. Er brachte so viele kleine Wendungen, oft auch vom Moment eingegeben, daß wir in den Stunden bei ihm aus dem Lachen nicht herauskamen. Generationen seiner Schüler haben durchs halbe Leben, wenn sich alte Mitschüler trafen, seine Sprechweise imitiert und sich im Geiste in die gemütlichen Stunden beim guten „Zappelt“ zurückversetzt. Um dumme Jungenstreiche und Scherze bei ihm zu treiben waren wir schon zu reif. Er wäre uns auch zu gut dafür gewesen, denn abgesehen von seinen bizarren Merkwürdigkeiten war er nicht nur von gewinnender Herzensgüte, sondern auch ein gelehrtes Haus und ein vorzüglicher Lehrer. Wir hatten Lateinisch bei ihm und lasen u.a. Stücke aus der Äneis, aber dann auch die nicht leichten Lyriker Catull, Tibull und Properz und anderes mehr und lernten mancherlei dazu. Im Deutschen wurde uns Goethes Lyrik nähergebracht. Es war immer ein Hauptvergnügen, wenn er in seiner ehrlichen Begeisterung uns ein Gedicht von Goethe vordeklamierte und dabei vor Ergriffenheit noch kurzatmiger wurde.

Griechisch unterrichtete ein Prof. Scheil, ein herzlich ein-

facher, gütmtiger bärtiger Mann, bei dem wenig gearbeitet wurde. Die Lektüre von Homers Odyssee, die in der Untersekunda begonnen hatte, wurde fortgesetzt, ich war darin ganz eingeübt. Was Scheil selbst sich an Übersetzungskünsten leistete, war wenig erbaulich. Daß das häufige bedeutungslose Flickwort Homers „men“ von Scheil immer übersetzt wurde, und zwar mit „natürlich“ oder „wie man sich wohl denken kann“, war absurd, wurde aber brav auf seinen Wunsch hin gemacht. In der Szene, wo der Bettler Odysseus von den prassenden Freiern verhöhnt wird und sich auf seinem Ranzen niederläßt, war Scheil mit folgender Übersetzung von mir sehr zufrieden: „...dem aber ging natürlich die Sonne unter...und er setzte sich, wie man sich wohl denken kann, auf seinen schäbigen Ranzen...“, wofür ich ein glattes „Gut“ angerechnet bekam.

Eine neue Errungenschaft des Unterrichts waren die von der Obersekunda ab eingeführten sog. „Klassen-Ausarbeitungen“, bestehend aus kurzen Aufsätzen über Dinge, die uns jeweils in dem betreffenden Fach beschäftigten. Die Schüler sollten darin zum freien schriftlichen Ausdruck des Gelernten gebracht, auch bezüglich ihres Mitgehens im Unterricht überprüft werden. Bei Scheil brachte ich es in solchen Aufsätzen über den „göttlichen Sauhirten Eumäos“ zu besonders guten Zensuren. Stilbildend haben solche Übungen keinesfalls gewirkt.

Der Mathematiker Hildebrand, genannt „Strunk“, war ein tüchtiger Lehrer, auch schon weißhaarig mit klugen, etwas schelmischen Augen. Einen Rest von dünnen weißen Haarsträhnen hatte er über den Schädel nach hinten als „Sardellenbrötchen“ frisiert. Nicht nach Dessauer Muster schüchterte er die Schüler ein, war eher zu Sarkasmen geneigt als zum Zorn, aber auch er war kein Erklärer und mundgerecht machender Ausdeuter seines Fachs für minder interessierte Zöglinge. Man mußte sich eben mächtig ranhalten, sonst fiel man ab, und das war bei mir, nachdem ich mich immer bei den allmählich schwieriger werdenden mathematischen Problemen so leidlich gehalten hatte, zu gewärtigen. Hildebrand war aber wenigstens individuell interessiert. Ob er musikalisch veranlagt war, ist mir nicht klar geworden, zum mindesten war er vom meiner Musikalität beeindruckt. Ich muß darüber später noch manches Stücklein erzählen.

Weiter erwähne ich noch den Französisch-Lehrer, einen wie ein richtiger Franzose aussehenden Hannoveraner, Dr. Bauer, genannt „der kleine Mann“, der auch wirklich klein, mit einem

schwarzen Knebelbart behaftet war, der schwächlich und gelblich aussah, immer eine neue Methode im Unterricht einführen wollte und nie zu etwas Rechtem kam, während er doch ein wirklicher Könner war, und endlich den Geschichtslehrer, Dr. Stein, einen untersetzten strammen Mann, der recht anschauliche gute Geschichtsvorträge über das Mittelalter hielt, Reserveoffizier war, die Welt ohne Krieg als einen übelriechenden Sumpf bezeichnete und der einzige Lehrer meiner Erfahrung gewesen ist, der uns in preußisch-militärischem Geist großziehen wollte. Als Letzten führe ich den jüngsten Lehrer der Schule, unsern Turnlehrer Dr. Gerhard Heine an, etwa 28 Jahre alt, der aber nicht nur deswegen allen Schülern am nächsten stand. Er war ein wahrhaft moderner Mensch, liberal-nachsichtig, von edler Menschlichkeit, aus der Theologie hervorgegangen und zur Germanistik umgeschwenkt, eine straffe, durchgebildete jugendliche Erscheinung mit ein paar offenen blauen etwas weit auseinanderstehenden Augen und kleinem blondem Schnurrbart. Als Klassenlehrer der damaligen Sexta war ihm bemerkenswerterweise, was für die Weisheit der Schulleitung sprach, als dem fachmännisch hierfür am geeignetsten Lehrer der Unterricht im Deutschen in der Oberprima und, was ebenso auffallend war, der Unterricht der Gymnastik für sämtliche Klassen anvertraut worden.

Schon in den ersten Schultagen wurde uns klar, daß in Bernburg unter Heines Leitung weit mehr als in Dessau auf gesunde Körperausbildung Gewicht gelegt wurde. Auch das Geräteturnen wurde viel eifriger betrieben. Viele zeichneten sich durch Gewandtheit aus, und mir bis dahin unbekannte Bewegungsspiele wie der Barlauf und das Fußballspiel wurden regelmäßig geübt. Dabei konnte dann auch meine Lust am ausgelassenen Herumtoben wieder zur Geltung kommen, während ich, vom Springen abgesehen, am Reck und Barren infolge mangelnder Übung zunächst eine traurige Figur spielte. Schon in der ersten Turnstunde sah ich es zu meiner Beschämung kommen, daß ich als der neue Dessauer mich blamieren würde. Wir hatten schon irgendetwas Turnerisches hinter uns, dabei war mir der Hosenboden genau in der Mitte geplatzt. Nun standen wir in einer Riege vor dem Reck, vor dem ich immer einen Horror hatte. Ich glaubte mich mit einer Entschuldigung wegen meines zerschlissenen Hosenbodens von der Blamage befreien und vor den kritischen Augen des Lehrers, der sich von meinen Leistungen überzeugen wollte, schützen zu können, aber unbefangen und natürlich wie Heine war, sagte er: „Ach was, wir sehen nicht hin, turnen

Sie nur,“ und ich mußte gleich mit meinen ungeschickten Manövern am Reck auch noch die geplatzte Hose den Blicken meiner Mitschüler darbieten. Das war eine doppelt peinliche Situation, aber der freie ungezwungene Ton, der gerade bei Heine herrschte, machte es mir leicht darüber hinwegzukommen. Ich gab mir Mühe, mich im Turnen zu verbessern, und wenn ich es auch am Reck nie zu richtiger Leistung gebracht habe, fiel ich wenigstens nicht allzu arg durch Ungeschicklichkeit auf.

Was die fakultativen Lehrfächer anbetraf, so hätte ich nach dem Wunsch des Vaters jetzt mit Hebräisch, worin Kramer unterrichtete, beginnen müssen. Ich konnte mich auch nach dem letzten mir sehr nahegehenden Gespräch mit dem Vater auf der Wagenfahrt nach Dessau nicht dazu entschließen. Was es eigentlich gewesen ist, das mich, den sonst so gefügigen Jungen, davon abhielt, dem Herzenswunsch des geliebten Vaters zu folgen, war neben inneren, mir selbst nicht klaren Vorstellungen von Zweifeln und Empfindungen mein Wesen zu fälschen, doch wohl in erster Linie der Glaube an meine musikalische Sendung. Der Drang zur Musik war gerade in jener Zeit durch die bedeutenden musikalischen Erlebnisse in Dessau übermächtig in mir geworden, und ich hoffte, bei genügendem Fleiß Hervorragendes darin zu leisten. Infolgedessen nahm ich mit Einverständnis des Vaters, der mich nicht erneut beeinflussen wollte, bei unserm „kleinen Mann“ am Anfangsunterricht im Englischen anstatt bei Kramer im Hebräischen teil. Englisch ging mir rasch und leicht ein, und die Beschäftigung mit der neuen Sprache bereitete mir Vergnügen. Die vielen aus deutschen Wurzeln entwickelten, nur etwas anders geschriebenen und ausgesprochenen ähnlichen Worte erleichterten den Beginn des Studiums sehr. Der Anfänger ahnt nur kaum, daß in dieser Verwandtschaft auch wieder die Schwierigkeiten liegen. Meine anglierte Tante Minna hatte mich schon früh auf die Eigenheiten der Sprache aufmerksam gemacht, und ich versuchte von Anfang an, mich in des neue Idiom hineinzudenken, aber der Unterricht war oberflächlich, und wir machten in den zwei Stunden Englisch in der Woche nur kleine Fortschritte.

Am Zeichenunterricht, den ein recht begabter Zeichner und Maler, der Lehrer Krähenberg, gab, nahm ich nun nach der entscheidenden Hinwendung zur Musik nicht mehr teil, aber im Singen konnte ich auch nicht mittun. Der kleine weißbärtige Chordirektor Ludwig Illmer—genannt Chorlute—prüfte mich zur Aufnahme in den gemischten Schülerchor und lehnte mich

kopfschüttelnd über die hervorgebrachten Töne ab. Er merkte gar nicht, daß ich im Stimmwechsel war, der jetzt endlich mit 16 Jahren bei mir einsetzte. Die Töne, die ich zustande brachte, schwankten nicht in der üblichen Weise zwischen den sich überschlagenden bald männlichen Baß, bald knabenhaft hohen Soprantönen, sondern blieben noch hochgelagert aber in sich nicht fest und glitten haltlos in Zwischentönen hin und her. Illmer hielt mich für höchst unmusikalisch, wurde aber bald eines Besseren belehrt. Es dauerte kaum ein halbes Jahr, daß ich selbst wie im Triumphe, nachdem eine zwar nicht volle, aber sehr hohe klare Tenorstimme gewachsen war, von ihm in den Chor geholt wurde. Bald wurde ich seine Hauptstütze und habe ihm vielfach bei Einübung der Männerstimmen für den vierstimmigen Chor zu seiner hohen Befriedigung geholfen.

Das war die Lehrerschaft, die ich für die Obersekunda in Bernburg vorfand, eine gemütvoll-behagliche Gesellschaft, weder so steif distanziert noch etwa so auf Autorität und Leistung erpicht wie in dem viel schärfer disziplinierten Dessau mit seinen meist grimmig-ernsten Lehrkräften. Nur eine Ausnahme von dieser gemütlichen Art Lehrer sollte es geben. Ich hörte bald darüber von Wilhelm: das war Prof. N, Ordinarius der Unterprima, der Griechisch und Geschichte in beiden Primen lehrte. Ich habe ihn in der Unterprima genügend kennengelernt als einen schlimmen, ja, den schlimmsten Schuldespoten in Reinkultur, der mir begegnet ist, aber vorläufig war ich ja noch vor ihm sicher und konnte die friedlich heitere Stimmung der Obersekunda genießen.

Religion hatten wir beim Pfarrer Fischer, der kurz darauf zum Superintendenten aufrückte und als „Superus“, wie er genannt wurde, auch entsprechend an steifer klerikaler Würde zunahm im Einklang mit seiner gedrungenen durch ein erhebliches Bauchgewölbe verunzierten Gestalt. Er plagte uns mit Kirchengeschichte, die sich bei ihm in Anekdotchen und Stippstörchen auflöste und ebenso oberflächlich mit der Kenntnis aller Namen der Gesangbuchdichter und einer Unzahl von Liedanfänger, die wir herbeten lernen mußten. Die christliche Glaubenslehre und Ethik erfuhren bei ihm keine Vertiefung. Seine bombastische Sprechweise und das herausgekehrte würdevolle Wesen haben mir ihn und seinen Unterricht, der bis zum Abitur fortging, verleidet. Im Anfang aber hatte ich bei ihm eine gute Nummer, und ich konnte mit dem Schatz an Wissen in biblischer Geschichte, mit Sprüchen, dem Katechismus und



Gesangbuchliedern glänzen, den ich noch von der Schule meines Vaters her besaß.

Im Lateinischen und Griechischen ergab sich bald, daß ich mit meiner gründlichen Dessauer Schulung dem Klassendurchschnitt überlegen war. So konnte ich z.B. die zuhaus zu präparierende Lektüre in den klassischen Sprachen meist frei „ex tempore“ ohne Mühe lesen, was die anderen nicht konnten, und brauchte mich kaum für die einzelnen Stunden vorzubereiten. Da ich in den andern Fächern—ich gedachte schon der Religion—gleichfalls den meisten Schülern voraus war, befand ich mich in einer ähnlich günstigen Lage wie seinerzeit in Dessau, wo mich meine private Vorbildung so lange gestützt und mich in Sicherheit gewiegt hatte, bis ich, darob zur Nachlässigkeit verleitet, mich endlich auf die Hosen setzen mußte. Merkwürdigerweise wiederholte sich in meiner Schülerlaufbahn in Bernburg fast derselbe Hergang: ich brauchte mich nicht anzustrengen, kam fast ohne häusliche Büffelei spielend mit, konnte meinen Liebhabereien, vorzugsweise der Musik, leben und ließ die Schulstunden links liegen, und wie in Dessau kam dann auch im dritten Jahr, der Oberprima, der Eklat. . . wovon später zu erzählen sein wird.

Von meinen neuen Klassengenossen wurde ich freundlich aufgenommen. Der freie ungebundene etwas derbe Ton, das Fehlen des verfeinerten Kavaliertums mitsamt dem gelegentlich fühlbaren „Standesunterschied“ einer sich schon gesellschaftlich sondernden Jugend, gefielen mir ausnehmend gut. Alle gaben sich natürlicher, einfacher, ursprünglicher. Es gab kein eigentliches Strebertum, wie es sich unter der Dessauer Zucht ausbildete. Die jungen Menschen erschienen mir fröhlicher und frischer, und sie nahmen den ganzen Schulbetrieb leichter. Daß die stärkere Betonung körperlicher Durchbildung in dieser Richtung wirkte und einen gesunden Sportgeist unter uns erzeugte, der sich in Kameradschaft übte, habe ich schon angedeutet. Da ich diese ganze veränderte Schulstimmung als durchaus meinem Wesen gemäß empfand, mir wie von drückenden Fesseln erlöst vorkam, geriet ich bald mit den Klassengenossen in gutes Einvernehmen. Echte neue Freundschaften bildeten sich auf der Grundlage übereinstimmender geistiger Interessen aus. Sowohl meine literarischen Neigungen als auch die musikalische Veranlagung führten mir diese neuen Freunde zu.

Ich habe mich im Leben meiner Mitwelt gegenüber immer gern aufs Abwarten verlegt und schon in der Jugend Zurück-

deklamierte und ausgesprochen mimisch begabt war. Beide wurden gute Freunde unseres Wilhelm, konnten ihn aber nicht bewegen, unserm Zirkel beizutreten. Als weitere Mitglieder erwähne ich einen Sohn des Postdirektors Kluge, einen zweiten Sohn aus dem Hause Püschel, Georg mit Namen, der mit Pietscher und mir in der Obersekunda saß, und endlich den Unterprimaner Rusche, der sich schon als Dichter versuchte, elegische Lyrik schrieb und sich zum Atheismus bekannte, womit er aber bei uns keinen Anklang fand.

Ich kehrte immer sehr angeregt und bereichert von solchen etwa zweistündigen Abendsitzungen, die in den einzelnen Häusern nach dem Abendbrot bei einem Glase Wasser zur Anfeuchtung der Kehlen die Reihe umgingen, nach Haus zurück. Wir übten uns auch in kleinen szenischen Vorführungen zu Zweien oder Dreien, und wenn wir so einiges zum Vortrag bringen konnten oder etwas Besonderes vorhatten und dafür Vorbereitungen treffen mußten, lud uns der Deutschlehrer der Oberprima, der schon ausführlich erwähnte Dr. Heine, zu sich ein und förderte unsere Sitzung durch treffliche Winke, Kritik, Leitung der Diskussion über das Gehörte oder uns gerade Interessierende. Das waren immer besonders schöne Feierstunden, in denen wir im kameradschaftlichen Verkehr mit dem sich völlig ungezwungen gebenden jungen Lehrer lebendige Förderung erfuhren. Pietscher war glücklich über meine Beteiligung, und so bildete sich allmählich ein wahrhaft herzlicher Freundschaftsbund zwischen uns, der für das ganze Leben bestanden hat. Wir gingen regelmäßig nach der Schule eine Stunde lang bald am rechten, bald am linken Saaleufer in den schönen parkartigen Anlagen spazieren und bald schloß sich uns ein Mitschüler an: Erich Kloss, Sohn eines Mathematik-Professors am Realgymnasium in Bernburg.

Wie Pietscher gleichfalls nach allseitiger Bildung strebend, vielseitig interessiert und angeregt, brachte Kloss trotz seiner ausgesprochenen Empfänglichkeit für alles Schöne insofern eine besondere Note in unsern Verkehr, als er ein ausgesprochener Verstandesmensch, äußerst scharfsinnig und kritisch eingestellt, eine kühl abwägende Natur war. Der Faden des Gesprächs mit ihm riß niemals ab. Er konnte sich über jedes angeschlagene Thema lang und breit auslassen, zog damals schon historisch-politische Fragen, auch solche der Volkswirtschaft und des Sozialismus, in den Kreis unserer Betrachtungen und bewog uns, frei und verwegen das ganze Staatssystem mit seiner Obrigkeits-

regierung und Unterdrückung der persönlichen Freiheit als brüchig zu verdonnern. Wir schwärmten, nach Freiheit lechzend, für neue Staatsprinzipien, für einen reinen Wohlstand, der unter Mitwirkung aller Untertanen das Beste für die Gesamtheit will und tut und zwar bekannten wir uns laut und leidenschaftlich zu dem vom Kaiser schnöde verjagten Bismarck, den wir als das Vorbild des idealen, weisen und zugleich tatkräftigen Staatsmannes als Haupt einer Volksregierung erkannten, die mit den Besten des Reichs besetzt, frei von allem persönlichen Ehrgeiz und subjektiven Interessen das Volkswohl und seine Sicherheit in reinsten Form vertreten sollte. Auf der anderen Seite richtete sich unsere Kritik gegen den Kaiser, seine bombastischen Reden, sein mittelalterliches Gottesgnadentum, aber vor allem war es der Sturz Bismarcks, der unseren ganzen jugendlichen Zorn und Abscheu erregte. . . . So gerieten wir mit Kloss vom Hundertsten ins Tausendste und kehrten dann nach wilden Gedankenflügen jugendlicher Vermessenheit bescheiden zu unseren Schulthemen, den Lehrern und unmittelbaren Fragen unseres Schülerlebens zurück. Für den literarischen Verein war Erich nicht zu begeistern, deklamieren oder gar als Schauspieler sich zu versuchen lag ihm nicht. Er liebte die stille Betrachtung und das Durchdenken der Dinge mehr als sich selbst herauszustellen. An meiner Musik war aber auch er lebhaft interessiert und sah in mir eine Art von Wundertier, dessen Gefühlswelt ihn als Gegenstück zu seinen eigenen mehr von der ratio bestimmten Vorstellungen anzog.

Auch er war körperlich etwas größer als ich, ebenfalls dunkleren Typs, aber rotbäckig, mit einer länglichen Nase begabt und nicht ganz ausgeglichenen Gesichtsformen, körperlich gewandt, kräftig und straff gebaut. Wir drei ergänzten uns ausgezeichnet, jeder in seiner Eigenart mit Zügen, die dem anderen abgingen, ich vielleicht als der gefühlsseligste und mit einer starken Sonderbegabung, eben der der Musik, der ursprünglichste, — Pietscher der begeisterte Schwärmer, gefühlsweich, aber zugleich nachdenklich, grüblerisch und mit einem leichten Nervenknax — Kloss endlich der körperlich Gesündeste und Stärkste, zugleich der suchende und alles kühl sachlich erwägende Kopf. Wir bildeten ein unzertrennliches Kleeblatt, und beide, Wolfgang und Erich, wurden mir so treue und unbedingt zuverlässige Freunde, an allen meinen Lebenszwecken und Fragen immer innigen Anteil nehmend, daß wir einen Bund fürs Leben schlossen. Wir haben uns so gut verstanden, jeder an seinem Teil vom anderen

nehmend und gebend, und wir hielten unsere Herzen so rein und selbstverständlich für den anderen schlagend, daß wir im späteren Leben jederzeit, auch wenn wir bisweilen jahrelang kaum etwas voneinander vernommen hatten, anknüpfen konnten als wären wir immer beieinander gewesen. Nie vermochten unsere durchaus verschiedenartig verlaufenden Lebensbahnen uns zu trennen. Dieses Freundschaftsband, in den glücklichen Jahren reifender Jugend geknüpft, hat sich als gefeit gegen alle Stürme individuellen Erlebens erwiesen. Wir blieben unwandelbar die gleichen treu zueinander stehenden Menschen mit allen unseren Charakteranlagen, wie sie sich in jenen Schultagen schon deutlich auszubilden begannen, und immer wieder, wenn wir in späteren Tagen zusammenkämen, wurden wir uns des tiefen und herzlichen Verständnisses unserer persönlichen Art bewußt.

Das Merkwürdige war, daß beide Freunde anfänglich in erster Linie meine musikalische Besonderheit schätzten und mich deswegen suchten, ohne selbst mehr als im allgemeinen Sinne musikalisch gestimmt zu sein. Allmählich kam ich nun aber auch mit den musiktreibenden Klassengenossen in Fühlung: da gesellte sich zunächst ein gewisser Bußmann zu mir, der in den Unterrichtspausen mir von Musik vorschwärzte, selbst viel Klavier zu spielen vorgab und allerhand Werke kannte. Er besuchte mich bald einmal, ließ sich von mir Beethoven-Sonaten vorspielen und gab seiner unverhohlenen Bewunderung Ausdruck. Dann setzte er sich selbst ans Klavier und verübte eine grausame Holzhackerei immer im Fortissimo, ohne Rücksicht auf Fehlgriffe, falsche Baßtöne und Danebenhauen. Ich sagte ihm das auch unumwunden, daß man den Werken des großen Beethoven mehr Ehrfurcht schulde und üben müsse. Mir war schon damals nicht nur der Sinn für die formale Struktur, den straffgebauten Zusammenhang eines Sonatensatzes aufgegangen, ich hatte auch besonders durch viel Nachlesen der Klaviernoten ohne am Klavier zu sitzen manche Wesenszüge der Stimmführung in den Mittelstimmen und der Baßlinien erkannt, die für den Vortrag wichtig waren. Bußmann hörte sich meine diesbezüglichen Erklärungen interessiert an und borgte sich nacheinander eine Menge Noten aus der umfangreichen Bibliothek meines Vaters. Als ich aber merkte, daß er im Zurückgeben sehr lässig war, ließ ich unsere Beziehungen erkalten und kümmerte mich nicht mehr um ihn. Er ist dann in der Obersekunda sitzengeblieben und bald vom Gymnasium verschwunden.

Anders und viel erfreulicher gestalteten sich Beziehungen

zu zwei recht guten Geigenspielern der Klasse. Der eine war Fritz Klaus, ein begabter, etwas bleich und angestrengt aussehender Mensch, der die Klasse zum zweiten Male durchmachen mußte, warum, ist mir eigentlich immer unverständlich geblieben, denn er blieb nachher bis zum Abitur immer einer der besten Schüler, hatte allerdings eine große Neigung zum Bummeln, Biertrinken und Sichgehenlassen. Beim guten Prof. „Zappelt“ trug er eine dunkelblaue Brille, hinter der er oft und tief pennte, aber merkwürdigerweise beim Aufruf durch den Lehrer sich immer rasch sammelte, und, obwohl ihn der „Zappelt“ als einen, der in der Stunde zu „mützen“ pflegte, erkannte, immer durchwitschte.

Der andere Violinist war Fritz Hartmann, der Theologe werden sollte, zunächst aber wenig Eigenschaften in dieser Richtung aufwies. Wie Klaus war er faul und dabei immer vergnügt. Oft habe ich mit ihm in fliegender Eile in der großen Pause, wenn uns der „Zappelt“ nicht als „Klassenglucket“ ins Freie schickte, die lateinisch oder griechisch zu präparierenden Texte rasch durchgenommen, die er regelmäßig zuhause vorzubereiten vergessen hatte. Beide aber waren begeisterte Musikanten und hatten in der Familie des Postsekretärs Drosihn im Trio, Quartett und Quintett schon eine tüchtige Fertigkeit im Zusammenspiel erlangt. Durch sie wurde ich bei Drosihns eingeführt. Ein Sohn des Hauses, Karl Drosihn, spielte Cello, und zwar mit gutem Strich und großer Sicherheit. Er war überhaupt außerordentlich musikalisch, hatte sich nacheinander an allen Orchesterinstrumenten versucht und konnte neben etwas Klavierspielen auch die Klarinette, Flöte und Trompete blasen. Natürlich kannte er sich auf der Geige, Bratsche und selbst dem Streichbaß ebenfalls aus. Karl Drosihn war ein stämmiger kräftiger Jüngling, der in die Untersekunda ging. In seiner Familie lernte ich nun zuerst die Werke der klassischen Kammermusik kennen, indem ich den Klavierpart übernahm. Adolf kam als Bratschenspieler dazu, und wir bildeten bald eine kleine regelmäßig miteinander musizierende Gruppe.

Die Seele des Unternehmens aber war der alte Drosihn, heimlich von uns „der wütende Musikant“ genannt, der bis zu meinem Erscheinen den Klavierpart selbst gespielt hatte, nun aber als begeisterter Zuhörer und anregender Förderer unserer musikalischen Nachmittage dabeisaß. Er konnte nie genug bekommen, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten wir oft vom Nachmittag bis tief in die Nacht hinein ein Werk nach dem anderen

vorgenommen. Ich erhielt so vielt Anregung und Belehrung durch diese Zusammenkünfte, daß ich dem Kreise nach dem Zusammenspiel oft noch in freien Phantasien auf dem Klavier wiederzugeben versuchte, was das Gehörte an musikalischen Stimmungen in mir ausgelöst hatte, und oft drängten sie mich alle, ich solle schleunigst aufschreiben und in eigenen Produktionen niederlegen, was mir durch die Seele ging. Und so geschah es denn auch: hatte ich schon vorher kleinere Tongebilde auf dem Papier festgehalten, ohne ihnen aber in Bescheidenheit und angeborener Selbstkritik Wert beizulegen, so versuchte ich jetzt, zusammenhängendere Stücke zu schreiben. Das erste Vierteljahr in Bernburg wurde zum Beginn meiner Kompositionsversuche.

Ich nahm es damit ernst. Daß ich nicht in Verstiegenheit darauf verfallen durfte, mich gleich größeren Formen, etwa Sonaten oder kammermusikalischen Werken zuzuwenden, sondern erst das nötige Rüstzeug in Melodiebildung, Harmonielehre und allgemeinem Formalwissen, um aus krassem Dilettantismus herauszukommen, erwerben mußte, war mir klar. Ich schaffte mir entsprechende Lehrbücher an, sah aber zu meinem Staunen, daß ich — abgesehen von neugelernten *termini technici* — das, was mir geboten wurde, als selbstverständliches Gefühl schon sicher in mir trug, so daß ich sehr bald wagen konnte, in Anlehnung an den tausendfach aufgenommenen Stil der großen Meister kleine Studienwerke zu produzieren. Vom Vater hatte ich schon als Kind, als ich zu improvisieren begann, einige höchst praktische Winke erhalten, mich bei meinem Streben nach farbigem Harmoniereichtum vorsichtig und geschickt auszudrücken: das war einmal der Fingerzeig gewesen, immer das vierstimmige Klavierspiel zu pflegen, dann den Gang der Mittelstimmen und des Basses sorgsam zu beachten, Quinten, Leitton-Terzverdoppelung usw. zu vermeiden. So war mir vieles, was sonst erst aus Büchern erlernt wird, zur zweiten Natur geworden, und bereichert durch die chromatische Klangwelt Richard Wagners, die mir von den großen Aufführungen in Dessau her im Ohr lag, begann ich zunächst einige bescheidene Lieder zu komponieren. Das erste, was mir einigermaßen gelang, war Goethes „Schäfers Klagelied“, dessen Vertonung bei Schubert mir nicht vollwertig erschien. Neben anderen vertonte ich Lenaus „Ruh auf mir, du dunkles Auge“ und dann einige kleine Männerchorsätze. Ich war auf diese Leistungen keineswegs eitel oder eingebildet, aber Eltern und Geschwister, sowie mein Drosihn-Kreis fanden das alles schon eigenartig und schön, und die an-

feuernde Anerkennung, die ich fand, ließ mich langsam weiter tasten. Die Musizierfreudigkeit wuchs erheblich, füllte einen großen Teil meiner Mußestunden neben dem Umgang mit den Freunden aus und verstärkte sich auch durch den Rückhalt, den ich am Vater und seinen Erfolgen als Sänger in der neuen Wirkungsstätte hatte. Nach Einarbeitung in seine Pflichten als neuer Schulleiter trat er sehr bald in der Öffentlichkeit als bedeutende Sangeskraft auf, sein Ruhm war ihm schon vorausgegangen. Er brauchte nur einige Male öffentlich gesungen zu haben, um sofort volle Anerkennung zu ernten. In einem Konzert, das der Städtische Gesangverein unter Leitung des Chordirektors Illmer veranstaltete, sang mein Vater, von Illmer begleitet, mehrere schwungvolle Lieder und riß die Hörer zur Begeisterung hin. Sein Ruf als Sänger und musikalisch hochgebildeter Mann war damit begründet, so daß ihm schon nach kurzer Zeit die Leitung des städtischen Lehrergesangvereins anvertraut wurde, den er in der Folgezeit zu künstlerischer Blüte emporführte.

Bei seiner geselligen Art, Gastfreundlichkeit und Freude am Umgang mit gleichgestimmten Seelen konnte es nicht ausbleiben, daß er bald einen Kreis von Bekannten gewann, mit denen er einen gemütlichen Verkehr unterhielt. In einem nahegelegenen Hotel fand sich ein Stammtisch zusammen, mit dem er ein Mal wöchentlich den damals sehr in Blüte stehenden Skat spielte. Es waren Bürger der Stadt, darunter ein alter pensionierter humorvoller Postbeamter Loth. Natürlich brachte er Lehrer seiner Schulen, die er schätzte, zu uns ins Haus. Bald begann er auch Gesangstunden zu geben, darunter einem sehr begabten jungen Lehrer Balzer, der eine vorzügliche Baritonstimme hatte und sich nach etwa halbjähriger Schulung durch den Vater zum Sängerberuf und zu weiterer Ausbildung, wenn ich nicht irre, in Leipzig entschloß. Schwester Clara hatte eine Neigung zu dem lebenswürdigen feurigen jungen Mann gefaßt und weinte bittere Tränen, als er uns verließ.

So hatten wir uns nach wenigen Monaten schon in Bernburg gut eingelebt. Eine kleine Besonderheit, die die Küche und unsere Mägen anging, wies Bernburg auf: das waren die Wasserverhältnisse. Gleich beim ersten Schluck Wasser war uns aufgefallen, daß das Wasser hochgradig salzig war. Wir erfuhren, daß das mit der Trockenlegung des „Großen salzigen Sees“ bei Mansfeld zusammenhing, einem bedeutenden Binnengewässer, in dem alle Tiere, Fische und Pflanzen ausgestorben waren. Von seiner Austrocknung versprach man sich zugleich einen Gewinn an frucht-

barem Ackerboden und war mit großen Pumpanlagen, die das Seewasser in die Saale abführten, zu Werke gegangen. Leider hatte man nicht bedacht, daß das Salz sich am Boden niederschlagen würde, und so war es gekommen, daß langsam vom Mittellauf der Saale ab bis zur Mündung eine große Reihe von Ortschaften versalzt war. Der Salzgehalt drang durch tausend unterirdische Wasseradern weit in die Erdschichten im Umkreis des Saalelaufs ein und verseuchte die Gegend. Der ganze Fischreichtum der Saale wurde vernichtet, unermeßlicher Schaden angerichtet, und die Städte hatten die größte Mühe, den Salzgehalt so zu reduzieren, daß das Trinkwasser genießbar blieb. Eine Unmenge von Prozessen der öffentlichen Körperschaften gegen den preußischen Fiskus waren die Folge. Ob sie jemals zu Ende geführt worden sind, die geschädigten Gemeinden Geldersatz erhalten haben, ist mir unbekannt. Wie arg dieser Salzgehalt war, zeigt die Tatsache, daß gewöhnliche Wasserkessel binnen einigen Monaten total verkrusteten. Die Zunge mußte sich erst sehr daran gewöhnen, daß alle Speisen und Getränke versalzen waren. Am wenigsten schadete dies beim Kaffee, dem ja bekanntlich eine kleine Prise Salz zur Geschmacksanreicherung dienlich ist; Tee freilich wurde durch Salzzusatz gründlich verdorben. Mit der Zeit aber gewann man den Salzgeschmack lieb, und nun wieder fiel uns bei Reisen auf, wie flau und matt alles in anderen Gegenden Deutschlands schmeckte.

Die Trockenlegung des großen Sees hat auch noch anderen nicht bedachten Schaden verursacht: ich erinnere mich an Bilder von Straßen in Eisleben, wo ganze Häuserreihen eingesunken waren oder vor dem Einsturz standen, da der starke Wasserabzug die Bodenschichten verlagerte und das normale Gleichgewicht der Bodenfläche aufgehoben hatte. Die Versalzung der ganzen Gegend hat sich niemals völlig beheben lassen. Etwa Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts hat die Trockenlegung begonnen: Als ich 1926 zum letzten Male Bernburg besuchte, schmeckte das Trinkwasser immer noch nach Salz, nicht mehr ganz so bitter-scharf wie 1894, aber doch noch sehr spürbar.

Nach dieser kleinen Abschweifung fahre ich in meiner Erzählung fort. Ich hatte gesagt, wie glücklich sich unser Leben in den neuen Verhältnissen anließ und, wenn wir auch das freie Landleben, den Garten und die alten Freunde noch lange vermißten, bot das Leben in dem größeren Raum der Stadt auch für die Eltern manche erfreuliche Abwechslung. Leider aber trat schon im Frühsommer ein Ereignis ein, das uns mit Sorgen er-



füllte: der Vater erkrankte plötzlich an Gallensteinen. Wir trafen ihn eines Nachmittags, als wir aus der Schule kamen, bleich und sich vor plötzlich aufgetretenen heftigen Schmerzen windend, daß er noch garnicht ins Bett gebracht werden konnte. Der eiligst herbeigerufene nächstwohnende Arzt, ein Dr. Schwenke, der dann unser Hausarzt wurde, ein etwa 40-jähriger kräftiger Mann mit einem scharfen Durchzieher auf der Wange, konstatierte einen Gallensteinanfall, linderte die Schmerzen durch eine Einspritzung und gab die nötigen Anweisungen. Die Anfälle kehrten gelegentlich wieder, es war eine aufregende Zeit. Der Arzt war dafür, daß eine eingreifende Kur in Karlsbad gemacht werde, wohin der Vater dann auch für mehrere Wochen auf Urlaub reiste. Der Karlsbader Mühlbrunnen galt in solchen Fällen für ein Allheilmittel. Mir ist erst sehr viel später der Gedanke gekommen, ob nicht die durch die starke Versalzung aller Nahrungsmittel veränderte Diät in Bernburg Vaters strotzende Gesundheit hat untergraben helfen.

Noch schien sich alles zum Besseren zu wenden. Die Kur hatte anscheinend den gewünschten Erfolg. Der Vater schrieb beruhigende Briefe von Karlsbad, trank seinen Brunnen und fand auch dort einen netten Kreis von Menschen, mit denen er sich anfreundete. Darunter war ein sehr begabter Maler Clemens, der ihn zum Abschied in einer vortrefflich gelungenen Kreideskizze porträtierte.

Der Vater kam von seiner Karlsbader Kur stark abgemagert und blaß zurück, aber in guter Stimmung. Ruhe, Ausspannung und das Brunnentrinken hatten offensichtlich gut gewirkt. Wir atmeten auf. Die Sommerferien konnte er noch zur Nachkur im Hause benutzen. Ich reiste auf Einladung Emil Tölpes für einige Tage nach Coswig und genoß den freundschaftlichen Umgang mit dem alten Dessauer Jugendfreund und seinen Schwestern sehr. Wir hatten uns viel zu erzählen. Meine Schilderung der mir so viel mehr zusagenden Schulverhältnisse Bernburgs fesselten ihn. Meine kleinen Kompositionen erfüllten ihn und seine Schwestern mit freudigem Staunen. Sie sahen mich schon die Stufenleiter zum großen Komponisten beschreiten und nahmen regen Anteil an meiner musikalischen Begeisterung und allem, was ich ihnen auf dem Klavier vorführte und vorphantasierte. Ich erzählte viel von Pietscher und Kloss, dem literarischen Verein und meinen neuen Musikfreunden, mit denen ich im Gegensatz zu Dessau fleißig Kammermusik betreiben konnte.

Vom Dessauer Leben konnte ich nicht viel Neues erfahren.

Emil war aber sichtlich reifer geworden und, was ich immer wieder an ihm bewunderte, von großer Einfühlsamkeit und geistiger Interessiertheit für Kunst und Wissenschaft.

Im übrigen habe ich mich in Bernburg während der Sommerferien wieder stark der Musik gewidmet. Karl Drosihn hielt mich für den geeigneten Klavierspieler auch für anspruchsvollere Sachen, die sein eigener Vater nicht hatte bewältigen können und setzte mich vor das Es-dur-Klavier-Quintett Schumanns, ein bekanntes edles Werk, das aber gerade an den Klavierpart erhebliche Anforderungen stellt. Um unsere Umgebung nicht zu sehr mit unserm Üben zu stören, baten wir den Direktor Hachtmann um die Erlaubnis, in der Aula des Gymnasiums, wo ein recht guter Flügel stand, üben zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gern erteilt, und nun spielten wir mit Feuereifer, bis das schwierige Zusammenspiel endlich gelang. Adolf spielte die Bratsche in diesem Quintett und war auch mit ganzer Seele dabei.

Aber nun wollte Freund Drosihn auch das Forellen-Quintett Schuberts einstudieren, zu dem nun freilich ein Streichbaß gehört. Woher das Instrument und dann den Spieler nehmen? Er wußte bald Rat: irgendwo lieh er sich einen dreiviertel großen Baß und bestürmte Wilhelm mit Bitten, sich mit diesem Baß zu befreunden, indem er ihm die Handgriffe zeigte. Natürlich ließ sich aus Bruder Wilhelm, der wie ich kaum je ein Streichinstrument in der Hand gehabt hatte, nicht im Handumdrehen ein richtiger Baßspieler hervorzaubern, aber es kam ja nur darauf an, daß an entscheidenden Stellen der tiefe brummende Baßton angestrichen wurde und siehe da: mit der Zeit gelang es, und an den wichtigsten Stellen brummte der Baß vergnügt mit. Das machte uns allen einen Riesenspaß und selbst Direktor Hachtmann fand Vergnügen an unsern Übungen und erfreute uns gelegentlich durch Zuhören.

In diesen Sommerferien besuchten uns in Bernburg die beiden Brüder des Vaters, Onkel Adam, der Förster, und Onkel Heinrich, der das kleine Bauerngut und die Gastwirtschaft des Großvaters übernommen hatte. Onkel Adam, der Vater unseres lieben Veters, des „großen Adolfs“, dunkelhaarig und dunkeläugig, ein Bild von Manneskraft, humorvoll und uns sofort sehr zugetan, und Onkel Heinrich, der ein kleineres und schwächeres Abbild des Vaters war, machten uns mit ihrem ausgesprochen hessischen Dialekt viel Vergnügen. Der Vater sang ihnen schöne alte Lieder vor. „Deine Stimme ist aber noch gut“, meinten beide Onkel. Der Vater führte sie in die Umgebung von

Bernburg und alle genossen das Wiedersehen der drei Brüder mit. Die Onkel luden uns für die Herbstferien nach Reichenbach in Vaters Heimat ein, und der Vater sagte wirklich zu. Wir drei Jungen sollten mit ihm zusammen doch endlich seine hessische Heimat, den Stammsitz unserer Familie, kennen lernen. Dort lebte noch die einzige ältere Schwester, mit einem Bauern Simon verheiratet. Der älteste Bruder Karl war Eisenbahner in Bebra und hatte sich aus irgendwelchen Familienzwistigkeiten von den Geschwistern etwas entfernt. Aber auch er wollte, als der Vater ihm schrieb, daß wir im Herbst das Hessenland besuchen kämen, uns gern ein paar Tage bei sich haben.

Nach den Ferien setzten wir unsere musikalischen Übungen mit Eifer fort. Karl Drosihn, der einen mächtigen Respekt vor meiner Musikbegabung bekommen hatte, drang in mich, Vater zu seinem Geburtstag im September ein Klavierquintett in der Zusammensetzung des Schubert'schen Forellenquintetts, also für Klavier, eine Geige, Bratsche, Cello und Baß, zu komponieren. Der Vorschlag machte mich lachen, war mir doch meine mangelhafte Übung, mich in so großer Form zu äußern, nur zu wohl bekannt. Ich wollte anfangs nicht 'ran, aber er ließ nicht locker, und schließlich skizzierte ich einen Plan für einen kurzen Allegro-Satz und dann ein längeres Andante, das ich aus dem Thema meines „Schäferliedes“ entwickelte. Wie sollte ich aber die verschiedenen Stimmen schön klingend und lebendig herausarbeiten? Das schien mir verwegen und konnte doch nur eine Stümperei werden trotz der brauchbaren und vielleicht gar nicht üblen Einfälle, die ich hatte. Als ich immer wieder zauderte, zwang Drosihn mich einfach, mit der Ausarbeitung zu beginnen, indem er mit seiner größeren Erfahrung aus dem Zusammenspiel dabei Hilfsstellung leistete und kurzerhand die Floskeln und Bewegungen, die ich für die einzelnen Stimmen erfand, neben mir am Klavier sitzend, notierte und mir die weitere Ausarbeitung auftrug. Ich fand in der Tat, daß die Schwierigkeiten nicht so unermesslich groß waren, wie sie mir schienen, wenn man sich nur an ein klares festes harmonisches Gerüst und ein sicheres Fortschreiten der Melodie hielt. Ich sammelte einen ganzen Strauß von Einfällen, verband sie miteinander, so gut ich konnte, und wenn das Ganze auch noch weit davon entfernt war, formgerecht gebaute Musik zu sein, so kam doch Zusammenhang hinein, und das mich selbst höchlichst überraschende Resultat war, daß der „Zimt“, als wir ihn nun in der Aula zu probieren begannen, wirklich gut klang. Das fand auch der Direx Hachtmann, der

einmal zu solcher Übung kam und große Augen machte, als ich ihm auf die Frage, was wir denn da spielten, errötend bekannte, daß es ein Kompositionsversuch von mir wäre. Bis zum Vorabend des Geburtstages und noch in der Nacht vor dem 18. September, wo der Vater von seinem Stammtisch heimkehrend Licht im Arbeitszimmer sah und eigentlich nachsehen wollte, was ich noch triebe, ich aber die Tür vorsichtshalber abgesperrt hatte, schrieb ich an der Skizze der umständlichen Klavierbegleitung, um sie einigermaßen spielbar zu bekommen. Am nächsten Morgen überreichte ich dann die beiden Sätze.

Abends versammelte sich die kleine Musikerschar bei uns, und das Opus wurde aufgeführt. Ich war fast beschämt über meinen Erfolg. Der Vater gab mir hocheifrig einen herzhaften Kuß. Ich wußte, daß das Ganze nur ein Versuch, ein Anfang war, und nahm mir vor, die Niederschrift kritisch durchzugehen, besser zu formen und durchzufeuern. Ich bin nicht dazu gekommen, andere Aufgaben drängten sich dazwischen.

Im literarischen Verein war Hochbetrieb. Die Herbstaufführung stand bevor. Auf dem Spielplan standen Szenen aus Schillers „Don Carlos“ (Marquis Posa und der König) usw., bei denen ich nur Zuschauer war, dann aus dem „Wilhelm Tell“ die große Melchthalszene und der Rütli-Schwur. Ich bekam die Rolle des Walter Fürst und benahm mich als älterer Schweizer am Anfang wohl recht ungeschickt. Aber unter fleißigem Üben, vielen Proben im Haus, dann in Kostümen, die wir von einer Thüringischen Verleihanstalt erhielten, ging es schon besser. Die anfängliche Scheuheit wurde überwunden. Was sonst noch gespielt wurde, weiß ich nicht mehr. Am Abend der Aufführung glänzte natürlich Walter Kraatz als Marquis Posa mit seinem vollklingenden pathetischen Organ und dramatischen Spiel. Wir Jüngeren mußten den Bühnenvorhang usw. bedienen und waren in großer Aufregung. Der Saal war vollbesucht und alle in bester Stimmung. Der gemütliche Teil des Abends bei Tanz und Kaffeepause zog sich bis nach Mitternacht hin.

Bald nach diesem ereignisreichen Abend trat der Vater mit uns drei Jungen die geplante Reise in seine hessische Heimat an. Es war an einem naßkalten Frühmorgen unserer Herbstferien, daß wir nach dem Abschied von Mutter und Schwester, die das Haus hüteten, einen fast leeren Wagen vierter Klasse eines Bummelzugs bestiegen und langsam gen Westen dahinrollten. Daß der Vater aus Sparsamkeit mit uns 4. Klasse fuhr, in der wir aber auf den schmalen Längsbänken bequem sitzen konnten,

erhöhte nur die fiebrige Reiselust in uns. Es war ein Spaß, mit den einfachen Landleuten, die mit großem Gepäck und Säcken jeweils kurze Strecken mitzuführen, launige Gespräche zu führen oder ihrem Geplauder zu lauschen. Die Landschaft fesselte uns, Ortschaften, deren Namen wir längst kannten, wurden passiert. Wir hatten noch nicht viel von der deutschen Heimat gesehen. Wie neu und schön war alles und wie freuten wir uns, als wir allmählich in die hügeligen Landstriche des Thüringer Waldes drangen, wir Kinder der Ebene, die wir bisher unsere nächste höhere Erhebung, den Brocken, immer nur aus der Ferne vom Schloßberg Bernburgs aus hatten herüberwinken sehen.

In den Mittagsstunden waren wir in Waldkappel. Onkel Karl, der älteste Bruder des Vaters, war zu unserer Begrüßung von Bebra herübergekommen. Er war erheblich kleiner als der Vater, aber kräftig und untersetzt, mit grauem Bart, weidmännisch aufgemacht. Er zeigte uns sein starkes Gebiß und behauptete, damit einem Eber den Kopf abbeißen zu können. Nach Reichenbach, dem Heimatsdorf der Vogts, kam er nicht mit, lud uns aber erneut ein, auf der Rückreise bei seiner Familie in Bebra vorzusprechen. Und dann waren wir in Lichtenau, der Endstation unserer bis dato längsten Bahnfahrt. Onkel Adam und Onkel Heinrich holten uns ab, und wir sprangen vor Freude um sie herum, als es nun zu Fuß den etwa einstündigen Marsch nach dem in Waldungen und zwischen Hügeln gelegenen altertümlichen Dörfchen Reichenbach zurückzulegen galt.

Wir wanderten nun den Pfad, den der Vater so oft in seiner Jugend gegangen war und den wir aus seinen Erzählungen kannten. Langsam ging es bergan. Es waren ja keine himmelhoch anstrebenden Gipfel, wie kindliche Phantasie sie uns wohl manchmal vorgemalt hatte, auch der Kinderberg nicht, der vor dem Dörfchen lag, aber es waren doch reizende Hügel, und die Felder und Waldstücke, zwischen den Erhebungen eingestreut, ließen den Blick an den Schrägen und Hängen haften und ihn hierhin und dorthin sanft gleiten, ohne daß er, wie in der weiten deutschen Tiefebene, die uns bis dahin umgeben hatte, an der Gleichmäßigkeit der Fläche ermüdete.

Wir wurden verteilt untergebracht, der Vater und ich bei Onkel Heinrich im Stammhaus meines Großvaters, Wilhelm und Adolf beim Försteronkel Adam. Ländliche Einfachheit herrschte in jeder Beziehung. Der Vater hatte uns schon darauf vorbereitet, aber wir waren nicht verbildet. Der Gegensatz der ländlichen Welt zu unserm Stadtleben war ja gerade so neu und an-

ziehend für uns. Bei aller Schmucklosigkeit und Dürftigkeit der äußeren Lebensgestaltung waren die Häuser und Wohnungen voller Behagen und wirkten in sich als sichere Stilbildungen. Das ganze Dorf bot ein in sich geschlossenes anmutiges Bild. Ich war noch viel zu unreif, um bewußt zu erkennen, daß hier anders als bei uns im nördlichen Mitteldeutschland noch guter alter Baustil lebendige Zeugnisse eines unverdorbenen reinen Geschmacks hinterlassen hatte. Wie traulich behaglich wirkten diese einfachen alten Bauernhäuser mit ihren Giebeln, vielfach nach der Straßenseite gerichtet, den Linien des Fachwerks, den Strohdächern, im Gegensatz zu den nackten unschönen Backsteinkästen, den sinnlosen Zieraten, dem häufigen knalligen Protzentum in unserer Gegend. Vieles gab es für uns zu sehen: die Landschaft, die gewellten Hügel und verstreuten Forsten, in den Wohnungen der Onkels die alten Winkel der angeräucherten Stuben, die Viehställe und Höfe, die Felder. Wir trieben uns rührig herum. Onkel Adam nahm seinen Lieblingsneffen, unsern „kleinen Adolf“, mit auf den Anstand. Ich glaube, er ließ ihn sogar einmal ein Jagdgewehr abdrücken. Unbeschreibliches Vergnügen bereitete den Brüdern bei Onkel Adam eine Kuh im Stall unter ihrem Schlafzimmer, die einen gar gewaltigen Kontrabaß brummte und sie morgens damit zu wecken pflegte.

Im Hause des Onkels Heinrich, wo ich kampierte, war einst die Wirtschaft des Großvaters gewesen. Hier hatte der Großvater mit seinen vier starken Söhnen, wenn sonntags die Bauernburschen im Rausch Streit begannen, kurzen Prozess zu machen gepflegt, die Lümmel mit den Köpfen zusammengestoßen und stracks zum Haus hinausgeworfen. Ein altes Tafelklavier, auf dem Vater einst seine ersten musikalischen Übungen begann, war noch vorhanden, aber abgesehen davon, daß es schauderhaft verstimmt war, enthüllte es sich beim Öffnen als bewährte „Äppelkiste“ für kostbare Apfelsorten. Wir sahen das Kirchlein des Orts mit seinem schlanken Turm und erinnerten uns der Erzählung des Vaters, wie er einst als Knabe, von Grimm erfüllt über eine Katze, die ihm einen Singvogel geraubt hatte, sie in einen zugebundenen Topf gesteckt und hoch vom Kirchturm herabgeschleudert hatte, mit der ihn völlig entwaffnenden Wirkung, daß der Topf zwar in tausend Scherben zersprang, die Katze aber fröhlich miauend sich nach dem Knaben auf dem Turm umsah und davonlief.

Natürlich ließen die Onkel es sich nicht nehmen, uns mit allem, was sie an kräftigen Nahrungsmitteln, Schinken, Hausma-

cherwurst, Butter und Käse, Kuchen, Eiern u. dgl. hatten, gehörig zu atzen. Unser Appetit ließ nichts zu wünschen übrig. Onkel Heinrich, der blasse und schwächliche Mann mit einem Magenübel, war trotzdem von zäher Konstitution. Er war in dritter Ehe verheiratet und hatte von seinen vielen Kindern nur ein paar halbwüchsige Sprößlinge bei sich; einfache und herzlich entgegenkommende Vettern und Basen.

Nach ein paar Tagen in dem gemütlichen Reichenbach wandten wir uns nach Bebra und blieben eine Nacht bei Onkel Karl, wie es verabredet war. Hier war ein gutes Klavier, und wir mußten uns produzieren, der Vater sang. Onkel und Tante hatten ein einziges heranwachsendes Töchterlein. Man gab sich viel Mühe, uns verwandtschaftlich gut zu behandeln und zu beköstigen, nur die Unterbringung nachts war schwierig. Wir mußten zu zweien in einem Bett schlafen, und dafür waren wir doch schon etwas zu groß.

Von dort erfolgte dann am nächsten Tage die Heimreise, die uns über Kassel führte, wo wir noch für einen Tag beim Onkel Wilhelm Wiskemann, dem Gymnasialprofessor, zubrachten. Den Onkel kannten wir von gelegentlichen Besuchen bei uns. Mit Tante Emma, einer geborenen von Kaufungen, und den beiden Kindern, Vetter August und Base Else Wiskemann, wurden wir erst jetzt bekannt. Der etwa mit Adolf gleichaltrige Vetter war zwar ein kräftiger aber wenig begabter Junge. Er machte den Eltern Sorge, und Kusine Else, ein zartes blasses schönes Mädchen von vielleicht 14 Jahren, wohl gescheit genug, aber überzüchtet, nervenschwach und schon damals etwas sonderbar im Wesen. Der Onkel, der ein vorzüglicher und begeisterter Geigenspieler war, holte seine Violine hervor, und auch hier wurde des Abends eine tüchtige Hausmusik gemacht.

Voll von allen Reiseerlebnissen, gekräftigt und erfrischt von den vielen neuen Eindrücken, kehrten wir nach Bernburg zu Mutter und Schwester zurück. Die Bekanntschaft mit zahlreichen Verwandten und der Einblick in die einfachen ländlichen Verhältnisse, unter denen sie lebten, hatten uns viel Neues geboten. Ihre aufgeschlossene und warmherzige Art, der Ernst, mit dem sie ihre Lebensaufgaben erfüllten, hatte uns sehr angesprochen. Die Mutter hatte oft gesagt, daß die Bevölkerung im Anhaltlande im Gegensatz zu den Hessen so flach sei wie ihr Land. Das klang etwas hart, und wir waren noch nicht reif genug für solche Urteile. Immerhin war es tatsächlich so, daß sich wenigstens unsere Verwandten hessischer Abkunft einfacher und offener

gaben als die Menschen, mit denen wir es in Anhalt zu tun hatten. Wir mußten unserer lieben Mutter und der Schwester ausführlich über alle Einzelheiten unserer Reiseerlebnisse berichten und konnten uns besonders nicht genug daran tun, von dem sehr unterhaltsamen Onkel Wiskemann zu berichten, der mit seinen kuriosen Erlebnissen und den vielen heiteren Anekdoten, die er äußerst lebendig und zur Lachlust reizend zu erzählen wußte, uns viel Vergnügen gemacht hatte. Auch meinen Freunden Wolf und Erich mußte ich auf unseren Spaziergängen des Nachmittags viel über die neuen Anregungen der Reise erzählen. Ich gab ihnen auch einige der lustigen Geschichten des Kasseler Onkels zum besten, z.B. von seiner Untersuchung auf Militärtauglichkeit. Ich versuchte, mich seiner Sprechweise anzupassen, aber sein großes Erzählertalent und seine lebendige Art zu schildern ließen sich nicht nachahmen. Eine Geschichte, die uns so sehr erheitert hatte, war folgende:

Der Onkel war als junger Lehramtskandidat eines Tages von der ernstlichen Mahnung eines Bezirksamts überrascht worden, sich nach seiner anfänglichen Rückstellung vom Militärdienst an einem bestimmten Tage in Fulda zu neuer militärischer Musterrung zu stellen mit dem Bemerken, daß man schon längere Zeit nach ihm gefahndet hätte. Um dem dringlichen Befehl zum Erscheinen vor der Militärkommission zu entsprechen und ja pünktlich da zu sein, nahm er eines Morgens für die Reise vom Ort seines Gymnasiums, der noch keine Eisenbahnverbindung hatte, die gelbe Thurn- und Taxische Postkutsche. Beim Einsteigen begrüßte er höflich als einzigen Gast einen würdigen älteren Herrn im schwarzen Gehrock mit einem Ordensband im Knopfloch. Er setzte sich bescheiden auf den Plüschsitz ihm gegenüber, wurde aber aufgefordert, neben dem Herrn Platz zu nehmen und bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Der alte Herr erwies sich als intim bekannt mit allen Verhältnissen des Hessischen Landes, sprach über viele Bekannte, deren Namen auch meinem Onkel nicht fremd waren und schließlich auch von der Familie meines Onkels, von der er mehrere Mitglieder als angesehene Juristen und Pfarrer kannte, gab aber seinen eigenen Namen nicht an, und mein junger Onkel wagte aus Ehrfurcht nicht, ihn danach zu fragen. Sie kamen u.a. auch auf die alten griechisch-römischen Klassiker zu sprechen, und der ältere Herr bewies eine ungeheuer genaue Kenntnis der großen alten Schriftsteller. Er konnte viele griechische Hexameter zitieren, ebenso Verse der Horazischen Oden u. dgl. mehr, so daß sie beide bald



in jugendliche Begeisterung verfielen. Die Stunden der gemeinsamen Fahrt vergingen im Fluge, und als sie beide in Fulda ausstiegen, gab der Herr dem jungen Manne freundlich die Hand und sagte: „Also, auf Wiedersehen!“, worauf mein Onkel erwiderte, er würde wohl kaum die Ehre haben, seinem interessanten Reisegefährten so bald wieder zu begegnen. Der aber meinte: „Es ist garnicht unmöglich, daß wir uns sehr bald wiedersehen!“, was meinen Onkel sehr verwunderte.

In dem für die Musterung vorgesehenen Amtsgebäude wurde mein Onkel in einen Warteraum mit anstoßendem Untersuchungsaal geführt. In dem Zimmer war schon eine Anzahl von jungen Männern versammelt, nicht Rekruten, sondern gestellungspflichtigen älteren Jahrgängen, die wohl zum zweiten oder dritten Male auf Militärtauglichkeit geprüft werden sollten. Onkel Wiskemann bemerkte bald, daß er nach Aufruf der hierher befohlenen Mannschaften durch einen Feldwebel in der alphabetischen Reihenfolge der Namen der letzte sein würde. Die jungen Leute mußten sich entkleiden und wurden einer nach dem andern durch die Tür in den großen Raum geschoben, der nach der Innenseite durch einen Vorhang gegen Neugierige geschützt war. Die Untersuchung der ganzen Schar dauerte geraume Zeit. Einige wurden für dienstpflichtig erklärt, andere kamen mit entsprechend heiteren Mienen als freigestellt zurück. Endlich kam die Reihe an meinen Onkel, der nun als Adam anzutreten hatte und von dem Feldwebel mit dem Ausruf: „Jetzt kommt der Einjährig-Freiwillige Doktor der Philosophie Wilhelm Wiskemann“ durch den zurückgeschlagenen Vorhang in den Saal gelassen wurde. Verlegen schritt der Aufgerufene auf die im Hintergrund des Saales feierlich thronende Kommission von Herren in Zivil und Uniform zu, aus deren Mitte sich zu seinem größten Erstaunen als Vorsitzender der corona sein Reisegefährte erhob, ihn heranwinkte und ihn mit den Worten begrüßte. „Sagte ich Ihnen nicht, daß wir uns wiedersehen würden?“ Er schüttelte ihm die Hand und wandte sich an die übrigen Mitglieder der Kommission mit den Worten: „Darf ich Ihnen meinen jungen Freund, Herrn Wilhelm Wiskemann, vorstellen?“ Worauf diese sich sämtlich erhoben und der so Vorgestellte sich in seiner ganzen Körperschönheit vor jedem einzelnen tief zu verneigen hatte. Dabei kam ihm zu seiner größten Beschämung als echtem Adam wie in der biblischen Geschichte vom Paradies zum Bewußtsein, daß er splitternackt war — und er wußte nicht, wo er die Hände hintun sollte. Alle lächelten ihn aber freundlich an,

und die ausbrechende Heiterkeit ob des ungewohnten Schauspiels half ihm, sich in die Komik der Situation zu finden und dann, abgewandt von den übrigen Herren, die kurze körperliche Untersuchung durch den Stabsarzt geduldig über sich ergehen zu lassen. Da er aber als echter Wissenschaftler der damaligen Zeit kein muskelstarker Sportsmensch war, lautete das Verdikt bald auf eine endgültige Freistellung von der Dienstpflicht. Er durfte sich zurückziehen, und nochmals erhoben sich der Präsident und die übrigen Mitglieder der Kommission, und nach wiederholten Verbeugungen schritt der nackte Spatz dem Ausgang zu. Er wurde von dem Feldwebel in dem jetzt von der ganzen früheren Gesellschaft entleerten Raum mit den Worten empfangen: „Nun, hat man Sie geschnappt?“ Doch mein Onkel, befreit von dem Alldruck dieses verblüffenden Erlebnisses, warf sich überwältigt von der Komik seines Auftretens vor der Kommission in einen Stuhl und brach in ein nicht enden wollendes Gelächter aus. Der Feldwebel wollte ihn beruhigen und meinte wohl, Zeuge eines Nervenkollapses zu sein: „Nun, es wird ja so schlimm nicht werden!“ — „Doch, es war furchtbar!“ — „Also hat man Sie doch genommen?“ — „Nein“, rief der Onkel unter ständigem Lachen aus — ein wahrer Lachkrampf schien sich seiner zu bemächtigen, die Luft ging ihm aus, und er mußte wie ein schreiendes Kind lange um den Atem ringen — der Volksmund sagt hiervon „die Pneumatik platzt“ — bis er sich endlich beruhigen konnte, um dem Feldwebel das Ganze zu erklären. Der stimmte dann auch herzlich in das Lachen über dies Begebnis ein und half ihm bereitwillig in seine Kleider.

Der Onkel hatte jedenfalls von dieser Fahrt zur Musterung eine Geschichte für sein ganzes Leben mit nach Hause gebracht, die er wer weiß wie oft seinen Angehörigen und Freunden zu immer neuer Erheiterung erzählen mußte.

Eine andere Perle seiner Erzählungen, die ich mir gut im Gedächtnis bewahrt hatte und an meine Freunde weitergab, war folgende:

Der Vater meines Onkels, also mein Großvater, kam einst als wohlbestallter Pfarrer einer kleinen Gemeinde auf einer großen Fußwanderung durch das alte Kurhessen an einem Abend in einem ihm noch unbekanntem entlegenen Teil des Hessenlandes in ein hübsches Städtchen, wo er die Nacht zubringen wollte. Er war in einen schwarzen Anzug gekleidet mit einem breiten schwarzen Filzhut auf dem Kopf und trat in einen Gasthof, wo er die Tür zur Schenkstube öffnete, den Wirt um ein Nachtquar-

tier zu bitten. Beim Eintreten sagte er freundlich „Guten Abend!“ und sah in dem schon schummerigen Gemach vier wackere Männer beim Kartenspiel sitzen, die bei seinem Gruß aufblickten und ihn dann wie entgeistert anstarrten. Ihre Augen öffneten sich weit, sie erblaßten, keiner erwiderte den Gruß. Alle saßen wie versteinert, die Karten entfielen ihren Händen, und als der Besucher einen Schritt näher trat, ging ein Zittern durch die Gestalten. Einer nach dem anderen erhob sich, immer den Ankömmling wie ein Gespenst betrachtend, einer behielt noch die Karten krampfhaft in der Linken, ein anderer drückte seinen Jägerhut zusammen, ein Dritter hatte das Seidel in der Hand und der Vierte faßte sich an den Hals, als ob ihn schon der leibhaftige Gottseibeius an der Gurgel packen wollte. Alle bückten und duckten sich mit einer Hand vor dem Gesicht. Wie zur Abwehr gegen den Fremden rückten sie — immer die Augen auf ihn geheftet — und am ganzen Leibe zitternd auf eine Klapptür am Schenktisch zu, schlüpfen hindurch und stürzten im Nu durch eine gegenüberliegende Tür ins Freie. Der Gast war durch diese Wirkung seines Auftretens wie vom Donner gerührt und wandte sich schließlich zu dem hinter dem Schancktisch erschreckt kauernenden Wirt mit der Frage: „Was ist denn nur los hier, warum sind die Männer über mein Erscheinen so erschrocken, daß sie die Flucht ergreifen?“ Der Wirt, ebenfalls mit allen Zeichen des Schreckens und der Angst zu ihm aufschauend, stammelte endlich: „Seid Ihr...der Pfarrer...Wiskemann?“ — „Ja,“ sagte der also Angeredete, „der bin ich.“ — „Allmächtiger Gott!“ rief der Wirt aus, „der Pfarrer Wiskemann, den wir vor acht Tagen beerdigt haben?“ „Nein!“, donnerte ihn mein Großvater an, „wie kommen Sie zu diesem Wahn? Der bin ich nicht. Ich bin nicht von den Toten auferstanden, bin Fleisch und Blut. Sehen Sie doch hier meine Hand und fühlen Sie meinen Puls!“ Zögernd und noch immer ängstlich faßte der Wirt nach der warmen Hand des Gastes, der ihm beruhigend über seine andere Hand fuhr: „Fassen Sie sich doch nur, hier muß ein Irrtum vorliegen.“

Zögernd erzählte nun der Wirt, daß sie ihren hochverehrten Pfarrer Wiskemann vor einer Woche zu Grabe getragen hätten und der Neuankömmling ihm so verblüffend ähnlich sähe. „Der muß doch aber viel älter gewesen sein als ich.“ Der Wirt gab das zu, aber noch vor ein oder zwei Jahrzehnten habe dieser genau so ausgesehen wie der Gast, und der Schrecken, daß der Gestorbene verjüngt wieder unter sie getreten sei, wäre ihnen

so in die Glieder gefahren. „Das Ganze ist sehr merkwürdig,“ sagte mein Großvater, „der Verstorbene muß einem mir und meiner Familie unbekanntem Zweig unseres Hauses angehört haben. Ich habe bis zur Stunde nie etwas davon vernommen, daß ein Verwandter als Pfarrer hier gewirkt hat. Aber nun rufen Sie mal Ihre flüchtigen Gäste wieder herein. Sie sollen ihr Kartenspiel ruhig fortsetzen, hier sei kein Gespenst aus dem Grabe gestiegen, um sie zu verjagen, sondern nur ein richtiger Wanderer, jung und gesund und von Fleisch und Blut.“ Langsam, noch immer scheu und ängstlich kamen die Zurückgerufenen in das Gastzimmer herein und musterten zweifelnd den Doppelgänger ihres verstorbenen Pfarrers. Der aber lachte sie aus und sagte: „Ein Spiel der Natur, meine Herren, eine zufällige Ähnlichkeit, nichts weiter ist es, die mich mit dem Verstorbenen desselben Namens verbindet, und der sicher einen gleichen Vorfall mit mir gehabt haben wird. Also fassen Sie Mut und lassen Sie sich nun von mir zu einem Glase Bier einladen, damit wir die bösen Geister beschwören und auf das Gedächtnis Ihres verstorbenen Pfarrers ein Glas leeren.“

Endlich setzten sie sich beruhigt zusammen, und unter heiteren Geschichten, deren schon mein Großvater viele zu erzählen wußte, wurde das Schreckgespenst gebannt und ein gemeinschaftlicher Umtrunk gehalten.

Die Geschichte wurde von den zu ihren Familien heimkehrenden Kartenspielern verbreitet und ging wie ein Lauffeuer durchs Städtchen. Der Großvater hat sich am nächsten Morgen einer ganzen Reihe von Bürgern zeigen müssen, die sich ob der verblüffenden Ähnlichkeit mit dem Heimgegangenen nicht genug haben verwundern können.

Das Schulleben begann aufs neue. Ich brauchte mich nicht anzustrengen, lebte meinen Liebhabereien, es gab Spaziergänge mit den Freunden, den literarischen Verein, Musik... Abwechslung und Anregung in Hülle und Fülle. Die Kammermusik wurde fortgesetzt, wir alle lernten dazu und waren eifrig bei der Sache.

Auf Drängen meiner Freunde gründete ich in diesem Winterhalbjahr mit Genehmigung des Direktors Hachtmann, der den Plan sehr begünstigte, einen Musikverein am Gymnasium, der

zur Pflege edler Musik die Schüler der vier oberen Klassen vereinigen sollte nach dem Muster unseres literarischen Vereins. Neben der Instrumentalmusik wurde ein kleiner Männerchor gebildet, den ich leitete. Er übte sich zuerst an Volksliedern und ging allmählich zu schwierigeren Werken über. Literatur hierfür bot die Notensammlung meines Vaters in reicher Auswahl.

Ein markantes Ereignis war ein Konzert des Vaters mit seinem Lehrgesangverein. Es war ihm gelungen, die hervorragende Dessauer Künstlerin Frau Nier-Bingenheimer für Liedervorträge zu gewinnen. Sie war als Kammersängerin, wie erzählt wurde, nur wegen ihrer kleinen und allmählich zu rundlich gewordenen Figur von der Bühne geschieden, auf der ich sie oft und mit Begeisterung in den großen Rollen als Fidelio, Elisabeth, Brünnhilde, Elsa usw. bewundert hatte, und nun sollte sie gar in unser Haus kommen! Mit Herzklopfen sah ich ihrem Besuch entgegen. Sie war reizend, sprach ein drolliges Bayrisch und wollte sofort ihre Lieder für den Abend noch einmal durchsingen. Ich mußte sie begleiten und war hingerissen von der Süße und Größe ihrer Stimme und überglücklich, als sie meine Begleitung lobte. Ihr Mann, der 2. Kapellmeister der Dessauer Oper, Gustav Nier, vielleicht Mitte der Dreißiger, kam bald dazu. Sie lobte mein Klavierspiel so eindringlich, daß Nier mich gleich aufforderte, die Lieder noch einmal mit ihr zu probieren. Es waren u. a. von Brahms „O versenk, o, versenk dein Leid, mein Kind“, „Guten Abend, gute Nacht“ — gar nicht ganz leichte Sachen. . . und als Nier sah, daß alles einwandfrei ging, sagte er: „Da trete ich heute abend vor dem jungen Künstler zurück. Sie sollen meine Frau begleiten.“ Ich war sprachlos, aber er ließ nicht locker: „. . . weiß ja selber, was für ein Vergnügen mir ähnliches erstes Auftreten als junger Mensch gemacht hat, Sie können schon, nur los!“ Dann zeigte er mir noch an einem etwas populären Liede, wie ich der Sängerin durch ein paar Takte eigener zusätzlicher Improvisation eine Atempause verschaffen könne und war ganz begeistert, als ich seine angeschlagenen Wendungen selbständig frei ausgestaltete. „Wenn der junge Mensch nicht der geborene Musiker ist, dann weiß ich nicht, wer überhaupt Musiker werden soll“, sagte er zum Vater, der ihn fragte, ob er mich Musik studieren lassen solle.

Am Abend ging alles schön und ohne Scheu, Beklemmung oder Unsicherheit vorüber, sodaß ich die Sängerin, die in den folgenden Jahren wiederholt in Bernburg konzertierte, noch ein oder zwei Mal begleiten durfte.

Ich schwamm im Glück, und es schien nach allen Bedenken, die die Eltern immer gehabt hatten, eine Zeitlang nun fast ausgemacht zu sein, daß ich nach dem Abitur Musik als Lebensberuf wählen solle. Daß es doch wieder anders kam, daran war wohl in erster Linie die wankende Gesundheit meines Vaters schuld, die uns in den kommenden Jahren mit Sorge erfüllte.

Vorher wurde aber mit noch größerem Eifer als bisher Musik getrieben. Meine Stimme hatte sich nach dem kaum merklich gewesenen Umbruch langsam zu einem sehr hohen Iyrisch angehauchten Tenor gefestigt. Ich sang viel, der Vater gab mir mancherlei Winke, hielt aber richtige Gesangsübungen für verfrüht. Die Stimme war längeren Anstrengungen noch nicht gewachsen. Ich trat als gesuchter Tenor in den Schulchor ein und wurde auf Friz Klaus' Veranlassung Mitglied des gemischten Kirchenchors der St. Marien-Kirche in der Altstadt. Sie lag, wie erwähnt, als ein recht stattlicher gotischer Bau hinter dem Marktplatz. Der Chor setzte sich aus Schülern sämtlicher Schulen Bernburgs zusammen, Tenor und Baß lieferten die älteren Jahrgänge des Gymnasiums und Realgymnasiums. Die Mitglieder erhielten für das regelmäßige Singen an Sonn- und Festtagen und bei sonstigen Feierlichkeiten: Hochzeiten, Taufen usw. eine kleine monatliche Vergütung, die als willkommenes Taschengeld gern angenommen wurde. Leiter des Chors war der Organist der Kirche, ein pensionierter Lehrer, Fritz Troost mit Namen. Er war ein ganz vorzüglicher Musikant, ein gediegener Orgelspieler, tüchtiger Chorleiter und Komponist mancher ausgezeichneten Chorgesänge geistlichen Inhalts und von sog. Zwischengesängen, wie sie in der Liturgie erwünscht waren.

Das erste Winterhalbjahr in Bernburg stand für mich ganz unter dem Zeichen der Musik. Die Schule trat hingegen weit zurück. So oft ich konnte und die Eltern und Geschwister nicht allzu sehr störte, saß ich am Klavier und studierte, gründlicher und mehr auf Erkenntnis der musikalischen Formengebung ausgehend, die Klavierwerke der Klassiker, besonders Beethovens Sonaten, deren feste Formen und klare Zusammenhänge im Aufbau mir immer mehr aufgingen. Ich übte selbst die letzten seiner großen Klaviersonaten, fühlte die darin konzentrierte und gesteigerte Ausdrucksgewalt, und wenn ich sie technisch auch keineswegs einwandfrei bewältigen konnte, so trugen solche Übungen doch reichen Gewinn. Die Rücksicht auf meine Umgebung, die ich nicht mit stundenlangem Klavierspiel plagen durfte, brachte mich dazu, die Noten still für mich zu lesen. Hieraus

lernte ich viel und entdeckte oft Linien der Themenführung, die mir beim Spiel verborgen geblieben waren. Aus solchen Leseübungen lernte ich es, mir Notenbilder klar vorzustellen und eigene Töne, die mir durch den Kopf gingen, sofort im Notenbild zu sehen. Kleine Kompositionsversuche wurden gemacht, ohne daß das Klavier viel zu Hilfe genommen wurde. Zu solchen Versuchen glaubte ich, Harmonielehre studieren zu müssen. Die üblichen Lehrbücher sagten mir aber wenig Neues. Was sie mit Lehrsätzen und Beispielen erklärten und forderten, war mir längst geläufig und gefühlsmäßig aus den Meisterwerken der Klassiker abgeleitet. Die trockene dogmatische Diktion solcher Handbücher stieß mich ab. Ein Lehrer, der mich fest in die Hand nehmen und in die Geheimnisse der Generalbaßlehre und Kontrapunktik hätte einführen können, war in Bernburg nicht vorhanden. Wäre ich noch in Dessau geblieben, hätte ich von August Klughardt und dem zweiten Kapellmeister der Oper Nier sicher viel lernen können. So förderte ich mich allein weiter, durchstöberte die Notensammlung meines Vaters, spielte die Klavierauszüge von Oratorien, einigen Opern, die Liederbände der Gesangsmeister und griff mit Begeisterung zu Klavierauszügen von Richard Wagners Werken, die ich aus einer Musikalienhandlung entlieh und die mir durch die Dessauer Aufführungen bis auf den „Tristan“ und „Parsifal“ schon bekannt waren. Wagners farbenreiche chromatische Harmonien, die Ausdrucksgewalt seiner Tonsprache in der Ausschöpfung des poetischen Gehalts der Dichtungen waren es, die mich mächtig anzogen und mich selbst in kleinen Improvisationen zu freier akkordlicher Gestaltung und Modulation bestimmten. In unserm Musikverein wurde zunächst viel Kammermusik geübt. Wir spielten Trios, Quartette und Quintette. Unser kleines Orchester stand noch in den Kinderschuhen, aber der Chorgesang wurde gepflegt und im Winter konnten wir uns schon vor den Angehörigen der Mitglieder hören lassen. Ein Stubenhocker wurde ich aber nicht in dieser ganz der Musik gewidmeten Epoche. Bei gutem Wetter wurden nachmittags Spaziergänge gemacht, und als der Winter Frost und Eis brachte, waren wir auf der Eisbahn zu finden, wo Kloss durch sein elegantes Schlittschuhlaufen mir weit überlegen war. Meine Schularbeiten vernachlässigte ich ziemlich. Ich lebte im Lateinischen und Griechischen immer noch von dem Vorsprung aus der Dessauer Zeit und brauchte mich nicht mit dem Präparieren für den Unterricht des guten „Zappelt“ aufzuhalten.

An einem der ersten Märztage des Jahres 1895 bestand mein Bruder Wilhelm das Abiturienten-Examen. Bei seiner allseitigen Begabung und seinem großen Fleiß hatte er in allen Fächern gute und in einzelnen sehr gute Leistungen aufzuweisen, so daß er von der mündlichen Prüfung dispensiert wurde. Von der Verkündung des Ergebnisses der Prüfung kehrte er schon mittags unerwartet zu uns zurück. In seinen sonst immer still-ernsten Gesichtszügen lag der Widerschein innerer Freude, als er den Eltern die gute Kunde meldete. Vater und Mutter umarmten ihn hochbeglückt, und auch wir Geschwister teilten die Freude an diesem bedeutungsvollen Ereignis, war doch Wilhelm der erste von uns, der nach siebenjähriger Gymnasialzeit die Reifeprüfung für die Universität bestanden hatte. Wir drei Brüder waren, wie ich schon erzählt hatte, privatim für das Dessauer Gymnasium vorbereitet und dort gleich in die Quarta aufgenommen worden. Mein Bruder Wilhelm hatte in Bernburg nur noch die Oberprima besucht, sich aber rasch an die neuen Lehrkräfte gewöhnt und als tüchtiger Schüler bewährt. Nun war er „mulus“ und frei vom Schulzwang, während ich noch zwei lange Jahre in der Prima vor mir sah. Manchmal beschlich mich das Gefühl, durch die Schule in meinem persönlichen Bestreben einer schweren Hemmung ausgesetzt zu sein. Immer noch mehr lateinische und griechische Schriftsteller, die ich doch glaubte schon genügend kennen gelernt zu haben? Und war etwa noch eine Bereicherung aus den anderen Wissensstoffen zu erwarten? In solcher Stimmung war ich bisweilen mißmutig und niedergeschlagen, in unserer Familie aber war es nicht üblich, sich über innere Vorgänge auszusprechen. Ich wußte ja auch, daß der Vater meinem Drängen zur Musik abhold blieb, und wenn er auch Freude an meinen Fortschritten empfand, im Grunde mich doch davon abbringen wollte und immer noch glaubte, ich würde sein Gelöbnis, Pfarrer zu werden, eines Tages erfüllen. Als es dann doch einmal zu einer Auseinandersetzung über meine Zukunft kam, machte der gütige Ernst seiner Vorhaltung solchen Eindruck auf mich, daß ich zusagte, an dem fakultativen Unterricht im Hebräischen, der schon in der Obersekunda bei Zappelt begonnen hatte, von jetzt ab teilzunehmen. Doch das war kein feierlicher innerer Entschluß, sondern nur ein Zugeständnis an meinen lieben Vater.

In den Osterferien wechselten wir die Wohnung und zogen von der Kaiserstraße in der Neustadt, die hoch über der Saale an deren rechtem Ufer lag, in die auf dem linken Ufer gelegene



Altstadt. Ich habe Bernburgs Lage in diesen Blättern schon früher beschrieben. Unserm Vater war der halbstündige Weg bis zu seinen beiden Schulen, den er an bestimmten Tagen sogar zweimal zurückzulegen hatte, zu beschwerlich geworden. Er hatte deswegen ein nur wenige Minuten Fußmarsch von den Schulen entfernt gelegenes Haus an den Rändern der Altstadt in der Korngasse gemietet, und dorthin erfolgte unser Umzug. Das Haus gehörte einem älteren Ehepaar, das die links vom Flur gelegenen Räume für sich behielt, während die auf der rechten Seite befindlichen zwei Zimmer mit der Küche und das ganze obere Stockwerk mit sechs Räumen zu unserer Verfügung standen. So war ausreichend Platz vorhanden, und sehr rasch war das ganze Haus behaglich und gemütlich eingerichtet. Das Blüthner-Klavier stand unten im Wohnzimmer. Hier konnte mein Vater seine Gesangstunden erteilen und ich mich auf dem Klavier ergehen. Der Hauswirt war ein kleiner bärtiger Mann von mittleren Jahren, aber etwas schwachsinnig, der bei unserm Gutenmorgengruß regelmäßig vor Schreck zusammenfuhr und stotternd sein Mo-Mo-Morgen! hervorbrachte. Seine ganze Tagesarbeit bestand darin, daß er sich um die Reinhaltung des Flurs und um seinen hinter dem Hause gelegenen Garten kümmerte. Seine lebensstüchtige Frau führte die Wirtschaft und hat uns das kaum spürbare Zusammenwohnen durch ihr freundliches Wesen recht angenehm gemacht. Unser Pensionär, der geistig zurückgebliebene Kurt Werneburg, war mit dem Ende des Schuljahres ausgeschieden und sollte nun, wie er es nannte, „ein Häppchen Gärtner“ werden. An seiner Stelle kam ein neuer Pensionär zu uns, ein frischer und aufgeweckter Obertertianer aus dem Hannoverschen, Bernhard Hahne, der uns nicht wie sein Vorgänger zum Lachen reizte, aber auch eine Merkwürdigkeit besaß. Er hatte nämlich eine Vorliebe dafür, an Hand des Reichkursbuchs, das er sich immer in neuster Ausgabe für 3.— oder 5.— M erstand, im Geiste Fahrten durch ganz Deutschland, und, soweit der Inhalt es gestattete, in die Nachbarländer auszusinnen. Er rechnete sich die oft äußerst verwickelten Zugverbindungen nach den entferntesten kleinen Ortschaften z.B. in West- oder Ostpreussen aus. Man konnte ihm kein größeres Vergnügen bereiten, als ihm neue Aufgaben dieser Art zu stellen, und wir erklärten ihn bald für reif, ein sachkundiger Berater des Publikums in einem modernen Reisebüro zu werden. Er fügte sich leicht in unsern Kreis ein und bewährte sich auch als guter Kamerad beim Skatenspiel mit mir und meinem jüngeren Bruder. Gingen wir zu die-

sem Zweck in eine im Grünen gelegene Wirtschaft, so bezahlte er als Sohn aus begütertem Hause stets gegen unsern Willen die Zeche. Die kurze Korngasse, an deren Ecke zur Hauptstraße unser Haus stand, mündete nach wenigen Schritten in das Krumbholz, ein großes mit schönen Laubbäumen bestandenes Waldgelände, in dem größere Teiche Winterfreuden versprachen. Wir waren von der neuen Umgebung sehr angezogen, besonders weil wir ohne längeren Anmarsch sofort ins Freie gelangen konnten, und meine Freunde gewöhnten sich daran, mich hier zu den üblichen Spaziergängen abzuholen.

Nach den Osterferien bezog mein Bruder die benachbarte Universität Halle a.S., um Theologie zu studieren, und ich kam mit meinen Freunden und Klassengenossen in einer Schar von etwa 20 jungen Männern in die Unterprima. Wir alle sahen dem Schulbeginn mit Hangen und Bangen entgegen, denn Ordinarius der Klasse war der allgemein gefürchtete Prof. N, der einzige unter den Lehrern, dem auch die jüngsten Schüler mit großem Respekt begegneten. Von seiner etwas untersetzten Gestalt ging eine zusammengeraffte Energie aus. Wenn er eiligen Schrittes daherkam, immer streng und ohne Freundlichkeit um sich blickend, fühlte jeder, daß er einem sehr resoluten Lehrer gegenüberstand, mit dem nicht leicht Kirschen essen war. Die erste Stunde bei ihm nahte, und wir wußten von Schülern der früheren Jahrgänge, was uns bevorstand, als er die Tür aufriß und fest und energisch zum Katheder eilte. Er befolgte die Regel, die neue Klasse, die er für stark verbummelt hielt, erst einmal gehörig zusammenzustauen. Wir waren von den Sitzen emporgeschneilt, standen wie Rekruten stramm aufrecht vor ihm und nahmen erst auf sein Geheiß wieder auf unseren Schulbänken Platz. Dann begann er, uns mit Donnerworten die Leviten zu lesen, seinen Kneifer bald auf-, bald absetzend, und jeden einzelnen musternd, erklärte er mit präzise geformten Worten, daß er größte Aufmerksamkeit und Konzentration bei seinem Unterricht und fleißige Erledigung der Hausarbeiten fordere. Wer es hieran fehlen lasse, hätte bei ihm verspielt. Er hätte sich diese Rede eigentlich sparen können und wissen müssen, daß er über genügend Autorität verfügte, ohne sich derartig in Position zu setzen. Seine Fächer waren Griechisch und Geschichte, und in beiden Fächern spürten wir alsbald, daß er ein glänzender Pauker war. Bei der gespannten Aufmerksamkeit, zu der er uns angefeuert hatte, nahmen wir aus jeder seiner Stunden wirklich etwas mit nach Haus. Das war etwas anderes als der gemütliche und

oft Heiterkeit erregende Unterricht des freundlichen alten Zappelt, der immerhin ein wirklich guter Lehrer gewesen war. Jetzt aber hieß es, mit vollem Ernst in der Klasse dabei zu sein und sich auch stets gründlich für die nächste Stunde zu präparieren. Die Ilias, die wir bei N lasen, war eine schwierigere Lektüre als die Odyssee. N verstand es aber gut, in den griechischen Text einzuführen und forderte bei der Übersetzung ein mustergültiges Deutsch, ganz anders als es in den unmöglichen Verdeutschungen bei dem einfältigen Scheil, dem „göttlichen Sauhirten“, gewesen war. Ich war im Griechischen besonders gut beschlagen. N merkte das, und wenn er auch fast niemals einen Schüler freundlich anblickte, so wußte er doch sehr bald, wer fähig genug war, schwierigere Fragen zu beantworten, und so kam es, daß er sich gelegentlich an mich wandte, mein Wissen hervorhob und mich stolz machte. Die Klasse war Wachs in seinen Händen und auch das anfängliche Gefühl unruhigen Bangens vor seinen Stunden nahm allmählich ab. Von seinem Geschichtsunterricht habe ich nie sehr viel gehalten. Wir begannen mit dem späten Mittelalter. Er verlangte zu viel Gedächtniskram von uns: Namen von Fürstengeschlechtern in den fürchterlichen Erbfolgekriegen, besonders endlose Namen der verwickelten Burgundischen Genealogie u. dgl. Selten empfingen wir von der späteren Geschichte ein geschlossenes Bild der Gesamtlage, aber N vermittelte Wissen.

In den großen Ferien folgte ich mit meinem Mitschüler Horbach, einem immer fröhlichen Gesellen, einer Einladung nach Magdeburg zu einem ihm befreundeten Schulkameraden aus der Obersekunda, Herbst mit Namen. Der Vater von Herbst hatte ein großes Bierrestaurant in Magdeburg, und wir konnten uns dort an den verschiedenen Biersorten, die ausgeschenkt wurden, gütlich tun, besichtigten den Dom und die Stadt und unternahmen Ruderpartien auf der Elbe. Ich wohnte mit Horbach bei einem Onkel von ihm, der ein gebildeter Mann, guter Klavierspieler und sehr musikalisch war. Horbach führte mich als ein kommandes Licht in der Musik ein, und ich mußte meine Künste auf dem Klavier im Vortrag einer Beethovensonate beweisen. Der gespannt lauschende Onkel äußerte sich über meine Wiedergabe recht befriedigt, was mich so befeuerte, daß ich dazu überging, ihm etwas vorzuphantasieren. Ich griff ein Thema der gespielten Sonate auf, führte es in meiner Weise durch, variierte es und erging mich dabei in neuen durch Wagner angeregten Harmonien, alterierten Akkorden und mit viel Chromatik. Der Zuhörer war recht erstaunt, und als ich ihm auf seine Frage bestätigte, daß

mein Spiel eine momentane Eingebung gewesen sei, meinte er, ich hätte das Zeug dazu, einmal ein tüchtiger Komponist zu werden. Ich brauche nicht zu sagen, wie froh mich diese Anerkennung machte. Nach einer Woche in Magdeburg ging ich für ein paar Tage zu meinem Bruder Wilhelm nach Halle a.S. Die Universitätsferien begannen erst Mitte Juli. Mein Bruder war einer nichtschlagenden Verbindung, der Tuiskonia, beigetreten, die zum größten Teil freisinnige Theologen zu ihren Mitgliedern zählte, im Gegensatz zu dem das streng dogmatische Kirchentum vertretenden Wingolf, zu dem die Tuiskonen in leichtem Gegensatz standen. Wilhelm war durch sein erstes Semester und den fröhlichen Verkehr in seiner Verbindung aus sich herausgegangen, war nicht mehr so ernst wie früher, sondern ein recht munterer Geselle geworden. Ich nahm an Kommersen, abendlichen „Exbummeln“ ins Saaletal zu beliebten Wirtshäusern teil und ergötzte mich weidlich an dem immer lustigen Treiben der jungen Studenten, der Zucht, die der „Fuchsmajor“ über die Füchse ausübte und sie „in die Kanne steigen“ ließ, auch an dem Rundgesang von schönen alten Studentenliedern und deren Begleitung dazu am Klavier, die zumeist von einem sehr musikbegabten Kommilitonen mit Namen Walter Niemann gespielt wurde. Wilhelm war mit diesem schon befreundet, und natürlich fanden wir drei uns bald in Musikgesprächen zusammen. (Übrigens ist dieser Walter Niemann nicht identisch mit dem später bekannt gewordenen Komponisten gleichen Namens). Er war überrascht, daß ich ihm ohne weiteres die Tonart nennen konnte, in der er den Gesang begleitet hatte und glaubte ebenso wie der Magdeburger Onkel an meine musikalische Zukunft. Mit Wilhelm kehrte ich dann von Halle zu den Eltern nach Bernburg zurück. Dort erlebte ich noch zwei schöne Sommerwochen mit Schwimmen in der Saale, manchen größeren Wanderungen längs der Saaleufer, viel Musik zu Haus, aber auch fleißiger Vorbereitung für die bald wieder beginnende Schulzeit.

Nach den Sommerferien nahm der Schulbetrieb wieder seinen geregelten Lauf. In der Mathematik begann es bei mir immer mehr zu hapern. Der sehr gutmütige, humorvolle und sicher auch etwas musikalische Prof. Hildebrandt bemerkte mit Verwunderung, wie wenig Verständnis ich für Mathematik bewies, und wenn ich bei Antworten oder Klassenarbeiten stark daneben haute, witzelte er hierüber mit musikalischen Anspielungen wie: „Das war wieder einmal ein rechter Pralltriller!“ Immerhin konnte ich mich auf Grund meines guten Formal-

gedächtnisses leidlich behaupten und erzielte auch in den Klassenarbeiten meistens gerade noch so ein „genügend“. Die Stunden im Griechischen bei dem gefürchteten Prof. N bereiteten mir Vergnügen, und es schien mir oft, daß er mir wegen meines Interesses am Griechischen besonders wohlwollend gesonnen war. Seine ganze Strenge zeigte sich jedoch gegenüber den weniger gut beschlagenen Schülern, die harte Worte und bissige Bemerkungen zu hören bekamen. Mein gutes Verhältnis zu ihm sollte jedoch im Herbst plötzlich einen starken Stoß erfahren, und das hing folgendermaßen zusammen.

Bei Beginn der Herbstferien veranstaltete unser literarischer Verein wie üblich seine Aufführungen und brachte das sehr amüsante Lustspiel „Meister Andrea“ von Geibel zur Darstellung. Der Bildhauer Andrea, ein höchst zerstreuter und zerfahrener Künstler, hatte seine Freunde zu einem Wildschweinkopffessen eingeladen, die Einladung aber total vergessen und war, als die Gäste kamen, garnicht zu Haus, so daß man beschloß, seiner maßlosen Vergeßlichkeit einen Streich zu spielen, indem man ihn beim nächsten Wiedersehen für den gerade von der Stadt abwesenden Kapellmeister Mattheo ausgeben wollte. Sie brachten es wirklich fertig, ihm mit allerhand Scherzen beizubringen, er sei tatsächlich in Mattheo verwandelt. Beim Zusammentreffen mit dem wirklichen Kapellmeister gab es dann eine Fülle heiterer Szenen, bis sich alles in Wohlgefallen auflöste. Diesen Kapellmeister durfte natürlich kein anderer als meine Wenigkeit spielen. Nach der Aufführung und dem obligaten Tänzchen wurde in der Kaffeepause noch ein groteskes Satyrspiel „Die fidele Gerichtssitzung“ gespielt, in der ich in einem Hanswurstkostüm den Angeklagten darstellte, der auf alle Fragen des Richters mit Gesängen aus Opern und Operetten zu Worten von Wilhelm Busch antwortete. Diese komische Darbietung fand so großen Beifall, daß ich in einer der nächsten Gesangstunden unseres gemischten Chors den jüngeren Jahrgängen diese Szenen noch einmal vorsingen mußte... Ich sang auch noch, als der Chordirektor Illmer, genannt „Chorlute“, schon vor dem Katheder stand und ob dieses frivolen Gesanges den Kopf schüttelte. Anscheinend erbost darüber, daß ich als seine Hauptstütze im Chor ihm so wenig Achtung geschenkt hatte, petzte er diese Geschichte unserm Ordinarius Prof. N, der mir daraufhin vor der Klasse eine scharfe Rüge wegen groben Unfugs erteilte. Dem literarischen Verein und seinen Aufführungen war er ja sowieso nicht hold

gesinnt, warum, war uns unverständlich. Er hatte schon oft unsern wassertrinkenden Verein verspottet. Wir tranken nämlich an unseren Vereinsabenden beim Deklamieren und Lesen mit verteilten Rollen kein Bier, sondern Wasser. Der ganze Verein war ihm zuwider, und nun erging er sich in einer Fülle von giftigen Vorhaltungen, mit denen er es sich verbat, „Harlekina-den“ eines Vergnügungsabends in die Schule zu bringen. Ich war bestürzt über die maßlose Schärfe seines Tadels und verlor von Stund an meine Unbefangenheit und das Vertrauen, das ich zu ihm gefaßt hatte. Bei meiner Empfindsamkeit war meine Reaktion so stark, daß ich seinem Unterricht nur mit Mühe folgen konnte und von dieser Zeit ab bis zum Abitur meiner Verschüchterung ihm gegenüber nicht Herr wurde. Musik mußte mich über den Verlust meines Vertrauensverhältnisses zu meinem Lehrer, der zwar bitter streng, aber doch eine hervorragende Gestalt unter den anderen Lehrkräften war, hinwegbringen.

Gelegenheit zu neuer musikalischer Anregung fand ich in der Teilnahme an den Übungen des Städtischen Gesangsvereins in seinem gemischten Chor, den unser „Chorlute“ leitete. Meine Tenorstimme hatte sich inzwischen weiter gefestigt, und bei dem ständigen Mangel an Tenören bat Illmer mich um meine Beteiligung an dem Chorsingen. Ich war ihm nicht grün wegen seiner Klatscherei an N, aber die Musikbegeisterung war stärker und ich sagte zu. Im Herbst und Winter wurde zur Vorbereitung des in vier Jahresabständen stattfindenden Anhaltischen Musikfestes ein Oratorium „Franziskus“ des bedeutenden belgischen Komponisten Edgar Tinel einstudiert und zwar gleichlaufend mit den in den anhaltischen Städten Dessau, Köthen und Zerbst bestehenden Gesangsvereinen. Das Musikfest sollte im kommenden Mai in Bernburg unter Leitung des Hofkapellmeisters August Klughardt mit dem Dessauer Opernorchester und dem Theaterchor sowie diesen vier Vereinen stattfinden. Das Werk enthielt wirkungsvolle Chöre mit ausgezeichneter Stimmführung in einem modernen Stil, die sorgsamer Einübung bedurften. An bestimmten Abenden trat nach gesonderten Übungen der Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßstimmen der gemischte Chor im ganzen zusammen, wobei ich wacker mitwirkte. An einem solchen Abend kam es vor, daß von den nur 6-8 Mann zählenden Tenören ich allein erschienen war und ich mich gewaltig anstrengen mußte, den Tenorpart nunmehr als Solist zu bewältigen. Es gelang mir, und ich erntete von Seiten der Damen großes Lob

dafür. Ich hatte mich durchgesetzt, was einer Tenorstimme im Chorgesang nicht schwer fällt.

Der Winter rückte näher und mit ihm das liebe Weihnachtsfest. Es wurde im trauten Familienkreis nach altem Brauch gesund und fröhlich gefeiert. Die immer unermüdlich schaffende liebe Mutter hatte zusammen mit der Schwester Clara das übliche Backwerk, die von uns hochgeschätzten großen Stollen, bereitet, und es fehlte nicht an kleinen gegenseitigen Gaben, um unsere Herzen zu erfreuen. Mein Bruder Adolf hatte zu dem Fest ein eigenes kleines Geigenstück komponiert, zu dem ich die Begleitung auf dem Klavier geschrieben hatte und das er nun zur Freude der Eltern und Geschwister am Heiligen Abend vortrug. Adolf hatte bei einem recht guten Geiger der Bienertschen Städtischen Kapelle, geleitet von einem ehemaligen Militärkapellmeister Bienert, der ein ganz passabel spielendes Orchester zusammengebracht hatte, gute Fortschritte gemacht, so daß er sich sogar an Mozartschen Violinkonzerten versuchen konnte. Die Musik stand für mich während des ganzen Wintersemesters ständig im Mittelpunkt meines Interesses. Die Übungen des Gesangsvereins am „Franziskus“ boten mir einen guten Einblick in die kirchliche Chor-Musik und reizten mich, mein Verständnis hierfür durch das Studium der Oratorien von Bach und Händel zu vertiefen. Hinzu kamen in den ersten Wochen des neuen Jahres Übungen meines Vaters mit seinem großen Lehrer-Gesangsverein an einem sehr ansprechenden Chorwerk „Der Landsknecht“ von Taubert, dem ich oft mit wachem Ohr lauschte. Das Werk enthielt eine Fülle höchst reizvoller Männerchöre mit Sologesängen für Bariton, Tenor und Sopran. Die Tenorpartie trug mein Vater vor, während Frau Nier Bingenheimer die Sopranpartie in einigen stimmungsvollen Liedern eines jungen Pagen übernahm. Ein großes Finale des Chors, das den Sturm auf Rom und seine Eroberung durch Frundsberg mit einem immer mehr anschwellenden Marschthema musikalisch gestaltete, schloß das Werk stimmungsvoll ab. Ich kannte jeden Ton davon und genoß die Aufführung, bei der mein Vater das Bienertsche Orchester dirigierte, in vollen Zügen. Die Sängerin entzückte durch ihre edle Wiedergabe der melodiereichen Pagengesänge, und als ihre Stimme gar am Schluß sich jubelnd über Chor und Orchester erhob, kannte meine Begeisterung keine Grenzen. Der Erfolg des Abends war nach der sorgfältigen Einstudierung des Werks sehr groß und das Verdienst meines

Vaters wurde allgemein gerühmt.\*)

In der Folgezeit stellte die Schule immer größere Anforderungen an uns. In den Stunden bei N merkten wir mit steigendem Mißvergnügen, daß er in seiner Haltung zu den Schülern gelegentlich ungerecht verfuhr. Einen schwachen Schüler, Sohn eines Akademikers und Logenbruders, behandelte er milde und nachsichtig, während er einen anderen recht tüchtigen Mitschüler, dessen Vater Bierbrauer war, bei jeder Gelegenheit seine ganze Strenge spüren ließ. Ungerechtigkeit vonseiten des Lehrers ist das, was ein schon zu bewußtem Leben erwachter Mensch nur schwer erträgt. Die ganze Klasse reagierte hierauf mit bitteren Gefühlen, und N hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß sein Bild als fachlich hervorragender Lehrer in den Augen der Schüler getrübt wurde. Zu Ostern erfolgte unsere Versetzung in die Oberprima, in die wir nur zu dreizehn Gefährten eintraten. Einige waren hängen geblieben, andere verließen die Anstalt, darunter auch der als schwaches Kirchenlicht oben erwähnte Kamerad, der Offizier werden wollte. N blieb unser Lehrer im Griechischen und in Geschichte, das Ordinariat übernahm der Direktor des Gymnasiums selbst, Prof. Hachtmann, der schon in der Unterprima unser Lateinlehrer gewesen war. Hachtmann war liebenswürdig im Umgang mit seinen Zöglingen und behandelte sie mit vornehmer Zurückhaltung. Nach der Lektüre von Livius und Tacitus kamen wir zu den Oden des Horaz, aus denen wir nun nach den früher gelesenen Poemen von Tibull, Properz und Catull die zur höchsten Reife im augustäischen Zeitalter gelangte ateinische Poesie in ihren edlen Versmaßen kennen lernten. Hachtmann war mir persönlich stets gewogen, ohne daß er dies im Unterricht besonders zeigte. Er war musikalisch und verfehlte nie, zu den kleinen Konzerten meines Musikvereins zu erscheinen. Ein garnicht hoch genug zu schätzender Gewinn war unser neuer Lehrer im Deutschen, kaum zehn Jahre älter als wir, Dr. Gerhard Heine, der, von der Theologie kommend, Oberlehrer geworden und der einzige Germanist der Schule war. Es war das Verdienst des Direktors Hachtmann, ihm den Deutschunterricht in der

---

\*) Anmerkung: „Der Landsknecht“ von Taubert ist sehr zu Unrecht heute so gut wie verschollen. Die wahrhaft volkstümlichen Chor- und Einzellieder darin, in denen Taubert wohl sein Bestes dem deutschen Volke vermacht hat, sollten den Männer-Gesangvereinen lohnenden Stoff zur Wiederbelebung solcher echt deutscher Musik liefern.



Oberprima anzuvertrauen, der für uns eine Offenbarung wurde. Heine lehrte uns nicht nur die deutsche Sprachentwicklung, den Lautwandel und die ältesten literarischen Denkmäler des Alt- und Mittelhochdeutschen kennen, er führte uns zum Verständnis unserer Klassiker, ohne sich bei der Lektüre einzelner Werke aufzuhalten, ließ uns privatim die Epigonen der klassischen Zeit, z.B. Hebbel und Otto Ludwig, lesen, forderte zusammenhängende Äußerungen zu dem Gelesenen, kurze, freie Vorträge und erwartete selbständige Urteile. Wir wurden zum freien Sprechen angeregt, worin wir bis dahin nicht geübt waren, und bei der lebendigen Anteilnahme Heines an jedem einzelnen von uns erfuhren wir in den immer mit wahren Vergnügen genossenen Stunden bei ihm große persönliche Förderung. Er war der erste meiner Deutschlehrer, der bei Deklamationen entdeckte, daß ich, aus hessischem Elternhause stammend, in meiner Aussprache am wenigsten von der anhaltisch-sächsischen Mundart berührt war und ließ mich oft der Klasse Verse vorlesen, die er als muster-gültig und vorbildlich in der Aussprache bezeichnete. Ein echter Anhaltiner, wie er selbst auch einer war, kann nämlich b und p sowie d und t nicht mit Sicherheit richtig aussprechen. Und wenn unser Heine selbst diese fatalen Konsonanten verwechselte, konnte er mit uns herzlich darüber lachen. Für mich persönlich wurde es besonders bedeutungsvoll, daß seine un-nachsichtige Kritik an meinen Aufsätzen mich dazu anhielt, meinen oft geschwollenen, romantischen und bilderreichen Stil fallen zu lassen und statt dessen nach einem einfachen und klaren Ausdruck der Gedanken zu streben. Er besaß die Gabe, in kurzen, stets sehr klaren, dabei doch rund und schön geformten Vorträgen uns sein Wissen und Urteil über die Werke der Literatur zu vermitteln, und da er hierbei nicht dozierend und als überlegener Lehrer verfuhr, sondern wie ein älterer Kamerad zu uns sprach, hatte er unser aller Herzen im Fluge gewonnen.

Schon in den ersten Wochen nach Beginn des neuen Schuljahres trat die Musik bei mir wieder in den Vordergrund, und alles was die Schule und die neuen Lehrer anging, schwand dahin und wurde über dem großen Ereignis, das bevorstand, vergessen; denn nach mehreren Proben des Gesangvereins, in denen alle Chöre des Oratoriums „Franziskus“ zu letzter Vervollkommnung durchgeübt wurden und im Anschluß hieran auch der für die Beendigung des Musikfestes vorgesehene Schlußchor der „Meistersinger“ gründlich studiert war, kamen die Maitage, an denen das von der ganzen Stadt mit Spannung erwartete Anhaltische

Musikfest in Bernburg Ereignis werden sollte. Für die Aufführungen war der Bau des zum Bernburger Schloß gehörenden alten Marstalls vorgesehen, der genügend Raum für die Aufstellung von Chor und Orchester sowie Platz für etwa 1000 Zuhörer bot. Der Raum wurde mit Girlanden, Blumen und Fahnen festlich dekoriert, und auch die ganze Stadt legte ein Festgewand an mit Flaggen und Straßenschmuck. An einem Freitagmittag wurde die Generalprobe für den „Franziskus“ und den „Meistersinger“-Chor unter Leitung von August Klughardt und Mitwirkung des Dessauer Opernorchesters in der Festhalle abgehalten. Alles war von den beteiligten Kräften so sorgfältig geübt worden, daß diese einzige Probe genügen konnte. Klughardt griff nur selten ein, um in Tempo oder Dynamik Anweisungen zu geben. Der Hauptsolist für die Partie des „Franziskus“ war der berühmte Münchener Heldentenor Heinrich Vogl, dessen Gesang in der Probe mit anzuhören wir alle begierig waren. Vogl hielt sich aber in der Generalprobe stark zurück und sang nur mit halber Stimme, um sich für den Aufführungstag zu schonen. Mein Vater, der der Generalprobe beiwohnte, gab mir sofort diese Erklärung und hatte schon an Vogls vorsichtigem Gesang erkannt, daß hier ein Meister der Sangeskunst erschienen war. Nach dem „Franziskus“ probten wir den herrlichen Schlußchor der „Meistersinger“: „Ehrt eure deutschen Meister...“ und es begeisterte mich, nunmehr unter brausendem Orchesterklang im Tenor an diesem Preisgesang auf die deutsche Kunst mitwirken zu können.

Am nächsten Tage, dem Sonnabend, fand vormittags die etwa dreistündige Aufführung des „Franziskus“ statt. Die Wirkung des Werks war erhebend, die stark besetzten Chöre gaben ihr Bestes her, und unter Begleitung des vollbesetzten Orchesters kam die Größe des Werks zu voller Geltung. Den Gipfelpunkt des Oratoriums bildeten die Gesänge des Franziskus durch Heinrich Vogl, dessen Stimme bei der Aufführung in vollem Glanz erstrahlte, abwechselnd stark anschwellend, dann wieder in weicher lyrischer Tongebung süß verhallend. Unvergesslich ist mir sein Gesang zu den Worten des großen Liebesliedes: „Die Liebe hat mein Herz durchbohrt...“ Von der Schönheit solchen Singens waren alle hingerissen, und mein Vater sagte mir nach der Aufführung, Heinrich Vogl sei der erste Tenor, vor dessen Gesangeskunst er sich in Ehrfurcht neige. Die Magdeburger Zeitung feierte in einer Besprechung dieser Aufführung Vogl als den Meister des „bel canto“. Aus der Wagner-Literatur war mir

bekannt, daß Vogl als großer Sänger im „Tristan“ und im „Ring des Nibelungen“ rühmlich in Bayreuth und auf anderen Bühnen hervorgetreten war. Ich wußte auch, daß er bei der Erstaufführung des Ringes im August 1876 in Bayreuth als Loge im „Rheingold“ durch seinen edlen Gesang die Zuhörer auf offener Szene zu lautem Beifall hingerissen hatte. Diesem großen Künstler jetzt auf der Höhe seines Könnens begegnet zu sein war das stärkste Erlebnis für mich und auch für meinen Vater am ersten Tage der Festspiele. Am Sonntag folgten Aufführungen von Kammermusik, darunter Erstaufführungen eines Streichquintetts und eines Cello-Konzerts von Klughardt. Beide klangschönen und von Meisterhand geschriebenen Werke wurden mit Begeisterung aufgenommen. Das Cello-Konzert wurde von dem führenden Meister dieses Instruments Prof. Julius Klengel aus Leipzig mit großer Virtuosität und tiefem Empfinden gespielt. Mein Cello spielender Freund-Drosihn war so entzückt von dieser vollendeten Beherrschung des Cellos, daß er meinte, der Meister müsse ja wohl sein Instrument mit ins Bett nehmen. In einigen Liedern entzückte die hohe Sporanstimme des Fräulein Glaser von der Dessauer Oper durch den süßen Schmelz, z.B. im Vortrag des Mozartschen Liedes „Ein Veilchen auf der Wiese stand“... nach dem Gedicht von Goethe. Mit dem Schlußchor aus den „Meistersingern“ zu den Worten:

„Ehrt eure deutschen Meister,  
dann bannt ihr gute Geister,  
und gebt ihr ihren Werken Gunst,  
zerging im Dunst  
das heil'ge röm'sche Reich:  
uns bliebe gleich  
die heil'ge deutsche Kunst!“

fand das Anhaltische Musikfest seinen würdevollen Abschluß. Am Abend veranstaltete die Stadt Bernburg ein Bankett für die Künstler. Am Schluß des Festessens sang mein Vater zur Begleitung von Illmer am Flügel einige Lieder mit so starkem Erfolg, daß Heinrich Vogl aufsprang, ihm die Hand schüttelte und ausrief: „Mensch, was tun Sie mit Ihrer Stimme in dieser Provinzstadt?! Sir könnten doch jederzeit an einer großen Bühne als Heldentenor ankommen!“ Mein Vater dankte ihm und erwiderte, daß es hierfür wohl zu spät sei. Ich habe diese anerkennenden Worte bei der Begegnung mit meinem Vater in diesen Blättern schon früher erwähnt.

Der Eindruck von diesem großartigen musikalischen Erlebnis

auf mich war so stark, daß ich tagelang wie im Traum und Rausch dahinlebte, ganz in Glückseligkeit eingesponnen. Ich mußte mich zusammenreißen, um in den Alltag und die Schulstunden zurückzufinden. Saß ich auf der Schulbank und betrachtete die Gefährten, die so gleichmäßig fleißig ohne merkliche Nebeninteressen arbeiteten, so spürte ich, daß ich im Begriff war, Außenseiter zu werden und in meiner musikalischen Versponnenheit schließlich in meinen Leistungen nachlassen mußte. Die Oberprima stellte an uns weit höhere Anforderungen als die vorhergehende Klasse, und in diesem letzten Schuljahr hieß es Kräfte sammeln, um für das Abitur vollgerüstet zu sein. Eine eigentliche Sorge um das Gelingen befahl mich zwar nicht, aber ich merkte wohl, daß ich mich innerlich von dem Schulbetrieb zu sehr entfernt hatte. Mein Bruder Wilhelm hatte ein glänzendes Examen abgelegt, und der jüngere Adolf hatte in Bernburg ohne besondere Anstrengung immer den ersten Platz in seiner Klasse inne. Das stachelte mich an, nicht zu sehr hinter den Brüdern zurückzubleiben. Ich nahm meine Situation nüchtern in Augenschein und überdachte meine Chancen für das bevorstehende Matur. Im Lateinischen und Griechischen waren meine Durchschnittsleistungen gut, und im Deutschen hatte ich, von Heine aufgerüttelt, einen Aufsatz mit einer Zwei geschrieben. Diesem Plus im Können stand einzig das große Minus in der Mathematik gegenüber. Was ließ sich tun, um dieser Schwäche abzuhelfen? Konnte ich bei verstärkter Anstrengung meine Leistungen in diesen drei Sprachen noch steigern, so war ein Ausgleich gegenüber dem Manko in der Mathematik wohl sichergestellt. Ich wußte, daß bedeutende Köpfe bisweilen am gleichen Mangel gelitten und doch ihr Abitur bestanden hatten. Warum sollte es mir nicht ähnlich ergehen?\*) Aber solche Erwägungen kamen nicht gegen meinen Ehrgeiz und das beschämende Gefühl auf, etwas nicht zu vermögen, was tatsächlich meinen Klassengenossen ausnahmslos gelang. Es ging doch nicht an, dauernd unter den Gefährten als Dummbart zu sitzen. Wo mußte der Hebel gegen diesen Übelstand angesetzt werden? Ich sann darüber nach und fühlte, daß ich mich im Grunde genommen wohl nicht angestrengt

---

\*) Anmerkung: In neuerer Zeit haben z.B. der als Musiker und Pianist hervorragende Wilhelm Kempff und der Dramaturg und Schriftsteller Eckart von Naso in ihren Schriften berichtet, daß sie als schriftliche Prüfungsarbeit in Mathematik nur unbeschriebene weiße Blätter abgegeben hätten.

hatte, in die Geheimnisse der Mathematik einzudringen. Meine natürliche Abneigung war so groß, daß ich mich gar nicht erst hatte bemühen wollen. War es nur mangelnde Willenskraft oder doch ein angeborenes Unvermögen? Ich mußte der Fehlentwicklung in meinem Hirn auf die Spur kommen. Und schließlich erwuchs aus der Erkenntnis der Gleichgültigkeit und Abneigung, die mich vom ernstesten Nachdenken abgehalten hatten, der Entschluß, die Willenskraft einzusetzen, um diesem Vacuum in mir beizukommen. Den letzten Anstoß hierfür gab mir das jetzt nicht enden wollende Versagen in den Klassenarbeiten. Die Zensur jeder Arbeit wurde, wie der wunderliche Zappelt in der Obersekunda zu sagen pflegte, immer „gradliniger“, d.h. regelmäßig eine Vier. Die in der Oberprima zum ersten Mal alle Teile des mathematischen Unterrichts umfassenden Aufgaben unter Kombination von Arithmetik, Trigonometrie, Stereometrie usw. ließen sich mit meinem bewährten Gedächtnis für Formeln und Lehrsätze nicht mehr bewältigen. Jetzt hieß es, den eigenen Verstand anzustrengen und mit gehörigem Nachdenken die Fährte zur Lösung der gestellten Aufgabe zu finden. Hier war ich mit „meinem Latein“ zu Ende. Die Periode meines Durchschlüpfens an Hand meines Gedächtnisses, ohne die Dinge wirklich zu verstehen, war vorbei. Die Katastrophe war da! Die Vorzensur, die eine vorläufige Abschätzung der Leistungen vor dem eigentlichen Hauptzeugnis im Herbst brachte, konnte in der Mathematik nicht anders als auf eine Vier lauten, und ich war darüber recht bedrückt. Ich schilderte meinem Freunde Erich Kloss, der ein guter Mathematiker war, meine inneren Nöte und die Kämpfe, die meine Brust bewegten. Er hatte nie begriffen, warum ich, der doch sonst nicht gerade auf den Kopf gefallen war, so hilflos vor der Mathematik stand und war sofort bereit, mich in den Ferien gehörig vorzunehmen. So geschah es, daß ich nicht wie sonst, die Sommerferien zur Erholung genoß, sondern etwa zwei Wochen lang jeden Morgen zu ihm pilgerte und ähnliche mathematische Aufgaben wie die Klasse sie im letzten Vierteljahr zu lösen hatte, gründlich mit ihm durchging. Es wiederholte sich aber hierbei die Erfahrung, daß jemand, der eine Sache beherrscht, noch lange nicht die Gabe hat, sein Können dem andern zu vermitteln. Freund Erich redete viel auf mich ein und ich lernte gewiß auch manches bei ihm, was die verteuflten abstrakten Gedankengänge aufhellen konnte. Das eigene Nachdenken aber verfehlte den Blickpunkt, auf den es ankam, allzuoft, und der liebe, sich so sehr mit mir abmühende Freund fand

den kritischen Punkt nicht heraus, und konnte nicht die Diagnose stellen, die zur Heilung führen konnte. Ich sagte ihm darum schließlich, ich sähe ein, ich müsse meinen Kopf selbst gehörig in die Mache nehmen. Nun begann meine Sisyphus-Arbeit, mich mit aller Gewalt und Willenskraft zum Verständnis mathematischer Grundsätze zu zwingen. Im Spiel der Phantasie, in meiner inneren Gefühlswelt, der Beschäftigung mit der Dichtung, vor allem der dramatischen Dichtung und dann der ganz in Musik lebenden Seele hatten sich für die abstrakte Gedankenwelt der Mathematik in den betreffenden Gehirnzellen Fesseln und Hemmungen ausgebildet, die ich, koste es, was es wolle, zu lösen unternahm. Ich kam dahinter, daß mir das Fundament für die in der Oberprima gestellten Aufgaben gänzlich fehlte. Die Anfangsgründe waren es, die mir mangelten. Ich hatte gelernt und behalten, aber nicht begriffen und selbständiges Denken vermieden. Nun mußte ich wieder von vorn anfangen. Verstaubte Bücher bis zur Quarta hinunter wurden hervorgeholt, und ich ließ nicht locker, gleich in ANFANG nicht, bevor ich nicht die ganze Geometrie durchgepaukt hatte. Ich ging keinen Schritt weiter, ehe ich nicht festen Boden unter den Füßen hatte. Es war ein mühsames Beginnen, erforderte von früh bis spät, in den Ferien und nach Schulbeginn, in frühen Morgen- und späten Abendstunden unausgesetzte Gehirnmassage, bis endlich Licht in allen einzelnen bis dahin verdunkelten Ecken des ganzen mathematischen Gebäudes aufschimmerte. Stein auf Stein mußte ich zusammentragen, um ein tragfähiges Fundament im Kopf für meine neuen Kenntnisse anzulegen. Der gute Hildebrandt hatte schon recht mit seiner oft an uns gerichteten Mahnung: „Strengen Sie Ihr Hirn nur an, es nutzt sich nicht ab!“ Ich machte wirklich allmählich einige Fortschritte, sehr langsam und von Stufe zu Stufe. Hildebrandt merkte es auch und sagte mir in einer Stunde nach den Ferien: „Ja, Vogt, nun haben Sie wieder den ganzen Sommer über die Grille gespielt, nun müssen Sie im Herbst die Ameise machen!“ Aber der Vier in der Herbstzensur konnte ich doch nicht entgehen, hatte ich doch das ganze Pensum von sechs Jahren nachzuholen.

Der kleine Fortschritt, den ich mir mühsam abrang, trug zur Beruhigung meines aufgewühlten Innern bei. Ich kletterte emsig Sprosse für Sprosse die steile Jakobsleiter in die Höhe, die mich zum mathematischen Himmel hinaufführen sollte. Die gewisse Melancholie des Sommers und Nachsommers fiel von mir ab, und ich gewann die gewohnte Frische und den Lebensmut

zurück. Hierzu trug auch der Erfolg bei, den ich mir in der Aula durch den Vortrag der schönen Ballade des Archibald Douglas von Fontane errang. Einmal im Monat nämlich versammelten sich die Sekunden und Primen in Anwesenheit ihrer Deutschlehrer und des Direktors in der Aula zu Vorträgen und Deklamationen. Ich war für eine Deklamation vorgesehen, und Heine hatte meine Wahl des Archibald Douglas gutgeheißen. Das Gedicht war mir schon längst durch die Vertonung von Loewe vertraut, und ich hatte die Deklamation genau nach der meisterhaften Vertonung Loewes in allen Schattierungen und Steigerungen einstudiert. Mit volltönender Stimme deklamierte ich zuhaus nachmittags bei offenem Fenster mit erstaunlicher Wirkung auf vorbeigehende Leute. Mein Bruder Adolf erzählte mir lachend, einige Leute wären erschreckt über die seltsamen Laute und Worte geduckt an unserm Hause vorbeigeschlichen, um flugs in das nahe Krumbholz zu entweichen. Beim Vortrag gelang es mir, die Hörer ganz in den Bann des dramatischen Ablaufs der Ballade zu zwingen, und das atemlose Schritthalten Archibalds mit dem Roß des abweisenden Königs lebendig werden zu lassen bis zu seinen erschütternden Worten an den König:

„... nur laß mich wieder atmen aufs neu  
die Luft im Vaterland!...“

Wie die aufs äußerste gestiegene Spannung sich löst und der König vom Pferde springt, das Schwert zieht, nicht um ihn zu erschlagen, sondern um es ihm zu übergeben, wußte ich in seine Worte Beruhigung, Versöhnung und wiederkehrende Menschlichkeit zu legen, und der Schluß muß aus meinem Munde wie Musik geklungen haben:

„... Der ist in tiefster Seele treu,  
Wer die Heimat liebt wie Du!  
Zu Roß wir reiten nach Linlithgow,  
Und Du reitest an meiner Seit'.  
Da woll'n wir fischen und jagen froh  
Als wie in alter Zeit.“

Ich fühlte die Bewegung, die ich bei allen Schulkameraden geweckt hatte. Heine kam auf mich zu und—jeder Lobeserhebung abhold—schüttelte er mir die Hand mit den einfachen Worten: „Es war uns ein Vergnügen Ihnen zuzuhören.“

In den Herbstferien dieses Jahres führten wir in unserem literarischen Verein das Schauspiel von Fulda „Der neue Herr“ auf. Ich spielte die Rolle des Kanzlers, der sich nicht an den neuen jungen Kurfürsten gewöhnen konnte. Unser Auftreten

hatte mit der Zeit an Schwung und freierer Beweglichkeit der Glieder zugenommen, wie es auch Heine anerkannte, dem wir vorher einige Szenen daraus in seiner Privatwohnung vorspielten. Ich will mich aber hier nicht über diese erfreulichen Erlebnisse im literarischen Verein verbreitern. Was mich wirklich auch in den Herbstferien fortgesetzt beschäftigte war die Mathematik. Das ständige Ringen um das Erfassen dessen, wofür ich nur kümmerliche Anlagen mitbrachte, war die nächste große Aufgabe. In ihr lag mein Schicksal, und wenn ich sie meisterte, mußte sie für mich eine innere Wendung bedeuten. In diesem Bewußtsein fuhr ich fort, in den Nachtstunden das ganze Gebiet der Mathematik durchzuackern. Mußte ich längere Zeit Halt machen, weil mir der jeweilige Gegenstand nicht aufging, regte ich mich darüber nicht auf und verzweifelte nicht. Gegen solche Hemmungen ging ich mit verstärkter Willenskraft vor und konnte mit innerer Befriedigung weitersteuern, wenn das Hemmnis überwunden war. In den Wintermonaten bis Weihnachten arbeitete ich unablässig so weiter und kam allmählich dem Ziel nahe. Allmorgendlich stand ich schon um sechs Uhr auf und arbeitete bis halb acht, wo ich ins Gymnasium marschieren mußte. Abends setzte ich mich nach dem Abendbrot, immer die lange Pfeife rauchend und Kaffee schlürfend, bis gegen Mitternacht mit nicht nachlassender Energie wieder an die Arbeit. Auf diese Weise hatte ich endlich den Anschluß an die Klasse erreicht und erprobte meinen Wissensstand gelegentlich mit einigen Freunden in gemeinsamer Durchrechnung von schwierigen Aufgaben. Hildebrandt sah mit Wohlgefallen mein ernstes Streben an. Er brauchte jetzt nicht mehr musikalische Scherze über mich zu machen und verstand es, mich wohlwollend zu ermuntern. Als Ergebnis meiner Anstrengungen konnte ich in der Weihnachtszensur eine schwache etwas eingeschränkte Drei, also ein knappes Genügend erlangen. Trotzdem war es mir klar, daß ich mich auf Grund meiner früheren Mangelhaftigkeit beim Abitur auf die mündliche Nachprüfung in Mathematik einstellen mußte. Das schreckte mich nicht, ich war siegesgewiß und konnte nun ohne innere Sorge dem Schlußakt des Schuljahres entgegensehen. Darüber kam Weihnachten heran, und Eltern und Geschwister freuten sich an meinem Frohsinn und der Festigkeit meiner Stimmung. Am Silversterabend braute mein Vater den üblichen



zerquickenden Punsch und trank beim Zusammenklingen der Gläser auf den zu erwartenden Lohn meines Fleißes durch ein glückhaftes Ende der Gymnasialjahre. Wir saßen behaglich bis Mitternacht zusammen und lauschten dann den Glocken der Kirchen und dem Posaunenchor von St. Marien.

Aber schon in den ersten Morgenstunden des Neuen Jahres gab es eine Aufregung im Hause: der Vater wurde plötzlich von einem heftigen Gichtanfall im Arm befallen, dabei war der Punsch gewiß nicht allzu stark gewesen. Die Schmerzen peinigten ihn so furchtbar, daß wir unsern Hausarzt herausklingeln mußten, um dem Vater durch eine Morphium-Spritze Erleichterung zu verschaffen. Das war keine schöne Einleitung des Neuen Jahres und eine große Enttäuschung für uns alle. Der Kranke mußte längere Zeit den stark in Watte gewickelten Arm in einer Binde tragen. Seine sonst so feste Gesundheit schien ins Wanken zu geraten. Wenige Wochen danach erkrankte er ernstlich an schweren Schwindelanfällen. Unser Hausarzt stellte das Leiden als einen Fall von Menièreschem Schwindel hin, dessen Ursache in Gehörstörungen läge. Der zugezogene Ohrenarzt konnte keine Symptome für diese Erkrankung finden. Die eigentliche Ursache wurde nicht festgestellt. Der Vater mußte wochenlang das Bett hüten und konnte sich nur unter heftigen Schwindelerscheinungen aufrichten. Zu unserer großen Beruhigung erholte er sich langsam, konnte allmählich wieder aufstehen, herumgehen und endlich auch seinen Schuldienst wieder aufnehmen. Doch er kränkelte von dieser Zeit an, und eine dunkle Sorge um seine Gesundheit blieb bei uns haften.

Ende Februar begannen die schriftlichen Arbeiten für das Abitur. Mit je einem Tag Pause zwischen den einzelnen Arbeiten mußten wir unser Wissen und Können in vierstündigen Übersetzungen ins Lateinische und Französische, ferner im Übersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche und mit einem deutschen Aufsatz unter Beweis stellen. Ich glaubte hierbei gut abgeschnitten zu haben. Im Französischen freilich haperte es, weil wir durch eine Erkrankung unseres Lehrers Bauer, des sog. „kleinen Mannes“, der immer ein neues System in Unterricht einführen wollte, im letzten Halbjahr nur gelegentlich bei einem anderen Lehrer Stunde hatten. Immerhin meinte ich, auch hierin Genügendes fertig gebracht zu haben. Für den Deutschaufsatz hatte

unser Heine das ansprechende Thema nach einem Wort von Geibel gewählt: „Drei sind einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche.“ Die Ausarbeitung war leicht und machte uns allen Vergnügen. Den Schluß bildete die schwierige vierstündige Mathematikarbeit. Ich konnte sie ohne besondere Mühe bewältigen und habe, glaube ich, nur eine Lösung verfehlt. Nach einer Woche wurden wir zur Entgegennahme des Verdikts unserer schriftlichen Examensarbeiten geladen. Meine Zensur in der Mathematikarbeit war genügend, aber wegen der schlechten Vorzensur mußte ich ins Mündliche. Ich hatte diesen Ausgang erwartet und ging ohne die geringste Erregung oder Ängstlichkeit in die Prüfung. Vor dem versammelten Ausschuß mit dem mir bekannten Oberschulrat und Gymnasialdirektor Prof. Krüger von Dessau an der Spitze stellte mir unser mich freundlich anblickender Prof. Hildebrandt einige Aufgaben aus unserem letzten Unterricht, zu deren Lösung ich mit kundiger Hand die Formeln und Gleichungen an die große Tafel schrieb. Ich versieberte keine einzige Aufgabe und konnte schon bei der Verabschiedung unter Verbeugung vor dem Präsidenten und vor Hildebrandt in dessen Augen lesen, daß ich gut bestanden hatte. Bei der Verkündigung des Gesamtergebnisses erfuhren wir, daß zwei unserer Kameraden durchgefallen waren. Ich hatte bestanden und mit mir zehn meiner Gefährten.

Hiernach eilte ich übergücklich spornstreichs nach Hause und brachte den Eltern die gute Botschaft, für die sie mir mit Umarmungen und guten Worten dankten. Das geschah in der ersten Märzwoche 1897.

Die Entlassung der Abiturienten fand in der üblichen Weise mit einer würdigen Abschiedsfeier in der Aula vor den Lehrern und Schülern der ganzen Anstalt statt. Direktor Hachtmann richtete herzliche Worte verbunden mit Wünschen für unseren weiteren Lebensweg an uns. Zum Schluß sang der gemischte Chor das schöne Mendelssohnsche Lied „Nun zuguterletzt geben wir dir jetzt auf die Wand'rung das Geleite!“ Wir erhielten unsere Zeugnisse, und ich konnte darin mit Befriedigung lesen: „Seine Leistungen in der Mathematik waren in der schriftlichen Abschlußprüfung genügend, in der mündlichen gut.“

Direktor und Lehrer der Prima schüttelten uns die Hand zum Abschied, und als ich vor dem guten Hildebrandt stand, sagte er mir lächelnd die freundlichen Worte: „Sehen Sie, Vogt, der

Schlußakkord war denn doch gut!“\*)

Als ich nach der Abschiedsfeier in der Aula, an der auch mein Vater teilgenommen hatte, mit ihm und meinem Bruder Adolf vom Gymnasium zur Saalebrücke hinunterging, blieb der gute Vater stehen, umarmte mich und gab mir einen Kuß. Er sagte dazu, er wisse, welchen Kraftaufwand mich mein großer Erfolg in der Mathematik gekostet habe und er wolle mir deswegen für meinen Fleiß danken. Nicht gewöhnt an väterliche Zärtlichkeiten haben mich diese Worte meines Vaters sehr gerührt.

Nach der förmlichen Abschiedsfeier der Abiturienten im Gymnasium sollte noch in privatem Kreis eine endgültige Schlußfeier durch unsern Musikverein veranstaltet werden, bei der ich auf Wunsch der Mitglieder zum letzten Mal ein Konzert dirigieren sollte. Wir wollten mit unserer Musik dem Direktor des Gymnasiums Prof. Hachtmann unsern Dank dafür, daß er mir die Genehmigung zur Gründung des Musikvereins bereitwillig gegeben hatte, zum Ausdruck bringen und an einem Abend im Saal der Restauration „Zum Erbprinzen“, ganz nahe bei unserem Gymnasium gelegen, ihm, unsern Lehrern, den Angehörigen der Musikanten und andern Liebhabern der Musik eine Freude machen und ihnen zeigen, daß wir in zweieinhalb Jahren unseres Bestehens dazugelernt hätten. Mein kleines Orchester, das etwa einer sog. Pariser Besetzung entsprach, bestand aus einigen Geigenspielern, Bratschisten, zu denen auch mein Bruder Adolf gehörte, einem Cello, das der wackere Karl Drosihn geschickt handhabte, einer Flöte und einem Horn, das der Schuldiener Vötisch, ein ehemaliger Militärmusiker, wunderschön zu blasen verstand. Ein Klavier und ein Harmonium vervollständigten die Besetzung. Mit diesem „Orchester“ spielte ich zum

---

\*) Viele Jahre später erst habe ich erfahren, daß mein Sieg über meine Mängel in der Mathematik einen bleibenden Eindruck im Bernburger Gymnasium hinterlassen hat. Den späteren Generationen wurde ich als Vorbild hingestellt dafür, daß es der Jugend möglich ist, unter Anspannung aller Willenskraft bestehende Mängel in der Anlage zu überwinden. Mein Freund Wolfgang Pietscher hat als Oberlehrer meinen beispielhaften Sieg über die Mathematik in einer Ansprache an seine Schüler unter dem Motto beleuchtet: „Gott ist in dem Schwachen mächtig“. Ich habe ihn ausgelacht und belehrt, daß es der Gott in der eigenen starken Brust und nicht in einem Schwachen war, der mich über die Widerstände triumphieren machte.

Konzertbeginn den Hochzeitsmarsch aus der edlen und sehr melodischen Hochzeitsmusik von Adolf Jensen, die ich einst in der Kindheit von meinen Eltern im vierhändigen Spiel gehört und bearbeitet hatte. Mit einem schweren Dirigentenstab meines Vaters aus Ebenholz mit einem Elfenbeinkopf geriet ich beim Dirigieren so in Schwung, daß die Elfenbeinspitze sich ablöste und beinah einem Zuhörer an den Kopf geflogen wäre, was Heiterkeit hervorrief. Hiernach sangen wir verschiedene Männerchöre, darunter einen mannhaften Sang aus einem Oratorium „Frithjof“, wo der Held auf seinem Schiff „Elida“ über die Meere fuhr. Sätze aus Quartetten wurden gespielt, ich sang in Duetten mit und trug auf dem Klavier zwei Sätze einer Beethoven-sonate vor. Nach einigen kleineren Stücken wurde das Konzert mit dem klangschönen letzten Satz aus der Jensenschen Hochzeitsmusik im fortissimo beschlossen. Wir ernteten reichen Beifall, und als wir uns schon zu einem stärkenden Schluck unter die Gäste mischen wollten, erhob sich Direktor Hachtmann zu einer Ansprache, in der er mit herzlichen Worten für das wohlgelungene Konzert dankte, die musikalischen Aufführungen des Abends als ein schönes Zeugnis unserer Kunstbegeisterung pries und etwa folgendes sagte: „In diesen Tagen, wo der Schüler nach wohlbestandenem Abiturientenexamen das Gymnasium verläßt, in dem er vor allen andern das Banner des Idealismus hochgehalten hat, ist es mir als dem Direktor der Anstalt ein Bedürfnis, unserm Karl Vogt an diesem Abend nach dem letzten von ihm geleiteten Konzert für seine Leistungen in der Kunst und besonders auf dem Gebiet der edlen Musik meine Anerkennung und meinen Dank zu sagen. Möge er sich seinen so oft gezeigten Idealismus auch im künftigen Leben bewahren. Unsere herzlichsten Wünsche hierfür wollen wir ihm heute abend besonders aussprechen!“—Diese Worte habe ich bis auf den heutigen Tag in meinem Herzen bewahrt.

Daß der sonst beinah wortkarge Direktor Hachtmann diese anerkennenden Worte für mich fand, kam so überraschend, daß ich verlegen wurde, und als er mir die Hand reichte, konnte ich nur einige Dankesworte stammeln. Ich fühlte, daß sich auch meine Kameraden aus dem Musikverein über diese Ehrung, die allen galt, lebhaft freuten, und ich brauche nicht zu sagen, daß meine Eltern und Geschwister übergücklich waren.

In muntern Gesprächen blieben wir mit den Zuhörern noch eine Zeitlang beisammen, bis die Gäste aufbrachen und auch wir uns auf den Heimweg machten. Schweigsam wanderten wir

alle, meine Eltern und wir vier Geschwister, durch die stillen Straßen der Stadt. Dunkle Schatten der Nacht lagen über den Häusern, die Straßen waren nur schwach beleuchtet und aus wenigen Fenstern fiel spärliches Licht auf unsern Weg. Die Bewohner hatten sich schon zur Ruhe begeben, und nur hier und da begegneten wir einem Fußgänger. Im geheimnisvollen Dämmerchein gingen wir langsam unseres Weges. Ich spürte, daß auch in den Herzen meiner Lieben die unerwarteten Worte Direktor Hachtmanns umgingen und wie stolz sie auf mich waren! Selbst empfand ich keinen Stolz. Eitelkeit war mir fremd. Ich konnte nur über mich selbst nachsinnen und mich fragen, ob meine Haltung in der Schule die mir gespendete Anerkennung wirklich verdiene, ob nicht gütiges Wohlwollen Hachtmanns allein seinem Lob zugrunde lag. Der gewöhnlich mit seinem Lob so Sparsame war heute in der Öffentlichkeit mir gegenüber so auffallend aus seiner Reserve herausgetreten, daß ich mich fragte, ob er mich nicht vielleicht besser verstand als ich mich selbst.

Mein Blick ging nach oben. Der Himmel war mit unzähligen Sternen übersät, deren Licht wie Silber und Feuer glänzte. Was sagten mir die Sterne? Welche Botschaft kündeten sie mit ihrem Schimmern und Funkeln den aufgewühlten Sinnen? Ich empfing ihre Mahnung, gleich ihnen unwandelbar meine Straße zu ziehen, meinem Wesen treu zu bleiben, und über allem irdischen Tun den Sternenhimmel über uns nicht aus dem Sinn zu verlieren.

Die Tore des Lebens waren aufgetan — wohin wird mein Weg führen? Zur Musik oder in einen andern Beruf? Gleichviel — ich werde aufrecht voranschreiten und das Feld behaupten!

Dieser Abend bedeutete den Abschied aus der Hut des Elternhauses und von den Freunden. Er besiegelte auch meine Gymnasialzeit, deren letzte Jahr mir so reichen Gewinn gebracht hatte, denn es hatte mich gelehrt,

MICH SELBST ZU FINDEN.